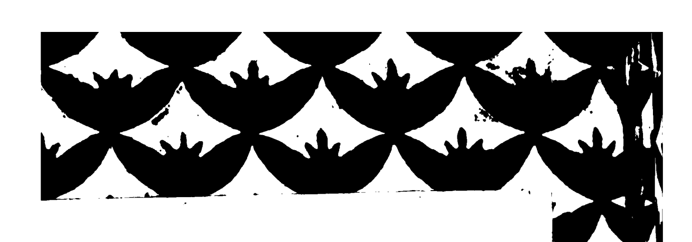




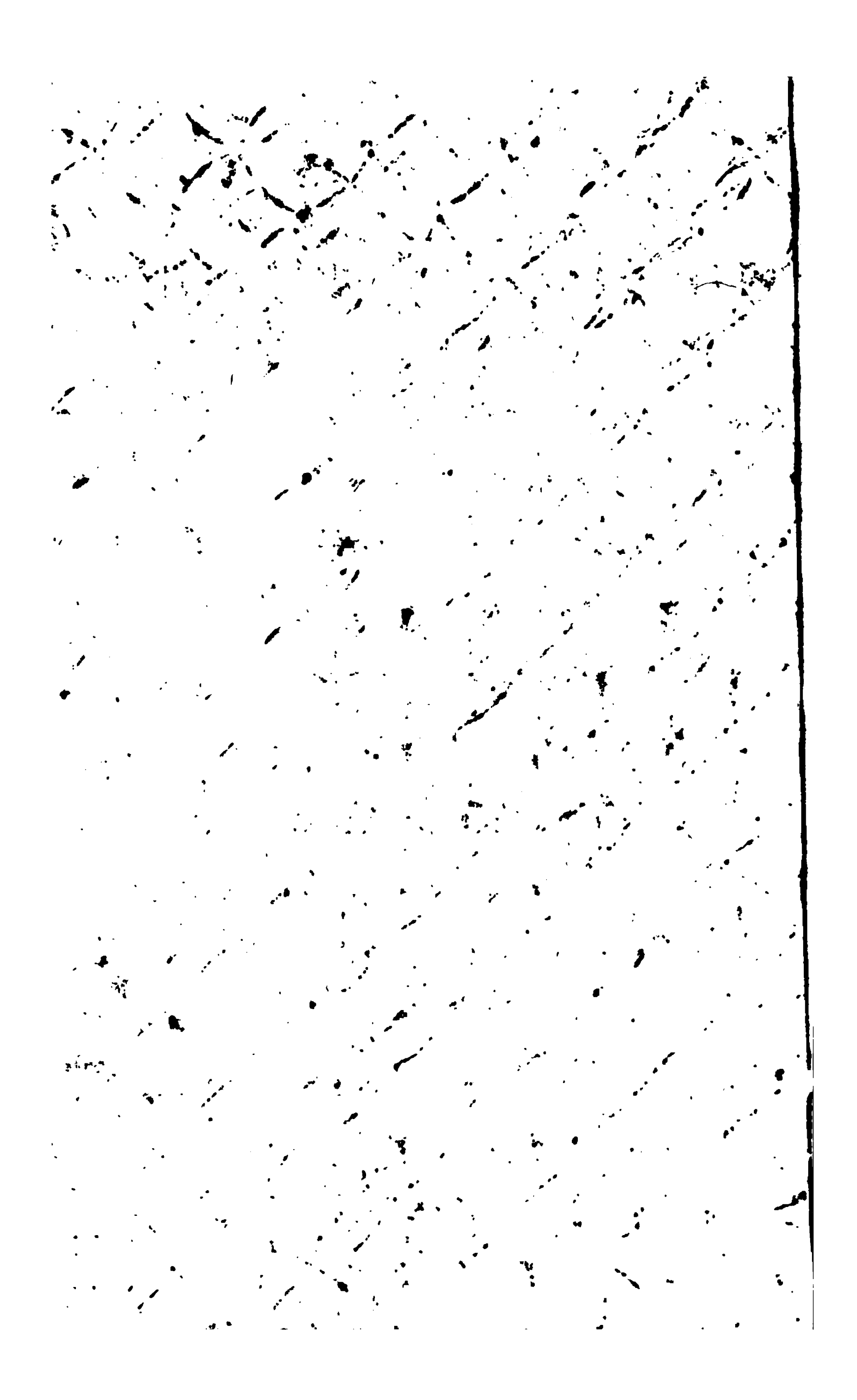


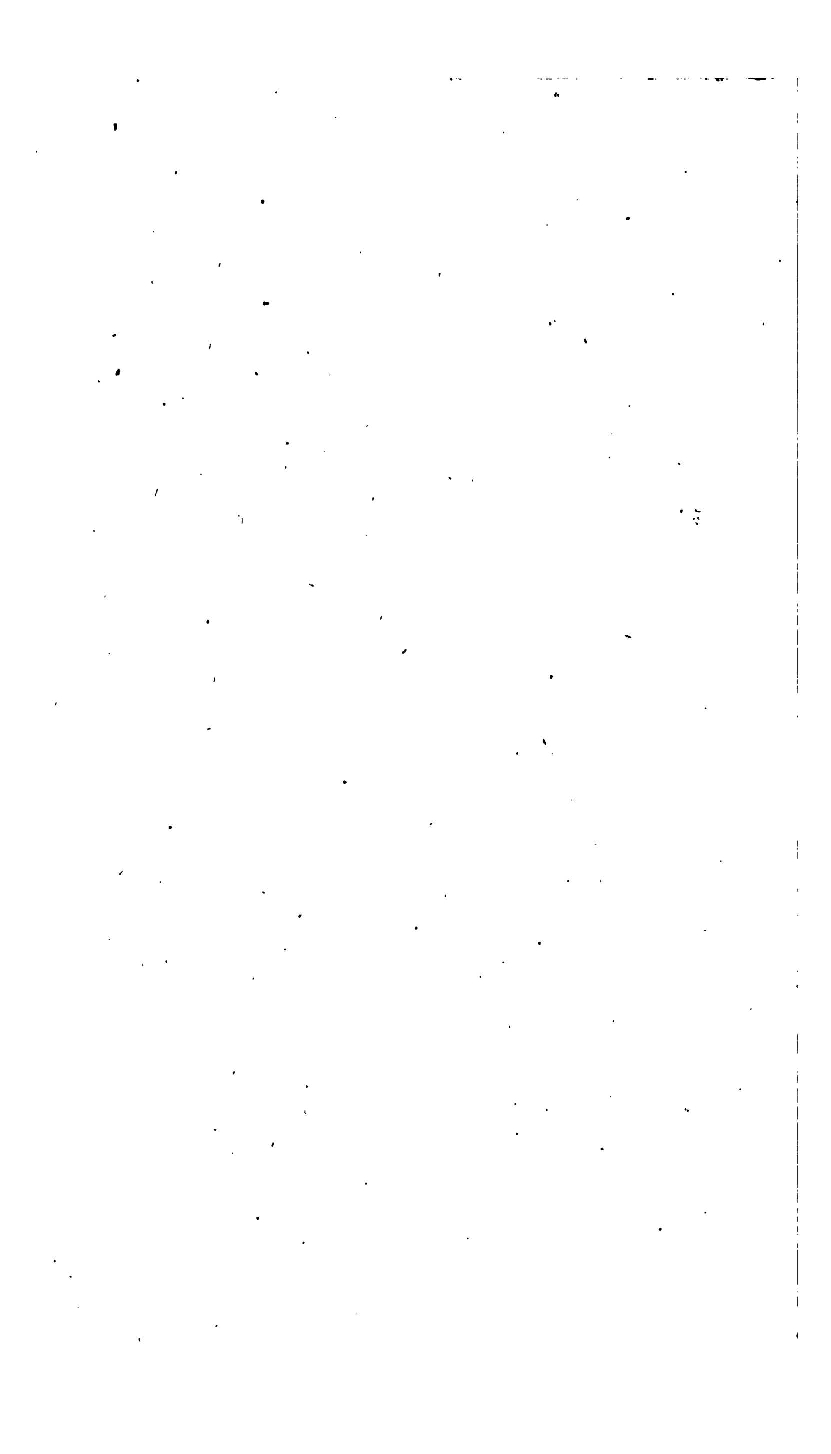
# Ex Libris



OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG - STOLBERG







# Historische Nachrichten
und
politische Betrachtungen
über die
# französische Revolution

von
Christoph Girtanner
der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor; der königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London, so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. s. w.

---

Zweyter Band.

---

Zweyte, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

Mirabeaus unzeitiger Scherz. Mirabeaus Rede. Der König in der Nationalversammlung. Santerres Klage. Bilderstürmer im Palais Royal. Uebertriebenes Lob Heinrichs des Vierten. Falsche Gerüchte. Die Nachricht von der Nachgiebigkeit des Königs kommt nach Paris. Ein, dem Herzoge von Orleans zugehöriger Brief wird aufgefangen, aber nicht geöffnet. Bericht des Herrn Garan de Coulon. Die Abgesandten der Nationalversammlung kommen nach Paris. La Fayette wird zum Kommandanten und Bailly zum Maire gewählt. Beyde kommen in Lebensgefahr. Der Pöbel will ein Mädchen aufhängen. Herrn Mouniers Bericht. Leichtsinn der Versammlung. Brief der Versammlung an den Herrn Necker. La Fayette rettet den Abbe Cordier aus den Händen des Pöbels. Bericht des Herrn Deleutre. Allgemeine Bemerkungen. Enthüllung des Plans der Verschwornen. Anekdote, den Orleans betreffend. Mirabeaus Urtheil über Orleans. Politische Betrachtungen. Der König kommt nach Paris. Herrn Bailly's Anrede an den König. Jubeln der Pariser. Moreaus Rede. Hrn. Ethis de Corny Rede. Rückreise des Königs. Besorgnisse der Königin. Es wird auf den König geschossen. Anekdote, den Orleans betreffend. Begebenheiten des Herrn Soules in der Bastille. Beaumarchais in der Bastille. La Fayette rettet den Soules. Bittschrift der Soldaten von der französischen Garde. Verordnung wegen der Handwerksgesellen. Ein Aufwiegler des Volkes wird gefangen genommen. Edelleute, welche ihre Titel aufgeben. Rede der Höckerweiber. Gefangenschaft des Herrn Berthier zu Kompiegne. Flucht der Großen. Aufruhr der Handwerksgesellen. Die Abtey Montmarte ist in Gefahr. De Launays Testament. Heruntersetzung des Brodpreises. De la Tude. Foulons Lebensgeschichte. Er giebt sich selbst für gestorben aus. Er wird nach Paris gebracht. Herr Deleutre stellt zu Montmartre die Ruhe her. Brief des Königs an den Herrn la Fayette. Aufruhr auf dem Greveplatze. Der Pöbel verlangt Foulon zu sehen; verlangt nachher, daß derselbe hingerichtet werde; und geräth in Wuth. La Fayette. Foulon wird hingerichtet. Berthier wird nach dem Rathhause gebracht. Herr

## Sechstes Buch.

Geschichte der Französischen Staatsveränderung, von der Wiederkunft des Herrn Neckers bis zu der Gefangennehmung des Königs.

## Siebentes Buch.

### Geschichte der Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie.

karden aus. Künstliche Hungersnoth zu Paris. Die Verschwornen wiegeln zu Paris den Pöbel auf. Warum die grossen Streiche vorzüglich am Montage ausgeführt wurden. Warum die Weiber den Zug anführen mußten. Volksrednerinnen im Palais Royal. Der Präsident der Nationalversammlung überreicht dem Könige, zur Genehmigung, die beschlossenen Artikel der Konstitution. Antwort des Königs. Debatten in der Versammlung über diese Antwort. Schreckliche Aeusserung des Herzogs von Chartres. Die Weiber versammeln sich zu Paris. Sie stürmen das Rathhaus. Gefahr, in welcher sich der Abbe Lefebure befand. Maillard wirft sich zum Anführer der Weiber auf. Gewaltthätigkeiten dieser Weiber. Sie ziehen durch die Thuillerien. Gefecht mit dem wachthabenden Schweitzer. Maillard beredet die Weiber, sich zu entwaffnen. Zug nach Versailles. Ankunft zu Chaillot; zu Sevres. Gewaltthätigkeiten der Weiber. Freche Reden derselben. Männer in Weiberkleidern. Lästerungen der Weiber. Berathschlagungen der gedungenen Königsmörder. Gewaltthätigkeiten, welche die Weiber zu Viroflay an einigen Reutern verübten. Ankunft der Weiber zu Versailles. Sie verführen die Soldaten und verfolgen die Gardes du Korps. Herr de Savonnieres wird verwundet. Der König befindet sich auf der Jagd. Er kommt nach Versailles zurück. Nationalversammlung. Unterredung zwischen Mirabeau und Mounier. Die Weiber erscheinen vor den Schranken der Versammlung. Maillards Rede. Gesandtschaft der Versammlung an den König. Abgesandte Weiber. Unterredung derselben mit dem Herrn de St. Priest. Unverschämte Rede des Maillard in der Versammlung. Lästerungen und Drohungen, welche die Weiber gegen die königliche Familie ausstießen. Mirabeau und Barnave. Schändliches Betragen des Herzogs von Orleans. Die Gardes du Korps. Die Bürgermilitz von Versailles. Destaing. Anstalten zu der Flucht des Königs. Der König weigert sich zu fliehen. Heldenmuth der Königin. Mademoiselle Theroigne de Mericourt. Mirabeau wiegelt die

Soldaten auf. Ausgelassenheit und Freventhaten des Pöbels. Betrachtungen über die bey einem Aufruhr zu nehmenden Maasregeln. Unterhandlungen des Herrn le Cointre mit den Meuchelmördern. Die Meuchelmörder nähren sich von gebratenem Pferdefleisch. Herr Mounier auf dem Schloße. Er bringt die erzwungene Genehmigung des Königs nach der Versammlung. Ein Theil der Weiber kehrt nach Paris zurück und wird daselbst sehr gut aufgenommen. Es versammelt sich zu Paris die Bürgermiliz auf dem Greveplatze. La Fayette wird genöthigt, seine Truppen nach Versailles zu führen. Abzug der Miliz von Paris. Ankunft derselben zu Versailles. Unterredung des Herrn la Fayette mit dem Könige. Unterredung des Herrn Gouvion mit dem Herrn Chauchard. Destaings unbesonnenes Betragen. Die Nacht vom fünften zum sechsten Oktober. Der Morgen des sechsten Oktobers. Ermordung der Gardes du Korps. Gefahr, in welcher sich die Königin nebst dem Könige befand. Gefecht des Herrn Durepaire mit seinen Mördern. Schreckliche Grausamkeit des Pariser Pöbels. Der Kopfabhauer. Herr Miomandre rettet das Leben der Königin. Neue Verfolgung der Gardes du Korps. La Fayette erscheint. Der König bittet um Pardon für seine Leibwache. Erhabener Muth der Königin. Verschworene in Weiberkleidern. Orleans. Mirabeaus Frechheit. Reise nach Paris. Ankunft daselbst.

---

# Fünftes Buch.

## Geschichte der französischen Staatsveränderung von der Abreise des Herrn Neckers, bis nach seiner Wiederkunft.

Der Morgen des vierzehnten Julius. Antheil des Herzogs von Orleans an den Begebenheiten dieses Tages. Falsche Gerüchte. Versuch der Räuber, den königlichen Schatz zu plündern. Gesandtschaft an den Gouverneur der Bastille, Hrn. de Launay. Antwort des Gouverneurs. Zustand der Bastille. Besatzung, welche sich in derselben befand. Karthäuser auf dem Rathhause. Verwirrung des Hrn. de Flesselles. Falsche Zeitung. Der Pöbel bemächtigt sich des Waffenvorrathes in dem Hotel der Invaliden. Offiziere der Franz. Garde. Falsches Gerücht. Hr. de la Roziere bringt Nachrichten von der Bastille. Angriff der Bastille. Zweyter Angriff. Es wird Feuer angelegt. Mademoiselle de Monsigny auf dem Scheiterhaufen. Bonnemer rettet sie aus dem Feuer. Die Besatzung in der Bastille kapitulirt. Die Bastille wird eingenommen. Drey gefangene Invaliden. Hinrichtung des Gouverneurs und seiner Staabsoffiziere. Rettung eines Gefangenen. Ermordung des Hrn. de Flesselles. Gefahr, in welcher der Prinz von Montbarrey sich befand. Jubel des Volkes. Menschenkenntniß des Hrn. Deleutre. Die Nacht von dem vierzehnten zu dem funfzehnten Julius. Falsche Gerüchte. Muth des Abbe Lefebure. Die Armee auf dem Märzfelde zieht sich zurück. Die Nationalversammlung sendet Abgesandte an den König. Antwort des Königs. Zweyte

---

Fünftes

# Fünftes Buch.

## Geschichte der französischen Staatsveränderung von der Abreise des Herrn Neckers, bis nach seiner Wiederkunft.

Der Morgen des vierzehnten Julius. Antheil des Herzogs von Orleans an den Begebenheiten dieses Tages. Falsche Gerüchte. Versuch der Räuber, den königlichen Schatz zu plündern. Gesandtschaft an den Gouverneur der Bastille, Hrn. de Launay. Antwort des Gouverneurs. Zustand der Bastille. Besatzung, welche sich in derselben befand. Karthenser auf dem Rathhause. Verwirrung des Hrn. de Flesselles. Falsche Zeitung. Der Pöbel bemächtigt sich des Waffenvorrathes in dem Hotel der Invaliden. Offiziere der Franz. Garde. Falsches Gerücht. Hr. de la Roziere bringt Nachrichten von der Bastille. Angriff der Bastille. Zweyter Angriff. Es wird Feuer angelegt. Mademoiselle de Monsigny auf dem Scheiterhaufen. Bonnemer rettet sie aus dem Feuer. Die Besatzung in der Bastille kapitulirt. Die Bastille wird eingenommen. Drey gefangene Invaliden. Hinrichtung des Gouverneurs und seiner Staabsoffiziere. Rettung eines Gefangenen. Ermordung des Hrn. de Flesselles. Gefahr, in welcher der Prinz von Montbarrey sich befand. Jubel des Volkes. Menschenkenntniß des Hrn. Deleutre. Die Nacht von dem vierzehnten zu dem funfzehnten Julius. Falsche Gerüchte. Muth des Abbe Lefebure. Die Armee auf dem Märzfelde zieht sich zurück. Die Nationalversammlung sendet Abgesandte an den König. Antwort des Königs. Zweyte

Antwort. Wirkung der Einnahme der Bastille auf den Hof. Anekdote. Die Höflinge hintergehen den König, aber der Herzog de Liancourt sagt die Wahrheit. Mirabeaus unzeitiger Scherz. Mirabeaus Rede. Der König in der Nationalversammlung. Santerres Klage. Bilderstürmer im Palais Royal. Uebertriebenes Lob Heinrichs des Vierten. Falsche Gerüchte. Die Nachricht von der Nachgiebigkeit des Königs kommt nach Paris. Ein, dem Herzoge von Orleans zugehöriger Brief wird aufgefangen, aber nicht geöffnet. Bericht des Herrn Gazan de Coulon. Die Abgesandten der Nationalversammlung kommen nach Paris. La Fayette wird zum Kommandanten und Bailly zum Maire gewählt. Beyde kommen in Lebensgefahr. Der Pöbel will ein Mädchen aufhängen. Herrn Mouniers Bericht. Leichtsinn der Versammlung. Brief der Versammlung an den Herrn Necker. La Fayette rettet den Abbe Cordier aus den Händen des Pöbels. Bericht des Herrn Deleutre. Allgemeine Bemerkungen. Enthüllung des Plans der Verschwornen. Anekdote, den Orleans betreffend. Mirabeaus Urtheil über Orleans. Politische Betrachtungen. Der König kommt nach Paris. Herrn Bailly's Anrede an den König. Jubeln der Pariser. Moreaus Rede. Herrn Ethis de Corny Rede. Rückreise des Königs. Besorgnisse der Königinn. Es wird auf den König geschossen. Anekdote, den Orleans betreffend. Begebenheiten des Herrn Soules in der Bastille. Beaumarchais in der Bastille. La Fayette rettet den Soules. Bittschrift der Soldaten von der französischen Garde. Verordnung wegen der Handwerksgesellen. Ein Aufwiegler des Volkes wird gefangen genommen. Edelleute, welche ihre Titel aufgeben. Rede der Höckerweiber. Gefangenschaft des Herrn Berthier zu Kompiegne. Flucht der Großen. Aufruhr der Handwerksgesellen. Die Abtey Montmarte ist in Gefahr. De Launays Testament. Heruntersetzung des Brodpreises. De la Tude. Foulons Lebensgeschichte. Er giebt sich selbst für gestorben aus. Er wird nach Paris gebracht. Herr Deleutre stellt zu Montmartre die Ruhe her. Brief

des Königs an den Herrn la Fayette. Aufruhr auf dem Greveplatze. Der Pöbel verlangt Foulon zu sehen; verlangt nachher, daß derselbe hingerichtet werde; und geräth in Wuth. La Fayette. Foulon wird hingerichtet. Berthier wird nach dem Rathhause gebracht. Herr Bailly verhört ihn. Berthier wird hingerichtet. Kanibalischer Triumphzug durch die Straßen. Herrn Etiennes de la Riviere Bericht über Berthier. La Fayette legt seine Stelle nieder. Preßfreyheit. La Fayette nimmt die niedergelegte Stelle wiederum an. Berathschlagungen in der Nationalversammlung über diese Vorfälle. Mirabeau wiegelt das Volk gegen den Pariser Bürgerrath auf. Vertheidigung des Bürgerrathes. Errichtung einer Staatsinquisition. Angeber. Neckers Rückreise. Er erscheint vor der Nationalversammlung. Cicero und Necker; La Fayette und Cato. Neckers Reise nach Paris. Folgen derselben. Zustand der Stadt Paris. Zustand der Provinzen.

---

Sed praecipuum ipse Vitellius ostentum erat, ignarus militiæ, improvidus consilii. Quis ordo agminis, quæ cura explorandi, quantus urgendo trahendove bello modus, alios rogitans et ad omnes nuntios vultu quoque et incessu trepidus; dein temulentus . . . . Dum dispergit vires, accerrimum militem, et usque in extrema obstinatum, trucidandum capiendumque tradidit, peritissimis centurionum dissentientibus, et, si consulerentur, vera dicturis. Arcuere eos intimi amicorum Vitellii, ita formatis principis auribus, ut aspera quae utilia, nec quidquam nisi jucundum et laesurum acciperet.

Tacit. Histor. l. 3.

---

An dem vierzehnten Julius des Jahres 1789 ereignete sich diejenige große Begebenheit, welche das Schicksal

Frankreichs entschied. Schon gegen sechs Uhr des Morgens waren alle Strassen der Stadt Paris mit einer ungeheuren Menge Menschen von jedem Alter, Range und Geschlecht angefüllt, welche unruhig und mit allerley Waffen versehen, hin und her liefen. Auf Befehl des Herzogs von Orleans, und auf dessen Kosten wurden 600 Spieße verfertigt, um das Volk zu bewaffnen, a) und die Bedienten des Herzogs führten selbst in ihrer rothen, mit Silber verbrämten Livree, den bewaffneten Pöbel an. b) Diejenigen, welche Herr de Flesselles an dem vorigen Abende nach dem Kartheuserkloster und nach andern Orten gesandt hatte, um dort Waffen zu holen, kamen wüthend und schäumend zurück, weil sie an allen den angezeigten Orten keine Waffen hatten finden können. Sie behaupteten: man wolle nur Zeit gewinnen; man spotte ihrer; und alle Mitglieder des beständigen Ausschusses seyen Verräther, welche aufgehängt werden müßten. Während des fürchterlichen Geschreyes dieser Leute kam ein Trauerbote nach dem andern auf dem Rathhause an. Gegen 7 Uhr drängte sich ein erschrockener Haufe in den Saal, welcher sagte: das Regiment Royal Allemand setze sich am Thore in Schlachtordnung. Ein anderer Haufe stürzte sich mit fürchterlichem Geschrey herein, und gab vor: die Regimenter Royal Allemand und Royal Cravatte seyen in die Vorstadt St. Antoine eingerückt und hieben Alles vor sich nieder, ohne Rücksicht auf Alter, oder Geschlecht; die Kanonen seyen in den Straßen aufgepflanzt; die Straßen seyen mit Soldaten angefüllt; das Blut fließe stromweise; und bald werde

a) Procédure criminelle du Châtelet. Témoin 48. 104.

b) Procédure crim. du Châtelet. Témoin 79.

die ganze Vorstadt St. Antoine von Grund aus zerstört seyn. In demselbigen Augenblicke kam ein anderer Haufe, und sagte aus: die zu St. Denis postierten Regimenter seyen im Anmarsche begriffen. Bey allen diesen schrecklichen Nachrichten blieb der beständige Ausschuß ruhig und unerschrocken. Er schickte Boten nach der Vorstadt St. Antoine und andere Boten nach allen Distrikten mit dem Befehle, überall Lärm zu schlagen, die Sturmglocken zu läuten, das Pflaster aufzunehmen, tiefe Gruben zu graben, Verschanzungen zu machen, und sich gegen den anrückenden Feind in Vertheidigungsstand zu setzen. Die Boten kamen zurück, und sagten: es wäre ein falscher Lärm; in der Vorstadt St. Antoine sey alles ruhig, und das Regiment Royal Allemand scheine eher geneigt, sich wegzubegeben, als vorzurücken.

Nun kam die Nachricht, daß die Räuberbande, welche das Kloster zu St. Lazare geplündert hatte, sich wiederum versammle, und Willens sey, den königlichen Schatz und die Diskontokasse zu plündern. Der Ausschuß verhinderte dies, indem er nach beyden Orten starke Wache sandte.

Gegen acht Uhr des Morgens kamen einige Personen nach dem Rathhause, welche aussagten: die Husaren rückten in der Vorstadt St. Antoine vor, und die Kanonen auf den Thürmen der Bastille seyen gegen die Straße gerichtet. Um Blutvergießen zu verhüten, schickte der beständige Ausschuß einige Abgesandte nach der Bastille, mit dem Gouverneur derselben, Herrn de Launay, zu sprechen: ihn zu bitten, daß er die Kanonen zurückziehen laßen; und sein Ehrenwort zu verlangen, daß er keine Feindseligkeiten anfangen wolle: wogegen man ihm verspreche, daß das Volk sich auch gegen ihn ruhig

---

# Fünftes Buch.

## Geschichte der französischen Staatsveränderung von der Abreise des Herrn Neckers, bis nach seiner Wiederkunft.

Der Morgen des vierzehnten Julius. Antheil des Herzogs von Orleans an den Begebenheiten dieses Tages. Falsche Gerüchte. Versuch der Räuber, den königlichen Schatz zu plündern. Gesandtschaft an den Gouverneur der Bastille, Hrn. de Launay. Antwort des Gouverneurs. Zustand der Bastille. Besatzung, welche sich in derselben befand. Karthenser auf dem Rathhause. Verwirrung des Hrn. de Flesselles. Falsche Zeitung. Der Pöbel bemächtigt sich des Waffenvorrathes in dem Hotel der Invaliden. Offiziere der Franz. Garde. Falsches Gerücht. Hr. de la Roziere bringt Nachrichten von der Bastille. Angriff der Bastille. Zweyter Angriff. Es wird Feuer angelegt. Mademoiselle de Monsigny auf dem Scheiterhaufen. Bonnemer rettet sie aus dem Feuer. Die Besatzung in der Bastille kapitulirt. Die Bastille wird eingenommen. Drey gefangene Invaliden. Hinrichtung des Gouverneurs und seiner Staabsoffiziere. Rettung eines Gefangenen. Ermordung des Hrn. de Flesselles. Gefahr, in welcher der Prinz von Montbarrey sich befand. Jubel des Volkes. Menschenkenntniß des Hrn. Deleutre. Die Nacht von dem vierzehnten zu dem funfzehnten Julius. Falsche Gerüchte. Muth des Abbe Lefebure. Die Armee auf dem Märzfelde zieht sich zurück. Die Nationalversammlung sendet Abgesandte an den König. Antwort des Königs. Zweyte

„Mann Begleitung dort gewesen; wir haben den Hrn.
„Prior und Subprior aufgefordert, uns sogleich die
„verlangten Waffen auszuliefern, wobey wir bemerk-
„ten: der von Ihnen gegebene Befehl ließe gar keinen
„Zweifel übrig, daß in dem Kloster Waffen vorhanden
„seyn müßten. Diese haben uns geantwortet: sie kön-
„nen nicht begreifen, woher es komme, daß man so
„vielen Distrikten dergleichen Befehle gegeben habe; nie-
„mals sey eine Flinte in ihrem Hause gewesen, solche
„Befehle setzten sie der allergrößten Gefahr aus, indem
„sich in der Stadt das falsche Gerücht verbreite: ihr
„Kloster enthalte einen versteckten Waffenvorrath.
„Schon seit mehr als zwölf Stunden seye das Kloster
„mit einer ungeheuren Menge Menschen angefüllt, und
„werde es unaufhörlich mehr und mehr. Alle sagten,
„sie kämen, um die versteckten Waffen zu suchen. Die
„größte Vorsicht und Hülfe aller Rechtschaffenen habe bis
„jetzt kaum zugereicht, ihr Kloster vor der Plünderung
„zu sichern; eine schon tausendmal und von mehr als
„zwanzig verschiedenen Patrouillen wiederholte Untersu-
„chung habe hinlänglich bewiesen, daß in ihrem Kloster
„auch nicht eine einzige Flinte versteckt sey. Nach dieser
„Erklärung haben wir von Ihnen verlangt, daß Sie uns
„hierher begleiten sollten. Da sind diese Väter, und
„Sie, mein Herr, wollten Sie uns wohl das Geheim-
„niß erklären?“

Herr von Flesselles schien bey dieser Anrede verwirrt und stotterte; endlich aber sagte er: „ich habe mich ge-
„irrt . . . man hat mich betrogen.“ Mit dieser Ant-
wort unzufrieden, verlangte Herr Joly, daß ihm Herr von Flesselles schriftlich gebe: in dem Kartheuserkloster seyen keine Waffen zu finden. Herr von Flesseles that

es. Dieser Vorfall brachte in den Gemüthern Derjenigen, die nun schon seit 24 Stunden Waffen verlangten, und durch eitle Versprechungen bis jetzt waren hingehalten, und vergeblich von einem Orte zum andern gesandt worden, Ungeduld, Erbitterung und Wuth auf den höchsten Grad.

In diesem Augenblicke erschien ein Unbekannter in einem blauen, mit Gold verbrämten Rocke, in Stiefeln, ganz mit Staube bedeckt und stark schwitzend, auf dem Rathhause. Er schien sehr eilig zu seyn. Er komme, sagte er, von der Vorstadt St. Antoine, und diese sey voller Dragoner und Husaren, welche im Anrücken begriffen wären; um sie aufzuhalten, habe er alles, was er nur habe finden können, in die Straße werfen lassen: Holz, Steine, Stühle, Wagen, Karren; das werde sie aber nicht lange aufhalten; Hülfe sey nothwendig, und zwar schleunige Hülfe. Andere, die aus der Vorstadt St. Antoine kamen, versicherten: von Allem, was der Unbekannte gesagt habe, sey kein einziges Wort wahr.

Zwischen 10 und 11 Uhr kam Herr Ethis de Corny, welcher nach dem Hotel der Invaliden gesandt worden war, zurück, und stattete dem Ausschusse von seiner Gesandtschaft Bericht ab. Er habe, sagte er, das Hotel mit einer großen Menge Volks umgeben gefunden; Herr von Sombreuil, der Gouverneur des Hotels, habe ihm gesagt: er hätte schon den Abend vorher gehört, daß man zu ihm kommen wolle, um bey ihm Waffen abzuholen; da er aber über diese Waffen, die bey ihm blos niedergelegt wären, nicht befehlen könne, so habe er es für nöthig gehalten, einen Eilboten nach Versailles zu schicken, um von dort Verhaltungsbefehle zu verlangen; er wünschte sehr, daß man die Rückkehr die-

ses Eilboten abwarten möchte; übrigens versichere er, daß er den Wahlherren und allen Bürgern der Hauptstadt von Herzen ergeben sey. Diese Antwort brachte Herr Ethis de Corny an das, vor dem Thore versammelte Volk zurück. Alle waren es zufrieden, so lange zu warten, bis der Eilbote zurückkomme. Einige lobten sogar das Verfahren. Hierauf kam Herr von Sombreuil selbst heraus; wiederholte, was er gesagt hatte; versicherte auf seine Offiziersehre dem Volke, daß er demselben von Herzen ergeben sey; und ließ, als einen Beweis seiner Zuneignng, die Thore öffnen. In diesem Augenblicke trat Einer unter dem Haufen hervor und sagte: bey dem kleinsten Aufschube sey die größte Gefahr vorhanden, und nun sey keine Zeit mehr zu verlieren, wenn nicht alles untergehen solle. Diese Rede wirkte auf das Volk. Im ersten Augenblicke war es entschlossen, die Waffen mit Gewalt wegzunehmen; und im zweyten Augenblicke war der Entschluß schon ausgeführt. Der ganze Haufe stürzte hinein; drang in alle Zimmer des Hotels, und auch in die verborgenen Gewölber; den Schildwachen nahm man die Flinten weg; im Hofe fand man Kanonen; und in einem unterirrdischen Gewölbe 30,000 Flinten auf Stroh liegend. Viele erstickten, und blieben todt in dem finstern Keller, in welchem die Waffen lagen, und wohin sich alle auf einmal drängten, so daß man weder vorwärts noch rückwärts konnte. An die Kanonen wurden Pferde gespannt, und diese sogleich weggeführt. Der Vorfall ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß nur wenige Schritte davon, auf dem Märzfelde, a) das ganze Lager der um Paris versam-

---

a) Märzfeld, champ de Mars, heißt es, weil vormals die,

welten Schweizerregimentern lag. Es ist unbegreiflich, daß sich Besenval, der Kommandant, gar nicht rührte. Man behauptet, es sey deswegen geschehen, weil er sich fürchtete, der Pöbel möchte ihm sein schönes, in Paris gelegenes Haus, zerstören und verbrennen. a)

Nachdem dieser Bericht geendigt war, traten zwey, noch ganz junge Offiziere der französischen Garde, in den Saal des Rathhauses. Sie sagten: sie kämen, zufolge der an sie ergangenen Einladung, um zu erfahren, worin sie dem gemeinen Wesen nützlich seyn könnten. Herr von Flesselles fragte: was das für eine Einladung sey, von der sie sprächen? Darauf übergaben sie ihm folgendes Billet, welches sie ihn baten, laut vorzulesen.

„Die beyden Kompagnien der .... Kasernen sollen sich präzis um 11 Uhr vor dem Rathhause in Schlachtordnung stellen.“

Herr von Flesselles fragte: Von wem sie das Billet erhalten hätten? Sie schienen verwirrt, und antworteten: daß sie geglaubt hätten, man habe ihnen dasselbe von dem Rathhause zugeschickt. Darauf antwortete der Ausschuß: das Billet sey von Niemand unterschrieben; ihr Anerbieten könne der Stadt nur auf den Fall angenehm seyn, wenn sie mit den Bürgern vereinigt und zur Vertheidigung derselben fechten wollten. Die Offiziere antworteten: sie seyen zwar bereit, ihr Blut für

---

den Geschichtforschern hinlänglich bekannten, Volksversammlungen, im Monate März, auf demselben gehalten wurden.

a) Rivarol Journal politique national des Etats généraux, p. 72. 73.

das Vaterland zu vergießen, aber sie können keinen andern Befehlen gehorchen, als den Befehlen ihrer Oberoffiziere. Indessen standen die beyden Kompagnien schon in Schlachtordnung vor dem Rathhause. In demselbigen Augenblicke stürzte sich ein furchtsamer Hause, zitternd und bleich, in die Rathsstube und sagte: die Husaren wütheten in der Vorstadt St. Antoine. Der Ausschuß bat die beyden Offiziere, mit ihren Soldaten den anrückenden Husaren entgegen zu gehen. Die Offiziere schlugen es ab, unter dem Vorwande, daß sie von ihren Obern keinen Befehl dazu erhalten hätten. Die Soldaten auf dem Platze riefen aus: sie seyen bereit, den Husaren entgegen zu ziehen. Man gab ihnen daher andere Offiziere, und beyde Kompagnien marschirten ab, kamen aber bald wieder, weil sie keinen Feind gefunden hatten.

Die nach der Bastille geschickten Abgesandten waren nun schon zwey Stunden lang entfernt, und noch hatte man von ihnen keine Nachricht. Man wollte diesen Umstand in Berathschlagung nehmen, als Herr de la Roziere in den Saal trat und ankündigte: er bringe Nachrichten von der Bastille. Bey diesem Worte entstand eine allgemeine Stille, und nun erzählte er: Es sey zwar um die Bastille viel Volk versammelt, doch könne man noch ziemlich leicht durchkommen; man habe die Brücken niedergelassen, und ihn zum Gouverneur geführt, bey welchem er die vorher abgeschickten Gesandten beym Frühstücke angetroffen habe; sie wären aber gleich nachher weggegangen; er habe Hrn. de Launay gebeten, die Kanonen auf den Thürmen wegnehmen zu lassen; darauf habe der Gouverneur geantwortet: dies dürfe er ohne einen königlichen Befehl nicht thun, aber die Kanonen

seyen schon aus den Schießlöchern zurückgezogen, und von den Laveten genommen. Die Offiziere und Soldaten, fuhr er fort, hätten nach einer Anrede, welche er an sie gehalten habe, einstimmig geschworen: daß sie weder schießen, noch auf irgend eine andere Weise Jemand verwunden würden, wenn man sie nicht zuerst angriffe, und folglich zur Vertheidigung nöthige. Er habe alsdann verlangt, auf die Thürme zu gehen, um alles selbst zu sehen; und Herr de Launay wäre mit ihm heraufgegangen. Er sey, setzte er hinzu, mit demjenigen, was er gesehen habe, vollkommen zufrieden, und überzeugt, daß man auf das gegebene Wort des Gouverneurs sicher rechnen dürfe.

Diese Nachricht, daß Herr de Launay versprochen habe, nicht zu schießen, wenn er nicht angegriffen werde, wurde sogleich dem versammelten Volke auf dem Greveplatze bekannt gemacht. Alles dieses bestätigten auch die ersten Abgesandten, welche in diesem Augenblicke zurückkamen, und bis jetzt von dem Volke waren angehalten worden. Auch diese zweyte Nachricht wollte man dem Volke bekannt machen. Die Abgesandten giengen die Treppe herunter, und begaben sich auf den Balkon vor dem Rathhause; der Trompeter fieng an zu blasen, um Aufmerksamkeit unter dem Haufen zu erregen, und Stillschweigen zu gebieten, als man, von der Seite der Bastille her, einen Kanonenschuß hörte. In demselbigen Augenblicke schrie der ganze versammelte Haufe, auf eine gräßliche Weise: „Verrath! Verrath! Verrath!"

Eine halbe Stunde nachdem Herr de la Roziere die Bastille verlassen hatte, und nach dem Rathhause zurückgekehrt war, kam ein ungeheurer Haufe Volks,

mit Flinten, Säbeln, Degen und Aexten bewaffnet, vor der Bastille an: es waren eben die, welche das Invalidenhaus gestürmt, und dort die Waffen weggenommen hatten. Das Volk rief den Soldaten und den Schildwachen auf den Thürmen der Bastille, zu: „Wir wollen „die Bastille! Wir wollen die Bastille! Uebergebt uns „die Bastille! Weg mit den Soldaten!" Ein Offizier antwortete diesen Leuten; er bat sie, sich weg zu begeben; er stellte ihnen vor, daß sie sich, wenn sie es wagen sollten, sich zu nähern, einer grossen Gefahr aussetzen würden. Aber diese Vorstellungen halfen nichts; vielmehr nahm der Muth des Pöbels zu, da er sah, daß man sich mit ihm in Unterredung einließ, statt zu schießen. Zwey Kerle aus dem Haufen waren sogar frech genug, auf das niedrige Dach des Wachthauses zu klettern, und die Ketten der Brücken mit Aexten abzuhauen, ohne daß die Besatzung in der Bastille einen Schuß gethan hätte: sie bat nur, von diesem Vorhaben abzustehen. Jene kehrten sich nicht daran; sie ließen beyde Zugbrücken nieder, und noch schoß man nicht auf sie. Durch diese unzeitige Schonung kühn gemacht, drangen sie weiter vor, in den innern Hof, zur innern Zugbrücke, und schossen nun zuerst auf die Soldaten in der Bastille. Die Soldaten schossen wieder; und so fieng sich das Gefecht an. Nach den ersten Schüssen der Soldaten begab sich der Haufe in Unordnung zurück, und versteckte sich unter einem Gewölbe, unter welchem derselbe auf die Soldaten unaufhörlich fort schoß, jedoch ohne es zu wagen, sich aufs neue der Brücke zu nähern. Bald nachher sah man, von den Thürmen der Bastille, in der Ferne eine Fahne, welcher eine grosse Menge Volks nachfolgte. Sie näherte sich, und bald hörte man den Lärm der Trommeln und ein

großes jubelndes Geschrey. Diese Fahne war von dem Rathhause, mit einer Gesandtschaft, an Herrn de Launay geschickt, um ihn zu bitten: kein Bürgerblut zu vergießen, sondern einige Soldaten von der Bürgermiliz, zur Bewachung der Bastille, in dieselbige aufzunehmen. Sie machten Zeichen mit ihren Händen und Schnupftüchern, um sich denen in der Bastille als Abgesandte zu erkennen zu geben. Man bemerkte die Zeichen nicht, und das Feuer dauerte fort. Der Pöbel rief den Abgesandten entgegen: man wolle keine Gesandtschaft, sondern die Bastille, um dieselbe zu zerstören, und den Gouverneur, um ihn aufzuhängen; denn man behauptete (welches aber nicht wahr war), der Gouverneur habe des Vormittags einige Bürger verrätherischer Weise niederschießen lassen. Indessen kam eine neue Gesandtschaft, mit Fahnen und Trommeln, von dem Rathhause bey der Bastille an. Diese Gesandtschaft drang bis in den innern Hof vor, und rief den Soldaten: dem Schießen Einhalt zu thun; denn sie wünschten, den Gouverneur zu sprechen. Herr de Launay rief ihnen zu: die Fahnen mit den Abgeordneten möchten näher kommen, aber das Volk, welches sie begleite, solle sich zurückziehen. Dieses geschah; die Abgesandten kamen näher; die Soldaten hörten auf zu schießen; schulterten ihre Flinten verkehrt, und riefen den Abgesandten, sie möchten sich nähern, man würde die innere Zugbrücke niederlassen, und der Gouverneur würde herunterkommen, um mit ihnen zu sprechen. Zugleich steckten die Soldaten, zum Zeichen des Friedens, auf dem Thurme eine weiße Fahne auf. Diese Fahne sah man von außen, aber was die Soldaten sagten, das konnten die Abgesandten nicht verstehen. Die Abgesandten wollten in den

innern Hof hineingehen, das Volk bat sie aber, es nicht zu thun, und den Friedenssignalen nicht zu trauen. Indessen riefen die Unteroffiziere, in der Bastille, aufs neue, sie möchten hereinkommen, und sich nicht fürchten; aber die Abgesandten, furchtsam gemacht, zogen sich mit dem Volke zurück. Nun sagte Herr de Launay: diese Abgesandten seyen wahrscheinlich nicht von der Stadt geschickt, sondern es sey eine bloße Kriegslist, um die Bastille einzunehmen; und als, zu eben dieser Zeit, ein anderer Haufe des Volks den Angriff auf die Brücke erneuerte; so wurde auch aus der Bastille wiederum gefeuert, und die Abgesandten, welche nunmehr glaubten, daß man sie bloß habe in die Bastille locken wollen, um sie zu ermorden, begaben sich hinweg.

Die Wuth des Pöbels, gegen die Soldaten in der Bastille, hatte durch diese anscheinende Verrätherey noch zugenommen, und kannte nun keine Gränzen mehr. Der Angriff auf die innere Brücke wurde jetzt von neuem vorgenommen, und der Haufe der Angreifenden nahm immer mehr und mehr zu, indem aus allen Gegenden der Stadt Leute, und endlich auch Kanonen ankamen. Weiber fochten an der Seite ihrer Männer, und Eine unter ihnen hat sich, durch ihre Tapferkeit, vorzüglich ausgezeichnet. Bald nachher brachte man drey Fuder Stroh herbey; das Wachthaus, das Haus des Gouverneurs, und die Küchen wurden in Brand gesteckt. Dieses Feuer war den Angreifenden selbst schädlich; denn durch dasselbe wurden sie von der zweyten Brücke, welche sie einnehmen wollten, abgeschnitten. Das angelegte Feuer trieb indessen einige Personen, welche sich bis jetzt in dem Hause des Gouverneurs aufgehalten hatten, aus demselben heraus. Unter diesen befand sich ein schönes,

junges,

junges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, Mademoiselle de Monsigny, die Tochter des Offiziers der Invaliden. Sie erschien im Hofe, und ein Haufe des Pöbels bemächtigte sich ihrer. Vor Schrecken fiel sie ohnmächtig zu Boden. Man trug sie in den äußern Hof, und einer rief: „Seht! seht! hier ist de Launay's Tochter!“ Andere liefen herbey: und Einer sagte: „Weil der „Schurke uns die Bastille nicht übergeben will: so wollen „wir seine Tochter, lebendig, vor seinen Augen verbrennen!“ Sie legen sie sogleich, noch ohnmächtig, auf einen Strohhaufen, welchen sie anstecken. Ihr Vater, oben auf dem Thurm, der seine Tochter in den Flammen sieht, springt die Treppe herunter und eilt ihr zu Hülfe; aber zwey Kugeln, die ihn zu gleicher Zeit treffen, strecken ihn leblos dahin. Einer aus dem Haufen, Namens Bonnemer, welcher eine solche Grausamkeit verabscheut, drängt sich durch ihre, sie umgebenden Mörder, entreißt sie den Flammen, und trägt sie an einen sichern Ort.

Nun sagte Herr de Launay, er wolle die Festung übergeben. Dieses hatte er gleich im Anfange schon thun wollen, ehe noch ein Schuß geschehen war; aber Herr von der Flue, der Schweizeroffizier, wollte es nicht zugeben, sondern antwortete: er dürfe sich bey seinem Regimente nicht mehr sehen lassen, wenn er eine Festung, deren Vertheidigung ihm vom Könige übertragen sey, übergebe, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben. Die in der Bastille befindlichen Invaliden weigerten sich, auf das Volk zu schießen; aber Herr von der Flue drohte ihnen, daß er seinen Schweizersoldaten befehlen wolle, auf sie selbst zu schießen, wenn sie seinen Befehlen nicht gehorchen wollten. Herr de Launay wußte gar nicht mehr,

was er that, und kam nun auf den thörichten Einfall, die Bastille in die Luft zu sprengen. Er ergriff eine brennende Lunte, um damit in das Pulvermagazin zu gehen und das Pulver anzustecken; dabey bedachte er nicht einmal, daß er den Schlüssel zu dem Pulvermagazin nicht habe. Zwey Unteroffiziere hielten ihm ihre Bajonette entgegen, und er mußte zurückgehen. Endlich entschloß sich die Besatzung, nach einer kaum angefangenen Gegenwehr, Chamade schlagen zu lassen, eine weiße Fahne auf dem Thurme aufzustecken, zu kapituliren, und die Festung zu übergeben. Dieses geschah. Die weiße Fahne, oder an ihrer Stelle ein weißes Schnupftuch, wurde auf dem Thurme aufgesteckt, und dreymal gieng der Trommelschläger, Chamade schlagend, oben auf der Plateforme der Thürme herum. Ohne auf diese Friedenszeichen zu achten, fuhr das Volk mit beständigem Schießen fort.

Da die Belagerer endlich bemerkten, daß man aus der Bastille nicht mehr feure: so rückten sie, unter beständigem Schießen, bis an den Graben der inneren Brücke vor, und riefen: „Nieder mit der Brücke! „Laßt die Brücke nieder!“ Herr von der Flue rief ihnen durch eine Schießscharte zu: „er wolle die Bastille über„geben, aber er verlange, mit militairischen Ehrenzeichen „auszumarschiren.“ „Nein! Nein!“ schrien sie ihm alle entgegen. Hierauf schrieb er, mit Bleystift, die Kapitulation, und steckte dieselbe durch die Schießscharte heraus. Ein Brett wurde über den Graben gelegt, und Einer gieng über dasselbe, um die Kapitulation zu holen. Dann wurde sie den Umstehenden laut vorgelesen. Sie lautete folgendermaßen: „Wir haben 20,000 Pfund „Pulver; wir wollen die Bastille und das ganze Quar-

„lier in die Luft sprengen, wenn ihr die Kapitulation „nicht annehmt. Wir wollen uns ergeben und die Waf„fen niederlegen; aber ihr müßt versprechen, die Besa„tzung nicht zu ermorden.“ Der Pöbel rief, nach Vorlesung dieser Kapitulation: „Laßt die Brücke nieder, „es soll euch kein Leid geschehen.“ Und Herr Elie, ein Offizier, welcher das Volk anführte, und Uniform trug, rief: „Bey Offiziersparole verspreche ich, daß „wir die Kapitulation annehmen; laßt die Brücke nie„der!“ Nun, ohne weitere Garantie der Kapitulation zu verlangen, wurde die Brücke niedergelassen, und die Festung dem Pöbel übergeben. Das Volk stürzte wüthend herein, fiel über Offiziere und Soldaten her, vorzüglich über die Invaliden; denn die Schweizer hatten leinene Kittel über ihre Uniformen angezogen, weswegen man sie für Gefangene hielt. Der Pöbel drang in die Wohnungen der Offiziere, verwüstete und zerstörte daselbst Alles, was ihm unter die Hände kam, während andere aus dem Volke, die sich im Hofe befanden, und noch nicht wußten, daß die Bastille eingenommen war, auf diese schossen, weil sie dafür hielten, daß sie zur Besatzung gehörten. Der Gouverneur der Bastille, Herr de Launay, wurde gefangen genommen. Da er sich umringt und festgehalten sah, hob er die Augen gen Himmel, und zog aus seiner Tasche ein Messer, mit welchem er sich erstechen wollte. Man hielt ihn aber zurück, um ihn im Triumphe nach dem Rathhause zu führen. Herr de Launay erinnerte an die Kapitulation; aber man hörte ihn nicht. Es war um fünf Uhr Nachmittags.

Die auf dem Rathhause versammelten Wahlherren hatten das Schießen gehört, und von Zeit zu Zeit erfahren, was bey der Bastille vorgieng. Bald führte man ei-

nen herbey, der am Arme verwundet war; bald trug man einen Andern in den Rathssaal, der in den letzten Zügen lag; bald brachte man die falsche Nachricht, die Bastille sey eingenommen. So saßen sie, zwischen Furcht und Hoffnung, in banger Erwartung, den ganzen Nachmittag über. Doch unterbrach ein anderer Vorfall diese anscheinende Ruhe. Zwey Unbekannte, beyde im heftigen Zorne, kamen nach dem Rathhause, und sagten: sie seyen von den im Palais Royal versammelten Bürgern abgesandt, um Herrn von Flesselles der Verrätherey anzuklagen, welcher, nun schon seit vier und zwanzig Stunden, unter falschem Vorwande und ungegründeten Versprechungen, die Waffen zurückhalte, die er liefern könnte; seine Absicht sey, die Stadt den Feinden des Vaterlandes zu übergeben. Herr von Flesselles antwortete: sein Gewissen sey rein, er habe seine Pflicht erfüllt, und er könne mit den Feinden des Vaterlandes keine geheime Korresondenz unterhalten; denn er befände sich seit vier und zwanzig Stunden auf dem Rathhause, so daß auch seine kleinste Handlung den übrigen Mitgliedern des Ausschusses nicht habe verborgen bleiben können.

Bald nachher kamen in den Saal eine Menge bewaffneter Bürger, die drey Invaliden hereinschleppten, welche sie, wie sie sagten, bey der Bastille, mit den Waffen in der Hand, gefangen hätten, und die sie, um sich zu rächen, sogleich, mit wüthendem Geschrey, aufzuhängen drohten. Einer dieser Invaliden, ein alter Mann mit grauen Haaren, welcher bey alle dem Mordgeschrey um ihn her ganz ruhig blieb, sagte: „Wie ist es möglich, „daß ich auf meine Mitbürger sollte geschossen haben, „da ich ganz unbewaffnet bin, und eben aus dem Wirths„hause kam, wo ich eine Bouteille Wein geholt hatte.“

Ein Wahlherr, Mitglied des Ausschusses, rettete diese drey Schlachtopfer der Volkswuth, indem er dem Pöbel vorstellte, daß man sie, sie möchten nun schuldig oder unschuldig seyn, nicht unverhört hinrichten könne, und daher befahl, daß sie nach dem Gefängnisse geführt, und daselbst bewacht werden sollten.

Aehnliche Auftritte folgten einer auf den andern, bis endlich ein fürchterliches Geheul, welches man von der Ferne her hörte, und welches, so wie es sich allmählig näherte, immer mehr und mehr zunahm, die Einnahme der Bastille ankündigte. Die Schlüssel dieser Festung wurden in den Saal gebracht; ein Haufe bewaffneter, und noch vor Wuth schäumender Bürger, stürzte in den Saal hinein, welche baten, oder vielmehr befahlen, daß man den Schuldigen, die sie gefangen mitbrächten, auf der Stelle den Prozeß machen möchte. a) Zugleich erönte der Greveplatz von dem gräßlichsten Gebrülle. Der Pöbel riß die Invaliden, die Schweizer, den Gouverneur und die Offiziere nieder, und schleifte sie auf der Erde bis in den Saal des Rathhauses. Von allen Seiten hörte man nichts als die Worte: „Henkt sie! Henkt sie! Henkt sie auf!“ Ein gemeiner Kerl drängte sich durch die Menge, bis vor die Schranken, hinter welchen die Wahlherren saßen, und zeigte, mit dem teuflischen Lächeln der Wuth, eine blutige Halsschnalle, welche er zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger emporhielt. Einer von den Wahlherren näherte sich ihm, um zu sehen, was es ist. „Neh-

---

a) Clamore a proximis orto, sordida pars plebis supplicium Sabini exposcit, minas adulationesque miscet.

Tacit. Hist. l. 3.

„men Sie es! Nehmen sie es!“ sagte der Kerl, „es ge„hört Ihnen zu! Es ist de Launay's Halsschnalle, dem ich so eben den Kopf abgeschlagen habe!“ Der Wahlherr schlug die Augen nieder und trat erschrocken zurück. „Sehet mir einmal diesen da,“ rief der Kerl, „er fürchtet sich, wenn er Blut sieht!“ a)

Der Saal war nun mit einer Menge bewaffneter Menschen aus allen Klassen so sehr angefüllt, daß man sich darin nicht rühren konnte. Die meisten waren noch von dem Gefechte bey der Bastille ganz außer sich, so daß sie nicht sahen, nicht hörten, nicht wußten, was sie thaten oder sagten. Einige sangen vor Freude; andere heulten vor Wuth; noch andere riefen aus: „keine Gnade! keine „Gnade für die Gefangenen!“ Der muntere Gesang der Freudenlieder, und der langsame, dumpfe und abgebrochene Ton des Mordgeschreyes, mischten sich, auf eine schreckliche Weise, in einander, und erschütterten die Seele bis in das Innerste. Das Geschrey entzückte und schreckte zugleich. Während dieser Zeit brachte das Volk auf dem Greveplatze seiner Rache ein Schlachtopfer nach dem andern. Erst den Major der Bastille; dann den Aide-Major; dann den Lieutenant der Invaliden.

In dem Saale selbst waren noch immer die in der Bastille gefangenen Soldaten in Todesangst, weil der wüthende Pöbel alle Augenblicke sie zu erwürgen drohte. Vorzüglich war der Pöbel auf drey unter ihnen erbittert, und am meisten auf einen, welcher verwundet war. In

---

a) Tum confossum conlaceratumque et absciso capite truncum corpus Sabini in Gemonias trahunt.

Tacit. Hist. l. 3.

demselben Augenblicke waren hundert gezückte Säbel über seinem Kopfe, und der Pöbel schrie: „haut den Schur„ken nieder!“ Er zitterte und schwankte; er sah starr vor sich hin, und schien vor Schrecken außer sich. Ein Wahlherr, welcher mit dem Unglücklichen Mitleiden hatte, stand auf, rief, winkte mit der Hand, bat um Stillschweigen, und sagte, mit der tiefsten Menschenkenntniß, um erst die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande der Wuth abzuleiten: „Freunde! seyd ihrs, die ihr die „Bastille erobert habt? Im Namen des Vaterlandes „fordere ich euch auf, mir die Wahrheit zu sagen!“ Sie wundern sich über eine solche Frage, sehen sich einander bestürzt an, und rufen endlich: „Wer anders als „wir?“ — „Ich erkenne euch an dieser Sprache,“ fuhr Jener fort, „verzeiht, werthe Mitbürger, ihr ver„dient unsere ganze Hochachtung, und niemals wird die „Nation vergessen, was sie euch schuldig ist!“ Aber (sagte er ferner, mit einem finstern Gesichte), „seyd ihrs, „die ihr den Tod eines entwaffneten Gefangenen for„dert?“ — Ja! Ja! seinen Tod! seinen Tod!“ riefen alle einstimmig. — „Wenn ihr so sprecht, so seyd „ihr weiter nichts als ungeheure, feige Mörder, fähig, „die schönste und größte Revolution mit Blut zu befle„cken!“ Gerührt dringt nun der Haufe auf den Sprechenden zu, alle wollen ihn umarmen. „Ja!“ ruft Einer, „er hat Recht, er ist menschlich; aber wir, was „waren wir im Begriffe zu thun?“ „Uns zu rächen,“ schrie ein Kerl aus dem niedrigsten Pöbel. „Er ist mensch„lich: das mag seyn, aber wenn er herkäme, wo wir „herkommen, so würde er anders sprechen.“ Und nun nun dringen wieder alle, mit gezückten Säbeln, auf den unglücklichen Soldaten zu. Die Ehre, denselben zu

den seiner Mörder, und stellte sich vor ihn, um ihm zum Schilde zu dienen. Erstaunt stehen sie da, über diesen Theaterstreich; der Pöbel klatscht dem Marquis lauten Beyfall zu, und seine Wuth ist verschwunden. „Mitbür„ger," sagte der Prinz, „ihr irrt euch, ich bin ein so „guter Bürger als ihr, und ich habe sogar Theil an der „Revolution; denn ich bin der Vater desjenigen, der „dieselbe in der Franche-Comte angefangen hat. Ja, „meine Freunde, ich bin der Vater des Prinzen von „Saint-Maurice." Nun wird der Pöbel ruhig, der Prinz macht sich den Augenblick zu Nutze, begiebt sich zu seiner Gemahlinn, und mit derselben nach Hause.

Kaum hatte der Prinz mit seiner Gemahlinn den Saal verlassen, als ein anderer rasender Haufe den Baron Bachmann, Major der Schweizergarde, und Herrn Chaulet, den Adjutanten dieser Garde, hereinbringt. Sie waren durch ein Mißverständniß angehalten worden. Herr Moreau besänftigte das Volk, und gab den beyden Offizieren eine Bürgerwache, welche dieselben nach Hause begleitete, und sie der Wuth des Pöbels entzog.

Der Tag der Einnahme der Bastille war ein festlicher Tag für ganz Paris. Der Abend wurde mit lautem Jubel und Frohlocken zugebracht. Der versammelte Pöbel zog in Prozession durch die Stadt. Voran giengen einige Kerle, welche in bloßen Füßen, in zerlumpten Kleidern, mit Blute besprützt, und mit grimmigem Blicke, die abgehackten Hände und die, von Blut triefenden Köpfe der unglücklichen Ermordeten auf Spießen trugen. Diesen folgten Männer, Weiber, Mädchen, Kinder, Soldaten und Gesinde von mancherley Art, nach. Sie schleppten die in der Bastille erbeuteten Kanonen keuchend

mit sich fort, und führten die daselbst gefangen genommenen Soldaten triumphirend in der Stadt umher. Eine unzählbare Menge von Weibern füllte die Straßen an, durch welche der Zug durchgieng: alle Fenster, und sogar die Dächer waren mit ihnen besetzt. Die Bürger und die Soldaten, welche sich bey der Einnahme der Bastille vorzüglich ausgezeichnet hatten, wurden in Miethwagen geführt, oder van dem Volke auf den Händen getragen, und von der ungeheuren zuschauenden Menge mit Jubeln und mit Händeklatschen begleitet. Aus den Fenstern und von den Dächern warf man Blumen, Sträußer, Kränze und Bänder, auf sie herab, uneingedenk, der dreyßig tausend Mann Soldaten, welche die Stadt belagerten, und vor Begierde brannten, die Beschimpfung ihrer Kameraden an den leichtsinnigen Bürgern rächen zu dürfen.

Gegen neun Uhr des Abends kam Herr Delentre nach dem Rathhause zurück, der drey Stunden vorher von der Versammlung nach dem Invalidenhause gesandt worden war, um dort die Ruhe unter dem Volke herzustellen, welches, unter dem Vorwande, noch mehr versteckte Waffen zu suchen, das Hotel zu plündern drohte. Man hatte ihm nur zwölf Soldaten zur Begleitung mitgegeben; dennoch erreichte er seinen Zweck, weil er Menschenkenntniß besaß. Als er bey dem Hotel ankam, fand er im Hofe desselben mehr als 10,000 Menschen versammelt, die ihm aber, da ihn die Reiter, welche vor ihm herritten, als einen Abgesandten von dem Rathhause ankündigten, sogleich Platz machten. Er kam mit seinen zwölf Soldaten bis vor die Thüre des Hotels; sagte dem Volke, er wolle genaue Untersuchung anstellen; und bat, daß man ihm versprechen möchte, indessen nicht mit Ge-

walt in das Haus zu dringen. Der Haufe versprach es, und er gieng hinein zu dem Gouverneur, Herrn von Sombreuil. Dieser versicherte, daß keine Waffen mehr im Hause vorhanden seyen; man habe, sagte er, am Vormittage sogar die Schildwachen entwaffnet, und über 30,000 Flinten weggenommen, von denen wenigstens 12,000 in sehr gefährlichen Händen sich befinden müßten; übrigens sey er bereit, alle Thüren zu öffnen, und die genaueste Untersuchung zu erlauben. Während Herr von Sombreuil dieses sagte, bemühte sich das Volk, mit Gewalt in die Keller des Hotels einzudringen. Herr Deleutre, welcher den Lärm hörte, gieng herunter, und war, nach vielen vergeblichen Versuchen, endlich glücklich genug, mit der Hülfe seiner zwölf Soldaten, das Volk zu besänftigen; ja, er wagte es sogar, einen wohlgekleideten jungen Mann, welcher ihm ins Gesicht sagte, er sey ein Verräther, und im Verständnisse mit dem Gouverneur des Hotels, mit Gewalt aus dem Hofe wegbringen zu lassen. Nach diesem Auftritte wollte man das große Gitterthor des Vorhofes verschließen, um dem Volke den Eingang zu verwehren; aber Herr Deleutre rief überlaut: „Dieß kann ich nicht zugeben, das Volk „hat mir versprochen, keine Gewaltthätigkeiten vorzu„nehmen, und ich verlasse mich auf sein Wort.“ Der ganze große Haufe klatschte ihm bey dieser Rede allgemeinen Beyfall zu. Herr Deleutre, durch diesen Beyfall noch mehr aufgemuntert, sprach so laut er konnte zu dem Haufen, welcher ihn umgab, und verlangte, die Menge sollte unter sich selbst vier Personen auswählen, welch ihn bey der Untersuchung des Hotels, die er jetzo vornehmen wolle, begleiten und ihm dabey behülflich seyn sollten. Die vier Personen wurden gewählt. Nun sagte Herr De-

leutre zu diesen vier von dem Volke gewählten Personen: „Es ist gar nicht meine Absicht, selbst die Untersuchung „anzustellen, ich übergebe Euch die Vollmacht, welche „ich hiezu von der Stadt erhalten habe; thut Ihr es, in „meinem Namen, und Euer Bericht soll der meinige „seyn.“ Dieses Betragen erhielt unter dem versammelten Volke allgemeinen Beyfall. Die vier Abgesandten untersuchten das ganze Haus, und brachten drey Stunden über dieser Untersuchung zu; nachher kamen sie zurück, und berichteten, daß sie Nichts gefunden hätten. Das Volk, welches in den Bericht der von ihm selbst gewählten Abgesandten kein Mißtrauen setzen konnte, war zufrieden und begab sich ruhig hinweg. Solche kleine Züge sind außerordentlich lehrreich! Sie beweisen, was ein einzelner Mann ausrichten kann, wenn er Menschenkenntniß besitzt, und mit dem Pöbel umzugehen versteht. Ich habe nicht versäumt, alle diese Züge, so viel ich derselben habe auffinden können, anzuführen. Es sind, denke ich, ausgestreute Saamen, welche hie oder da einmal Frucht bringen werden.

In der schrecklichen Nacht vom 14ten auf den 15ten Julius war Niemand in Paris weder seines Lebens, noch seines Eigenthums sicher. Es war eine finstere Nacht, und der Regen hörte nicht auf. Die Sturmglocken wurden ohne Aufhören geläutet; Patrouillen giengen durch alle Straßen; nahmen männliche Einwohner mit Gewalt aus ihren Häusern, und zwangen sie, Wache zu thun. Von Zeit zu Zeit hörte man einen entfernten Kanonenschuß. Ganz Paris war in Bewegung. „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Der Feind kommt! „Der Feind kommt! 15,000 Mann sind im Anmarsche! „Sie sind schon da! Sie kommen!“ So rief man un-

aufhörlich in allen Straßen. Das Pflaster wurde aufgenommen, die Eingänge der Strassen wurden verschanzt; alle Fenster waren offen, und mit Weibern, Kindern und Greisen angefüllt, welche eine Menge Steine bereit hielten, um den Feind, den sie erwarteten, damit zu bedecken. Junge, furchtsame Mädchen hielten in ihren zarten Händen Degen, Säbel, Bratspieße, Messer, um sich zur Wehre zu setzen, wenn der Feind in die Häuser dringen sollte; denn man erwartete Alles, ohne bestimmt zu wissen, was man erwartete. Einer meiner Freunde hatte eine beträchtliche Menge Phosphor in kochendem Wasser geschmolzen, und hielt sich bereit, dem Feinde, wenn er durch seine Straße ziehen sollte, dieses unauslöschliche Feuer auf die Köpfe zu tröpfeln.

Auf dem Rathhause war durch die ganze Nacht die Unruhe unbeschreiblich groß. Herr Moreau de St. Mery, als Präsident der Wahlherren, versichert: er habe in dieser Nacht über dreytausend Befehle gegeben, und nur allein seine Kaltblütigkeit und seine Klugheit hätten ihn aus den größten Gefahren gerettet. Um 11 Uhr kündigte man ihm mit Schrecken und Entsetzen an: 15,000 Mann seyen gegen die Stadt im Anmarsche begriffen. Sogleich schickte er Herrn Deleutre nach der ihm genannten Gegend hin, um zu erfahren, ob die Nachricht gegründet sey. Nach der Bastille sandte er Herrn Soules mit 250 Mann, um diese Festung zu besetzen, und vor einem Ueberfalle sicher zu stellen. Sieben Leichname von unbekannten Personen, die man in den Strassen ermordet gefunden hatte, befahl er öffentlich auszusetzen, damit ihre Verwandten sie am folgenden Tage erkennen möchten. Gegen 1 Uhr des Morgens wurde der Schrecken größer, als derselbe noch nie vor-

her gewesen war. Bald hieß es: die königlichen Truppen befänden sich in der Vorstadt St. Denis; bald in der Vorstadt St. Marceau; bald in der Vorstadt St. Martin; bald an anderen Orten. An alle ihm genannten Oerter schickte er Truppen und Kanonen.

Gegen zwey Uhr des Morgens kam Herr Deleutre zurück. Er hatte keine Truppen angetroffen; es war ein falscher Lärm gewesen, aber er fand Männer, Weiber, Kinder und Greise in trauriger Stille beschäftigt, das Pflaster der Strassen aufzunehmen und sich in Vertheidigungsstand zu setzen.

Um eben diese Zeit kamen sieben Soldaten von der Bürgermiliz nach dem Rathhause, und verlangten von Herrn Moreau de St. Mery, mit großem Ungestüme Patronen; sie wollten, sagten sie, welche haben, es möge kosten, was es auch wolle. Herr Moreau de St. Mery, weit klüger, als der unglückliche Flesselles, versprach nicht, wie dieser, was er nicht halten konnte. Er ließ den Abbe Lefebure herauf kommen, der das Pulver in Verwahrung hatte. „Wie viel Patronen haben „Sie noch übrig?" fragte er diesen. — Noch viere. — „Sehr wohl!" sagte er mit vergnügter Miene, „wir „müssen suchen, Jedermann zufrieden zu stellen." Die vier Patronen wurden unter die sieben Soldaten ausgetheilt; und alle sieben waren zufrieden, und dankten, indem sie weggiengen.

Der Abbe Lefebure hatte nun seit 24 Stunden bey der ihm anvertrauten Aufsicht über das Pulvermagazin und über die Vertheilung des Schiespulvers eine Sorgfalt, eine Klugheit und einen Muth gezeigt, die beynahe unglaublich sind. Er stand zwischen den offenen Pulverfässern alle Augenblicke in der größten Lebensgefahr. Der

Pöbel drängte sich hinein. Einige schossen im Magazine ihre Flinten und Pistolen los, um zu versuchen, ob das Pulver auch gut sey; Andere rauchten neben den offenen Pulverfässern Toback, um den Abbe zu zwingen, ihre Pfeifen zu einem ungeheuren Preise zu kaufen. In der Nacht war der Haufe, welcher sich herbey drängte, um Pulver zu bekommen so groß, daß der Abbe dasselbe so schnell, als möglich aus den offenen Fässern in papiernen Düten schöpfen mußte. Dadurch wurde der ganze Saal mit feinem Schießpulverstaube angefüllt; die brennenden Lichter fiengen schon an schwächer zu leuchten; und vielleicht war der Augenblick nahe, in welchem das ganze Magazin mit dem Rathhause und den umliegenden Gebäuden in die Luft geflogen wäre, wenn nicht ein hereintretender Offizier die Umstehenden auf die große Gefahr, in welcher sie sich befanden, aufmerksam gemacht hätte. Es sey, sagte dieser, ein wahres Wunder, daß die brennenden Lichter den Pulverstaub noch nicht angezündet hätten, und es sey die höchste Zeit, dem Unglücke, welches sie bedrohe, vorzubeugen. Dieses geschah dadurch, daß man um die Lichter eine papierne Einfassung machte. Außer der Vertheilung des Schießpulvers gab der Abbe Lefebure den Hungrigen, welche in Menge in sein Magazin kamen, Geld, um sich Lebensmittel zu kaufen; und den Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, welche bewaffnet zu ihm kamen, kaufte er ihre Waffen ab, weil er dieselben in solchen Händen für die gemeine Ruhe und Sicherheit gefährlich hielt.

In dieser Nacht zog sich die ganze, auf dem Märzfelde versammelte Armee eilfertig gegen Versailles zurück, mit Hinterlassung der Zelten, Betten, Decken und des übrigen Feldgeräthes. Des Morgens früh plünderten die

tapfe-

tapferen Pariser das Lager. Die Einnahme und Plünderung dieses, auf eine so unerhörte Weise verlassenen Lagers, rechnen sie unter ihre größten Heldenthaten, und haben seit dieser Zeit sich selbst den Namen Pariser Helden (braves Parisiens; vainqueurs de la Bastille) beygelegt.

Die Sitzung der Nationalversammlung dauerte die ganze Nacht, von dem 13ten auf den 14ten Julius ununterbrochen fort, und Herr la Fayette, als Vice-Präsident, hatte den Vorsitz. Am Abende des 14ten Julius kamen Nachrichten von Paris, von den Unruhen, welche daselbst herrschten, aber noch nicht von Einnahme der Bastille. Die Versammlung beschloß: eine neue Gesandtschaft zu dem Könige zu schicken, um ihm die von Paris erhaltenen traurigen Nachrichten mitzutheilen, und ihn aufs neue zu bitten, daß er den Truppen Befehl geben möge, sich zu entfernen.

Sobald diese Gesandtschaft zum Könige gegangen war, erschien in der Nationalversammlung eine Gesandtschaft von Paris, welche den Zustand der Hauptstadt vor der Einnahme der Bastille, mit sehr starken Farben schilderte. Die Nationalversammlung beschloß: eine neue Gesandtschaft zu dem Könige zu senden, um ihm diese Nachrichten mitzutheilen, obgleich die erstabgesandte noch nicht zurückgekommen war.

Den ersten Abgesandten gab der König folgende Antwort: „Ich habe mich ohne Aufhören damit beschäftigt, „Mittel auszufinden, um die Ruhe in Paris wiederum „herzustellen; ich habe deswegen dem Vorsitzer des Bür„gerraths, und den Räthen selbst befohlen, hieher zu „kommen, damit ich mit ihnen das Nöthige verabre„den könne. Seither habe ich erfahren, daß eine Bür-

„germiliz errichtet worden ist, und sogleich habe ich mei-
„nen Staabsoffizieren Befehl gegeben, sich an die Spitze
„dieser Bürgermiliz zu stellen, um derselben mit ihrer
„Erfahrung zu dienen, und den Eifer der guten Staats-
„bürger zu unterstützen. a) Auch habe ich befohlen, daß
„die auf dem Märzfelde versammelten Truppen sich von
„Paris entfernen sollten. Unruhe, über die zu Paris
„vorgefallenen Unordnungen fühlt gewiß Jedermann,
„und Niemand mehr, als ich."

Der zweyten Gesandtschaft antwortete der König:
„Durch Erzählung des zu Paris vorgefallenen Unglücks
„verwunden Sie mein Herz immer mehr und mehr. Ich
„kann nicht glauben, daß die den Truppen gegebenen
„Befehle die Ursache desselben sind. Sie wissen, was
„ich den ersten Abgesandten geantwortet habe, und zu
„dieser Antwort weis ich nichts hinzuzusetzen."

Die Pariser Abgesandten reisten nun wieder nach Paris zurück, aber ehe sie noch die Versammlung verließen, bat sie Herr la Fayette: daß sie den Staabsoffizieren, welche, zufolge der Antwort des Königs, die Regierung an die Spitze der Bürgermiliz zu setzen versuchen würde, ja nicht trauen möchten. Auf ihrer Rückreise wurden sie zu Seves von den Schweizerregimentern angehalten, und erfuhren, daß diese Regimenter auf königlichen Befehl in der Nacht plötzlich ihr Lager auf dem Märzfelde, mit Zurücklassung alles ihres Feldgeräthes verlassen hätten.

In der Nacht von dem 14ten zu dem 15ten Julius kam

---

a) Ipse Vitellius vulgus ignavum, et nihil ultra verba ausurum, falsa specie, exercitum et legiones appellat. Tacit. hist. lib. 3.

die Nachricht von der Eroberung der Bastille zu Versailles an. Diese Nachricht versetzte den Hof in den größten Schrecken. Man fürchtete sich zu Versailles nunmehr eben so sehr vor den Parisern, als sich die Pariser vor Versailles fürchteten. Dem Könige verbarg man sorgfältig Alles, was zu Paris vorgefallen war. Er erfuhr nichts davon. Um neun Uhr des Nachts kam Herr Berthier, der Intendant der Stadt Paris, zu Versailles an. Er trat in das Zimmer des Monarchen. Dieser gieng ihm entgegen, und fragte ungeduldig: „Nun! nun, Herr Berthier, was giebts Neues? Was „geht zu Paris vor? Wie steht es um die Unruhen?“ — „Es geht so ziemlich, Sire. Es ist zwar ein klei„ner Auflauf gewesen, man hat aber denselben bald un„terdrückt, und er hat weiter keine Folgen gehabt.“ a)

Aber nicht nur verbarg man dem Monarchen sorgfältig Alles, was zu Paris geschehen war, sondern man betrog ihn noch ferner vorsetzlich, indem man ihm erzählte, was nicht geschehen war. Während ganz Paris sich in einem Zustande des erklärtesten Aufruhrs befand, sagte man dem Könige, es sey daselbst Alles ruhig; während die Schauspielhäuser der Hauptstadt verschlossen blieben und nicht geöffnet werden durften, ließ der Minister, Baron de Breteuil, täglich das Verzeichniß der aufzuführenden Schauspiele drucken, und dasselbe dem Könige vorlegen; während die Staatspapiere, seit der Abreise des Herrn Neckers, täglich am Werthe fielen, ließ der genannte Minister täglich einen Wechselkurs drucken, welchen er dem Könige vorlegte, und aus wel-

a) Correspondance d'un habitant de Paris. p. 84.

chem erhellte, daß, seit der Abreise des Finanzministers, der Kredit des Staates mehr und mehr gestiegen sey.

Die Parthie am Hofe, welche den guten König betrog, und welche, zwischen Versailles und Paris, eine große Armee versammelt hatte, bestand aus dem Baron de Breteuil, dem Grafen von Artois, der Königin, den Prinzen vom Geblüte und einigen geistlichen Prälaten. Der Graf von Provenze, der ältere Bruder des Königs, mißbilligte den schändlichen Plan, und nahm keinen Theil an den Berathschlagungen der Verbündeten.

Nachdem man zu Versailles erfahren hatte, wie leicht es den Parisern geworden sey, die Truppen zu verführen und dieselben zum Abfalle zu bewegen; da wandte man Alles an, um sich ihrer Treue und ihres Gehorsams zu versichern. Der Sold der Truppen wurde nicht nur erhöht, sondern die vornehmsten Damen des Hofes unterhielten sich, während der Nacht, zu Trianon und in der Orangerie zu Versailles mit den Unteroffizieren und Soldaten. Sie theilten Geld, Wein, glatte Worte und Gunstbezeigungen unter dieselben aus, um sich ihrer Treue zu versichern. Als aber die Nachricht von der Einnahme der Bastille nach Versailles kam, da zitterten alle diejenigen, welche zu dem Bunde gehörten.

In der Nacht von dem 14. zu dem 15ten Julius, als sich der König nach seinem Schlafzimmer begeben hatte, um sich zu Bette zu legen, trat, nach Mitternacht, der Herzog von Liancourt in das Zimmer des Monarchen. Er erzählte die großen Begebenheiten, welche zu Paris vorgefallen waren; und stellte dem Könige vor, wie groß die Gefahr sey, die Ihm selbst, seiner Familie und dem Königreiche drohe, wenn Er nicht nachgebe:

Der König, über diese Nachricht äusserst erschrocken, versprach, Alles zu thun, was man von Ihm nur verlangen würde. Der Herzog bat den König, selbst in die Nationalversammlung zu kommen, und der König versprach es.

An dem 15ten Julius berathschlagte sich die Nationalversammlung, nach Anhörung der traurigen Nachrichten, welche von Paris herkamen, über Dasjenige, was nunmehr zu thun sey. Die Mitglieder der Versammlung waren erschrocken und bestürzt. Nur Mirabeau scherzte darüber; und als Herr Despremenil vorschlug, daß sich die drey Stände trennen, und daß man Ständeweise, und nicht Kopfweise, Stimmen sammeln sollte, stand Mirabeau auf, und sagte: „Sie „wissen also nicht, mein Herr, daß man jetzt in Paris „nur nach Köpfen rechnet!" a) In der Nationalversammlung wurde vorgeschlagen, eine neue Addresse an den König übergeben zu lassen, um ihn nochmals zu bitten, die Truppen, vorzüglich die Deutschen und Schweizerregimenter zu entfernen. Während man sich noch berathschlagte, was, und wie man es dem Könige sagen wolle, stand Mirabeau auf, und rief mit der ihm eigenen Heftigkeit: b) „Sagen Sie ihm, daß die fremden „Horden, mit denen wir umgeben sind, gestern von den „Prinzen, den Prinzessinnen, den männlichen und weib-

a) Monsieur! Monsieur! vous ignorez donc, qu'à Paris on n'opine plus que par TETES!
Histoire de France pendant trois mois, p. 100.

b) 19 Lettre du Comte de Mirabeau à ses Commettans.

„lichen Günstlingen, Besuche, Liebkosungen, Vermäh„nungen und Geschenke erhalten haben. Sagen Sie „ihm, daß, die ganze Nacht hindurch, diese fremden „Knechte, voll von Golde und Wein, in ihren gottes„vergessenen Gesängen, die Unterjochung Frankreichs „verkündigt, und daß ihre unmenschlichen Wünsche die „Zerstörung der Nationalversammlung verlangt haben. „Sagen Sie ihm, daß, sogar in seinem Pallaste, die „Hofleute nach dieser barbarischen Musik tanzten, und „daß vor der Bartholomäusnacht ähnliche Auftritte vor„hergegangen seyen. Sagen Sie ihm, daß der Hein„rich, dessen Andenken der ganze Weltkreis segnet, der„jenige unter seinen Vorfahren, den er sich zum Vor„bilde wählte, in das aufrühreriſche Paris, welches er „in Person belagerte, Zufuhren von Lebensmitteln „schickte; daß hingegen seine blutdürstigen Räthgeber „alles Mehl aufhalten, welches für das getreue und aus„gehungerte Paris bestimmt ist.“ a) Diese, mit allem Feuer der Beredsamkeit gemalte Schilderung war zwar sehr übertrieben, aber sie diente dazu, in einem so kritischen Zeitpunkte die Gemüther auf denjenigen Grad zu stimmen, auf welchem man sie haben wollte, und sie verfehlte ihrer Wirkung nicht. In diesem Zeitpunkte untersuchte Niemand; man glaubte Alles; und je unwahrscheinlicher ein Gerücht war, desto mehr Beyfall fand es. Das wußte Mirabeau, und darauf hatte er gerechnet. Die Gesandtschaft, welche dem Könige diese Addresse überbringen sollte, wollte eben den Saal ver-

a) Ignavissimus quisque et ut res docuit, in periculo non ausurus, nimii verbis, linguæ feroces.
Tacitus Hist. l. 1.

lassen, als ihr der Herzog von Liancourt entgegen kam, und der Versammlung die Ankunft des Königs verkündigte. Nun waren alle Gemüther abermals umgestimmt, und ein Freudengeschrey, welches gar kein Ende nehmen wollte, verdrängte die vorhergegangene Traurigkeit. Ein Mitglied der Nationalversammlung stand auf und sagte: „Die Nation ist in Trauer. Wir erwarten jetzo den „Monarchen; wir sind ihm unsere Hochachtung schuldig, „aber ich bitte Sie, meine Herren, hören Sie doch mit „diesem unzeitigen Lärm auf. Wir müssen den König „mit einem traurigen Stillschweigen empfangen.“ Ein anderer sagte: „Wir sind Frankreicher, und wir wollen „nur unser Herz um Rath fragen, wie wir den König „empfangen sollen.“

Der Graf Clermont Tonnerre sprach: „Die „Versammlung muß bey dem Eintritte des Königs in der „größten Ruhe und im tiefsten Stillschweigen seyn.“ Herr Mounier sagte: „Wir haben hier keine königliche Sitzung, wie im Parlamente, zu befürchten. „Ueberlassen wir uns also einer gerechten Freude und allen unseren Gefühlen.“ Ein Anderer rief: „Die tiefste „Stille allein ist dieser erhabenen Versammlung würdig.“

Eine Berathschlagung, wie diese, beweist doch wohl deutlich genug, daß die Versammlung aus Frankreichern bestand. Würde wohl in einem andern Lande, unter solchen Umständen, eine gesetzgebende Versammlung, würden die Stellvertreter einer grossen Nation sich so weit erniedrigen, während Bürgerblut floß, während der Bürgerkrieg schon angefangen hatte, Rollen auszutheilen, oder in ein Freudengeschrey auszubrechen?

Der König erscheint in der Versammlung ohne Gefolge, ganz allein, mit seinen beyden Brüdern; er stellt

sich vor die Versammlung, und hält mit unbedecktem Haupte folgende Rede, sobald der Lärm und das Geschrey: „Hoch lebe der König!“ aufgehört hat.

„Meine Herren!“

„Ich habe Sie versammelt, um mich mit Ihnen über „die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathschlagen. „Nun giebt es aber keine wichtigeren, keine, die mir „mehr am Herzen liegen, als die Unordnungen, welche in „der Hauptstadt herrschen. Das Haupt der Nation „kommt mit Zuversicht mitten unter die Stellvertreter „derselben, um ihnen seinen Schmerz darüber zu be„zeigen, und um sie zu ersuchen, Mittel auszufinden, „die Ordnung und Ruhe wiederum herzustellen. Ich „weiß, daß man ungerechten Verdacht geschöpft hat; „ich weiß, daß man gewagt hat, zu behaupten, Ihre „Personen seyen nicht sicher. Sollte es wohl nöthig „seyn, Sie zu versichern, daß diese strafbaren Gerüchte „ungegründet sind, für deren Falschheit schon mein be„kannter Karakter bürgt? Wohlan! ich komme hieher; „ich, der ich nur Eins mit der Nation bin; ich, der ich „mich Ihnen anvertraue. Helfen Sie mir jetzt das „Heil des Staates zu befestigen. Ich erwarte dies von „der Nationalversammlung. Der Eifer der Stellver„treter meines Volks, die zum allgemeinen Wohl ver„sammelt sind, bürgt mir dafür; und da ich auf die „Liebe und auf die Treue meiner Unterthanen sicher zähle, „so habe ich den Truppen Befehl gegeben, sich von Paris „und von Versailles zu entfernen. Ich erlaube Ihnen; „ich ersuche Sie sogar, meine Gesinnungen der Haupt„stadt bekannt zu machen.“ a)

---

a) Nec deerat ipse Vitellius, vultu, voce, lacry-

Dreymal wurde diese Rede des Königs durch das Freudengeschrey und durch das Beyfallklatschen der Nationalversammlung unterbrochen. Der Präsident dankte dem Könige, und entschuldigte den betäubenden Lärm und das Händeklatschen (welches, wie er sagte, so sehr gegen die der Majestät schuldige Hochachtung sey) durch die außerordentliche Liebe der Frankreicher zu ihrem Könige. Der König verließ die Versammlung. Alle Mitglieder drängten sich ihm nach; sie begleiteten ihn bis nach dem Pallaste, und mit ihnen das Volk, welches sich zu dem Könige zudrängte, und in ein wildes Jauchzen und Freudengeschrey: „Hoch lebe der König! Lange lebe der „König!" ausbrach. Die Königinn, mit dem Dauphin auf den Armen, erschien auf dem Balkon, und nun fieng das Rufen von neuem an. Der König begab sich sogleich nach der Kapelle, und dankte der Vorsehung für die hergestellte Ruhe.

Sobald die Nationalversammlung wiederum von dem Schlosse in ihren Versammlungssaal zurückgekehrt war, beschloß sie, sogleich eine Gesandtschaft nach Paris zu senden, um die angenehme Nachricht der Hauptstadt mitzutheilen.

An diesem Tage (am 15. Julius 1789) hatte indessen in Paris, auf dem Rathhause, der beständige Ausschuß der Wahlherren seine Sitzungen ununterbrochen fortgesetzt. Einer von den Wahlherren, Herr Santerre, kam und beklagte sich bey dem Ausschusse. „Gestern," sagte er, „hat mich das Volk zum Kommandanten der

---

mis, misericordiam elicere, largus promissis, et quæ natura trepidantium est, immodicus.

Tacit. Hist. l. 3.

„Vorstadt St. Antoine gewählt, und ich habe den Eid „geschworen. An der Spitze eines Haufens von 400 „Mann, welche ich anführte, habe ich die Bastille mit „erobern helfen. Ich kam sogar auf den Gedanken, eine „große Menge Spicköl und Nelkenöl durch Phosphor an„zuzünden, und durch eine Feuersprütze brennend in die „Bastille sprengen zu lassen, um dieselbe desto eher ein„zunehmen. Die Feuersprütze stand auf meinen Befehl „schon bereit, als die Bastille eingenommen wurde. In „demselbigen Augenblicke sah ich, daß ein Schweizer„soldat meinen Bedienten auf dem Thurme umbrachte, „und denselben über die Mauer herunterwarf; aber bald „nachher sah ich auch, daß ein Freund meines Bedienten „diesen Schweizersoldaten eben so umbrachte, und eben „so vom Thurme herunterwarf. Nachher rettete ich ei„nem Invaliden das Leben, welchen das Volk mit Gewalt „henken wollte, aber darüber gerieth ich selbst in die größ„te Lebensgefahr. In demselbigen Augenblicke, da, auf „meinen Befehl, der Invalide losgelassen wurde, dräng„te sich, durch das Volk, ein Weib auf mich zu; schäu„mend vor Wuth, verlangte sie von den Umstehenden ein „Messer, um den Invaliden zu ermorden, und schrie „mir dabey ins Gesicht: „Nichtswürdiger! du begna„digst den Bösewicht, welcher meinen Mann umge„bracht hat!" — Auch die Umstehenden sagten: „der „Mann dieser Frau sey in der Bastille umgekommen. „Die Wuth des Weibes, ihr Geschrey und ihre Vorwür„fe, stimmten alle Gemüther auf einmal um, so daß, „ohne die größte Standhaftigkeit und Gegenwart des „Geistes, und ohne den Beystand aller derjenigen, die „mich kannten, ich, von dem, gegen mich aufgebrach„ten Volke, hingerichtet worden seyn würde."

Der beständige Ausschuß lobte die Tapferkeit des Herrn Santerre, und fuhr nachher in seinen Arbeiten fort.

Gegen acht Uhr des Vormittags brachte man auf das Rathhaus die Briefe, welche in den Taschen des unglücklichen Flessells gefunden worden waren. Alle schienen unbedeutend, und die meisten hatten eine Beziehung auf seine häuslichen Angelegenheiten.

Im Palais Royal versammelte sich indessen die unruhige Pariser Jugend. Die feurigen Jünglinge brannten vor Muth und Tapferkeit, und sprachen von nichts, als davon, dem Feinde entgegen zu gehen, und denselben in die Flucht zu schlagen; dem Feinde, der, wie sie alle wußten, nicht vorhanden war. Um nicht unthätig zu seyn, wollten sie sich an Büsten und Statuen rächen; an Büsten und Statuen solcher Männer, die ihnen verhaßt waren, und die sich, durch eine unzeitige Flucht, gerettet hatten. Es wurde ein Pranger errichtet, und die Büsten auf denselben gesetzt. Mit solchen läppischen Kindereyen verfloß die Zeit, bis endlich Einer aufstand, und, im vollen Gefühle der neuerworbenen Freyheit, und der Tapferkeit, die keinen Feind fürchtet, so lange sie keinen sieht, der Statue Ludwigs des Vierzehnten auf dem Place Victoire, den Krieg ankündigte. „Was thun „wir hier," rief er aus, „laßt uns hingehen, und uns „die vier Nationen befreyen, welche auf die un„verschämteste Weise zu den Füßen eines eben so eiteln als „übermüthigen Monarchen angekettet sind; laßt uns ihre „Fesseln zerbrechen; sogar das Erz werde frey; „und das Schicksal der Statuen des unsterblichen „Mannes, des großen Kerkermeisters der Bastille, „lehre Seines Gleichen, daß auch die Denkmäler des Stol-

„zes der Vergänglichkeit unterworfen sind.“ a) Schon war der Haufe bereit aufzubrechen, um dieses große Unternehmen auszuführen, als der junge Etienne (ein Nachkömmling des berühmten Gelehrten dieses Namens) aufstand: „Was!“ rief er, „wollt ihr, wie Gothen „und Vandalen, uns in die Barbarey zurückführen? „Achtet die Künste, und das Andenken der Voreltern „des Bürgerkönigs, welchen uns endlich der Himmel ge„schenkt hat. Gehen wir lieber, meine Freunde, zu der „Statue des großen Heinrichs!“

Nun ziehen alle nach dem Pont neuf, zu der Statue Heinrichs des Vierten: Dort werfen sie sich nieder auf ihr Angesicht und beten ihn an, und, im Taumel der Freude und der Bewunderung, krönen sie sein Haupt mit Blumenkränzen, schmücken sein Pferd, und setzen ihm und seinem Pferde die Nationalkokarde auf.

Die Bewunderung, welche man seit dem ersten Anfange der Revolution, und schon einige Jahre vorher, für den Karakter Heinrich des Vierten gezeigt hat, fällt ins Kindische und Läppische, und Burke hat Recht, wenn er sagt: b) „Ich habe die Affektation bemerkt, mit „welcher man; schon seit vielen Jahren, zu Paris, so„gar bis zur Kinderey, das Andenken Heinrichs des „Vierten vergöttert. Wäre es möglich, daß man gegen „diese Zierde des königlichen Karakters durch irgend et„was aufgebracht werden könnte, so müßte es durch diese „übertriebenen, listigen Lobreden seyn. Diejenigen, „welche hiebey am geschäftigsten waren, sind eben die, „welche ihre Lobreden damit beschlossen, daß sie seinen

a) Dufaulx de l'insurrection Parisienne. p. 54.

b) Reflections on the Revolution in France. p. 200.

„Nachfolger und Abkömmling vom Throne gestoßen ha„ben, der doch, wenigstens, eben so gutmüthig ist als „Heinrich der Vierte; sein Volk eben so sehr wie dieser „liebt; und unendlich mehr dazu beygetragen hat, alte „Fehler des Staates zu verbessern, als Heinrich der „Vierte that, oder jemals zu thun Willens war. Es „kommt seinen Lobrednern recht wohl zu statten, daß „sie nicht mit ihm zu thun haben; denn Heinrich von „Navarra war ein entschlossener, thätiger und politischer „Fürst. Er besaß zwar große Menschlichkeit und Milde; „aber eine Menschlichkeit und eine Milde, die seinem ei„genen Vortheile nie im Wege stand. Er bemühte sich nie „geliebt zu seyn, ehe er sich nicht vorher in den Zustand „gesetzt hatte, gefürchtet zu werden. Er war sanft im „Sprechen, und entschlossen im Handeln. Er behauptete „und vertheidigte sein Ansehen im Großen, und war nur „nachgiebig im Kleinen. Er verzehrte seine königlichen „Einkünfte edel; aber er hütete sich wohl, das Kapital „anzugreifen. Nie vergaß er, auch nicht einen Augen„blick, die Anforderungen, welche er, auf die Grund„gesetze des Königreichs sich stützend, gemacht hatte. „Das Blut seiner Widersacher vergoß er nicht sparsam; „oft im Felde, zuweilen auf dem Schaffote. Weil er „sich darauf verstand, wegen seiner Tugenden auch bey „den Undankbaren sich Hochachtung zu erwerben, hat er „sich jetzo die Lobsprüche derjenigen erworben, die er, „hätten sie zu seiner Zeit gelebt, würde in die Bastille „eingeschlossen, und mit den Königsmördern zur Strafe „gezogen haben, welche er aufhängen ließ, nachdem er „Paris durch Aushungerung zur Uebergabe gezwungen „hatte.“

Die Eilboten, welche von Paris abgiengen, oder dort

ankamen, wurden alle an den Stadtthoren angehalten, und ihre Briefe nach dem Rathhause gebracht, wo man dieselben öffnete und las. In der Stadt entstand ein Gerücht, man habe während der Nacht, in den unterirrdischen Kerkern der Bastille dumpfes Klagen und Jammern noch verborgener Schlachtopfer der Tyranney gehört. Andere sagten: es gebe in der Bastille unterirrdische Gänge, und durch diese würde eine Armee in die Stadt kommen, und dieselbe einnehmen. Aber, bey einer genauen Untersuchung fand sich alles ungegründet: Furchtsamkeit hatte die tapfern Pariser abermals getäuscht.

Am 15ten Julius, gegen eilf Uhr Vormittags, kam ein Postillon, keuchend und erschrocken, auf dem Rathhause an: „Ich komme," sagte er, „so eben von St. Denis, wohin man mich geschickt hat, um zu erfahren: ob die Nachricht gegründet sey, daß die Truppen anrücken, daß man die Kanonen aufpflanze, und daß Paris belagert werden solle? Ich ritt dahin, aber kaum kam ich vor die Stadt, als ich die Dragoner im Anmarsch erblickte, und von Jedermann erfuhr, daß zu St. Denis die größten Zurüstungen zum Kriege gemacht würden. Darüber erschrak ich so sehr, daß ich schnell umkehrte, um ihnen diese Nachricht zu bringen." Die Versammlung der Wahlherren beschloß, einen Abgesandten nach St. Denis zu senden, um zu erfahren, ob diese Nachricht gegründet sey. Herr Darimajou bot sich an, die Gesandtschaft zu übernehmen. Damit aber diese Nachricht nicht zur Unzeit in der Stadt verbreitet werde: so beschloß die Versammlung, eine ganze Stunde lang, von allen Anwesenden Niemand aus dem Saale zu lassen. Sogleich wurden alle Thüren verschlossen und Wachen davor gestellt. Da man indessen die Nothwendigkeit

einsah, einen geübten Kommandanten der Bürgermiliz zu wählen, indem Herr de la Salle nur das Unterkommando hatte annehmen wollen*, so berathschlagte man sich einige Augenblicke über diese Wahl. Herr Moreau de St. Mery wies stillschweigend auf la Fayettens Büste, und durch Akklamation wurde la Fayette zum Kommandanten erwählt. Zugleich beschloß der Ausschuß, auf der Stelle eine Gesandtschaft nach Versailles an die Nationalversammlung zu senden, um derselben von der Unruhe und der traurigen Ungewißheit, in welcher sich die Hauptstadt befinde, Nachricht zu geben und sich Verhaltungsbefehle auszubitten. Die vier Abgesandten verließen sogleich das Rathhaus, um ihre Reise nach Versailles anzutreten.

Gegen zwey Uhr Nachmittags nahmen Unruhe, Lärm, Furcht und Schrecken bis auf einen unglaublichen Grad in Paris zu. Eine traurige Nachricht folgte der andern, und das allgemeine Geschrey war: „Zu den Waffen! Zu „den Waffen! Die Truppen sind da! Sie sind in den Vor„städten! Sie sengen, brennen und morden, alles vor „sich her!" Der Ausschuß befahl, das Pflaster in allen Straßen, ohne Verzug, aufzunehmen, und sich zu vertheidigen; die stumme Wuth der Verzweiflung war auf allen Gesichtern zu lesen; und tiefe Stille herrschte in dem, mit Menschen angefüllten Saale des Rathhauses. a)

---

a) Neque populi aut plebis ulla vox, sed attoniti vultus, et conversae ad omnia aures; non tumultus, non quies, quale magni metus et magnae irae silentium est.

TACIT. Hist. I. 8.

In diesem schrecklichen Augenblicke erscheint ein Unbekannter, keuchend, mit Schweiß bedeckt, halb ohnmächtig. „Ich komme (sagt er mit gebrochenen Worten) ich komme in anderthalb Stunden von Versailles nach Paris. Ich komme, und freue mich der Erste zu seyn, der Stadt Paris ihr Glück zu verkündigen.

So ungeduldig auch die ganze Versammlung war, ihn sprechen zu hören; so sehr bat man ihn dennoch, sich erst etwas zu fassen und ruhiger zu werden. Er aber kehrte sich nicht an diese Bitten, sondern fuhr fort. „Ich bin selbst," sagte er keuchend, „in dem Saale der Nationalversammlung gegenwärtig gewesen, als der König erschien ... ganz allein ... mit seinen beyden Brüdern ... ohne alles Gefolge. Ich habe selbst gehört, daß er sagte: Ich komme, mit Zuversicht, mitten unter die Stellvertreter der Nation, Ihnen mein Leidwesen zu bezeigen, und Sie zu bitten, durch alle möglichen Mittel, die Uebel, welche den Staat drücken, zu heben. Ich bin mit der Nation nur Eins. Ich habe Befehl gegeben, daß sich die Truppen von Versailles und von Paris sogleich entfernen sollen; und ich verlange, daß Sie sich mit mir vereinigen, um die Ruhe in der Hauptstadt wieder herzustellen. Vielleicht sind dieses nicht die eigentlichen Worte des Königs, aber doch gewiß der Sinn derselben ... Nach Anhörung dieser Rede des Königs war ich ganz von lebhaften und süßen Empfindungen hingerissen; ich nahm Extrapost, um hieher zu kommen. Zu Seves wurde ich von den Schweizern angehalten, und zu ihrem Kommandanten geführt ....

Dieser

Dieser fragte, warum ich nach Paris reisen wolle? Ich sagte ihm den Beweggrund meiner Reise, und er antwortete: er dürfe mich, zufolge der ihm gegebenen Befehle, nicht reisen lassen. Ich, über diesen Aufenthalt beynahe in Verzweiflung, fuhr, in einem Boote, über den Fluß, und lief von da zu Fuße bis nach Paris."

Durch diese unerwartete Nachricht verwandelte sich der Schrecken der Zuhörer in ein lautes Freudengeschrey. Einige argwohnten und zweifelten; die meisten aber hielten die Nachricht für wahrscheinlich, für möglich, für gewiß. Der Unbekannte, welcher die Zweifel bemerkte, sagte: Ich heiße Karl Joseph Piquais, bin ein Kaufmann, wohne in der Straße de la Sourdiere, Num. 10, und bleibe hier, bis die Nachricht bestätigt ist."

Sogleich wurde eine neue Gesandtschaft nach Versailles geschickt, um sich zu erkundigen, ob diese Nachricht gegründet sey; aber bald nachher bestätigte sich dieselbe immer mehr und mehr. Es kam ein Bote, von Versailles, welcher die Ankunft einer Gesandtschaft von der Nationalversammlung ankündigte, und zugleich bat, daß die Stadt Paris, diese Gesandtschaft, ihrer Würde gemäß, empfangen möchte. Sogleich ward von dem Rathhause eine Gesandtschaft aus den Wahlherren, begleitet von Truppen, den ankommenden Mitgliedern der Nationalversammlung entgegengeschickt, und Befehl gegeben, daß bey ihrer Ankunft die Kanonen gelöst werden sollten.

Um diese Zeit wurde ein Postillon in den Saal gebracht, welcher die Livree des Herzogs von Orleans trug und einen Brief für die Herzoginn mitbrachte. Er war am Thore angehalten worden. Diejenigen, welche den

Postillon mitbrachten, verlangten: der Präsident solle das Siegel des Briefes erbrechen, und den Brief laut vorlesen. Nicht deswegen, sagten sie, als wenn, bey den bekannten Gesinnungen des Hauses Orleans, ein Argwohn Statt finden könnte; sondern deswegen, weil es nicht unmöglich sey, daß die Feinde der Revolution den Namen und die Livree des verehrungswürdigen Herzogs mißbrauchten, um auf eine sichere Weise ihrer Parthey geheime Nachrichten mitzutheilen. Man war eben im Begriff diesem Rath zu folgen, als einer von den Wahlherren aufstand, und ein Mittel vorschlug, wodurch sowohl die Unverletzbarkeit des Geheimnisses der Briefe beobachtet; die Hochachtung, welche man dem Namen Orleans schuldig zu seyn glaubte, bezeigt; und die Gewißheit, daß sich nicht die Feinde des Vaterlandes dieses ehrwürdigen Namens bedienten, erlangt wurde. Er schlug vor: einer der Wahlherren solle sich zu der Herzoginn hin begeben; derselben den Brief überreichen; von ihr hören, ob er für sie bestimmt sey; und im Falle dieses nicht wäre, den Brief wieder nach dem Rathhause zurück bringen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und die Herzoginn sagte dem Ueberbringer: der Brief sey an sie gerichtet.

Gegen drey Uhr Nachmittags kamen mehr als zwey tausend bewaffnete Bürger vor dem Rathhause an, die eine große Menge Soldaten von der Infanterie und Kavallerie, viele Pferde, Kanonen, und mit Kriegsgeräthen, aller Art beladene Wagen, welche der Armee des Marschalls von Broglio zugehörten, mitbrachten.

Die am Vormittage von dem Rathhause nach Versailles geschickte Gesandtschaft kam nunmehr zurück, begleitet von einer unzähligen Menge bewaffneter Menschen.

Herr Garran de Coulon, einer von den Abgesandten sagte: „Wir haben Extrapost genommen und sind durch Paris ohne Schwierigkeit gekommen. Auf dem Bock des Wagens hatten sich, zu unserer Sicherheit, neben dem Kutscher, zwey bewaffnete Soldaten der Bürgermiliz gesetzt. Bey der Hauptwache in der Straße St. Dominique wurden wir angehalten. Wir zeigten unsere Vollmacht vor, und erzählten den Beweggrund und die Nothwendigkeit unserer Reise nach Versailles; aber vergeblich. Das Volk blieb hartnäckig dabey, wir seyen Ausreißer und wollen entfliehen; die Vollmacht sey falsch und untergeschoben. Vergeblich haben wir verlangt, man möchte uns nach unsern Distrikten, nach unsern Häusern, oder nach dem Rathhause zurückführen, wo man uns sogleich erkennen würde; vergeblich haben einige von uns verlangt, als Geißeln zurück zu bleiben, und für die Wahrheit dessen, was wir sagten, mit unserm Kopfe zu stehen, wenn man auch nur Einem von uns erlauben wolle, seine Reise fortzusetzen. Der wüthende Pöbel schrie fürchterlich: man möchte uns auf der Stelle henken oder uns die Köpfe abschlagen. Das um uns versammelte Volk drängte sich zu, drohte, schlug uns; und einer von den Bürgersoldaten, welche auf dem Bocke saßen, bekam einen Bajonettstich in die Wange. Sobald der Pöbel Blut fließen sah, legte sich seine Wuth, und er gab nun zu, daß wir alle, unter starker Bewachung, nach dem Rathhause zurückgeführt wurden."

Indessen kamen die Abgesandten der Nationalversammlung bey den Thuillerien an, wo ihnen die Gesandten vom Rathhause, welche sie einzuholen abgeschickt waren, begegneten. Herr Duveyrier redete zu dem Marquis de la Fayette, Vicepräsidenten

der Nationalversammlung, folgendermaßen: „Wir sind von den versammelten Wahlherren abgesandt, um die Engel des Friedens zu empfangen, welche uns die Nationalversammlung zusendet. Sie wird, wie wir hoffen, unsere kleine Anzahl, und unsern schlechten Anzug entschuldigen.“ Der Lärm und das Freudengeschrey des versammelten Volkes, bey dem Anblicke der hundert Mitglieder der Nationalversammlung, war so groß, daß man diese Rede kaum hören konnte. Nun gieng der Zug an. Vorauf eine Kompagnie Kavallerie; dann ein Detaschement der französischen Garde und ein Detaschement der Schweizergarde; nachher ein Trompeter; nach diesem die Offiziere der Bürgermiliz; die Gesandten der Wahlherren; die Abgesandten der Nationalversammlung: zuletzt die Pariser Bürgermiliz und die französische Garde folgten. In allen Straßen, durch welche der Zug gieng, waren Fenster und Dächer mit Menschen angefüllt. Ein unermeßliches Volk streckte die Arme gegen seine Schutzengel aus; warf Blumenkränze und Lorbeeren auf sie herab; und rief, mit Freudenthränen in den Augen: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! Hoch leben die Abgesandten! Hoch lebe die Nation!“ Ein größeres und majestätischeres Schauspiel hatte die Hauptstadt noch nie gesehen.

Auf der Treppe des Rathhauses kamen ihnen die versammelten Wahlherren entgegen. Freudengeschrey, Händeklatschen, Jauchzen und Jubeln, nahmen kein Ende. Endlich befahl man Stillschweigen, und la Fayette hielt, mit der ihm eigenen einfachen und rührenden Beredsamkeit, eine Rede an die Versammlung. Diese Rede wurde beynahe bey jeder Periode, durch Beyfallklatschen, und durch das Geschrey: „Hoch lebe der König! Hoch lebe

die Nation!" unterbrochen. Nachdem la Fayette seine Rede geendigt hatte, war das Geschrey und der Lärm so groß, daß man nur mit Mühe neues Stillschweigen von dem Volke erhalten konnte. Dann hielt Lally-Tolendal eine sehr rührende Rede, welche den Enthusiasmus der Versammlung auf den höchsten Grad erhob. Die Bürger drängten sich um ihn, und umarmten ihn; man warf ihm eine Blumenkrone zu; man wollte dieselbe auf seinem Haupte befestigen; aber er wehrte sich so sehr er konnte, und wollte sie Herrn Bailly aufsetzen. Seiner Bemühung aber ungeachtet, hielt man die Krone fest auf seinem Haupte; und so wurde er nach dem offenen Fenster getragen, und der auf dem Greveplatze versammelten Volksmenge gezeigt, welche, bey seinem Anblicke, in ein lautes Freudengeschrey ausbrach.

Hierauf sagte Herr Moreau de St. Mery, der Präsident der Wahlherren: „Die Jahrbücher einer Monarchie, welche schon seit dreyzehn Jahrhunderten daurt, bieten uns noch keinen so feyerlichen Tag dar, als denjenigen, an welchem die erhabenen Stellvertreter der Nation, derselben, im Namen des besten der Könige, anzukündigen kommen, daß es ihr erlaubt sey, frey zu seyn, und zwar so frey, als sich der Mensch nur wünschen kann. Sagen Sie Ihm, meine Herren, diesem Könige, welcher heute den unsterblichen Titel des Vaters seiner Unterthanen sich erworben hat, daß, in die Nothwendigkeit versetzt, verderblichen Befehlen zu widerstreben, wir niemuls gezweifelt haben, daß sein Herz diese Befehle mißbillige. Sagen Sie Ihm, wir seyen bereit, seine Knie zu umfassen; sagen Sie ihm endlich, der Erste König in der Welt sey derjenige, welcher die Ehre habe, über Frankreicher zu herrschen.

Nun fieng das Freudengeschrey von neuem an. So war der Pöbel von jeher! Einen Tag wüthet er, und schlägt Köpfe ab: den andern Tag vergöttert er; je nachdem er gestimmt wird!

Darauf hielt der Herzog von Liancourt eine Rede; aber diese Rede misfiel dem Volke, weil er sagte, der König wolle den Soldaten der französischen Garde verzeihen, daß sie ihre Fahne verlassen hätten. Es entstand in der Versammlung ein allgemeines Gemurmel, welches schlimme Folgen hätte haben können. Die Soldaten der französischen Garde drängten sich vor, und Einer von ihnen sprach: „Wir wollen keine Verzeihung; die brauchen wir nicht. Wir haben der Nation gedient, das heißt, dem Könige; und am heutigen Tage ist es klar, und ganz Frankreich sieht es ein, daß wir allein dem Könige und dem Vaterlande treu geblieben sind."

Die Umstehenden baten den Grafen von Clermont Tonnerre zu sprechen, um den übeln Eindruck auszulöschen; und dieser hielt eine Rede, in welcher er die Aufführung der französischen Garde lobte, und das Volk besänftigte. Er, der noch am Vormittage, in der Nationalversammlung, gesagt hatte, man müsse bey dem Eintritte des Königes die größte Ruhe und das tiefste Stillschweigen beobachten, hielt jetzo eine Rede an das Volk, worin er sagte: „Wir haben den guten König, von dem Saale der Nationalversammlung bis in seinen Pallast, auf unsern Händen getragen, durch eine unzählbare Volksmenge, welche Glückwünschungen und Freudengeschrey gen Himmel schickte." a)

---

a) Nous l'avons porté dans nos bras, de nôtre

Der Erzbischof von Paris, dieser gute, rechtschaffene und allgemein geliebte Prälat, vermahnte hierauf das Volk zum Frieden, und schlug vor, die ganze Versammlung solle sich, ohne auseinander zu gehen, sogleich nach der Hauptkirche begeben, um durch ein feyerliches Te Deum dem Höchsten für die hergestellte Ruhe zu danken. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Dann sprach Herr Moreau de St. Mery noch einmal, und bat, daß man allen Schuldigen Gnade und Verzeihung ihrer Verbrechen schenken und versprechen möchte. Auch dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

In dem Augenblick als die Versammlung aufbrechen wollte, wurde la Fayette, durch Akklamation, zum Kommandanten der Pariser Miliz ausgerufen. Er nahm diese Stelle, mit Bezeigungen der Hochachtung und Dankbarkeit für die ihm erwiesene Ehre an, zog seinen Degen aus der Scheide, und schwor: sein Leben in Verfechtung der neuerworbenen Freyheit aufzuopfern.

Gleich nachher riefen Alle, einstimmig, Herrn Bailly zum Vorsteher der Kaufleute aus. Einer aus dem Haufen rief: „Nicht Vorsteher der Kaufleute, sondern Maire von Paris!“ und nun schrie alles: „Recht! Recht! Maire von Paris!“ Herr Bailly stand auf und machte eine Verbeugung. Thränen rollten über seine Wangen; seine Brust war beklemmt; und von seiner Rede konnte man nichts verstehen, als daß er einer so großen Ehre nicht würdig, und eine so große Last zu tra-

---

salle, jusqu'à son Palais, et ces deux édifices, séparés par un assez grand intervalle, étoient réunis par un peuple immense, remplissant l'air de ses cris d'allégresse, et de bénédictions.

gen nicht im Stande sey. Herr Bailly hatte Recht. Die Last war für ihn wirklich zu groß. Seine Rechtschaffenheit war zwar bekannt, und seine astronomischen Kenntnisse machten ihm Ehre; aber der Mann, welcher seine ganze Lebenszeit auf der Studierstube zugebracht hat, besitzt die Talente nicht, welche nöthig sind, um den Pariser Pöbel zu führen. Ich habe ihn einigemal gesehen, wenn er kam, um einen Volksauflauf zu stillen. Allemal waren seine Bemühungen fruchtlos, und das Volk spottete seiner. Er kam, und bat, und weinte; statt daß er hätte schrecken, trotzen und befehlen sollen. Das Volk will nicht durch Bitten und Thränen, sondern durch Drohungen und Befehle, mit einem Worte, durch Furcht geführt seyn!

Lally-Tolendal setzte nun die Krone, mit welcher das Volk seine Beredsamkeit gekrönt hatte, auf Herrn Baillys Haupt, und der Erzbischof von Paris hielt sie auf demselben fest, ungeachtet Herr Bailly, aus Bescheidenheit, sich dieser Ehre weigerte.

Nun baten alle Stimmen einmüthig, um die Zurückberufung des Herrn Neckers und der übrigen verwiesenen Minister. Nachher gieng der Zug nach der Hauptkirche, und der unermeßliche Haufe, welcher nachfolgte, wünschte ihnen Glück, und bat um die Zurückberufung Neckers. Das Volk drängte sich, trunken vor Freude, auf Herrn la Fayette und Herrn Bailly zu, um sie zu begrüßen und zu umarmen; dadurch kamen beyde in die augenscheinlichste Lebensgefahr. Herr la Fayette wurde von einem großen Haufen mit fortgerissen. Herr Bailly war schon in Gefahr erdrückt zu werden, als einer der Wahlherren, begleitet von achtzehn Soldaten der Schweizergarde, den Herrn Maire von der ihm so gefährlichen

Liebe des Volks befreyte. Diese Soldaten trugen Herrn Bailly, durch das dicht versammelte Volk, welches Freudenthränen weinte, seine Arme zum Himmel erhob, und unaufhörlich ausrief: „Hoch lebe Herr Bailly! Hoch lebe unser Vorsteher der Kaufleute!“ sie trugen ihn bis an die Thüre der Hauptkirche. Dort war ihm der rührendste Auftritt noch vorbehalten. Eine Menge kleiner Kinder erschien. Sie fielen vor ihm auf die Knie nieder; sie falteten ihre kleinen Hände; und riefen, mit schwacher Stimme: „Hoch lebe Bailly! Hoch lebe Bailly! unser Vater, unser lieber Vater!“ Es waren die Waisenkinder des Findelhauses. Herr Bailly, von der Menge neuer Eindrücke betäubt, sah und hörte nicht mehr. Seine Augen waren starr; er schien gefühllos und ausser sich: aber der Anblick der Kinder brachte ihn wieder zu sich selbst. Er bückte sich, umarmte diese kleinen, verlassenen Geschöpfe, und versprach ihnen, mit Thränen in den Augen, daß er ihr Vater seyn und für sie sorgen wolle.

Nach geendigtem Te Deum wurde Herr Bailly von den achtzehn Schweizern, welche ihn keinen Augenblick verlassen hatten, wieder nach dem Rathhause zurück gebracht, und nahm nunmehr daselbst als Maire den Vorsitz. Gegen Mitternacht kamen einige Wahlherren, und sagten: ein Frauenzimmer in Mannskleidern sey so eben auf der Strasse angehalten worden, man bringe sie nach dem Rathhause, und der Pöbel, verlange, sie ohne Prozeß aufzuhängen. Herr Bailly gieng sogleich herunter, und sah die Unglückliche, unter einem Haufen von Männern, welche bewaffnet waren und Fackeln trugen. Herr Bailly redete das Mädchen an, aber vor Schrecken konnte sie nicht antworten, und der Lärm war

so gross, daß man die gebrochenen Worte, welche sie stammelte, nicht verstehen konnte. Sie wurde hin und her gestossen, geschlagen, geprügelt, verwundet und fiel endlich, ohne Besinnung, vor dem Rathhause auf das Pflaster nieder. Der Pöbel kannte den Maire nicht; Herr Bailly kannte diejenigen nicht, welche unter seinen unmittelbaren Befehlen standen. Er fieng an zu sprechen, aber der Pöbel rief ihm zu: „Schweig und begieb dich weg, oder wir hängen dich auf der Stelle an die Laterne!“ Herr Hay, der Oberste der Bürgerwache, bot sich an, die Befehle des Herrn Maire auszuführen, und Herr Bailly befahl ihm, die unglückliche Unbekannte in seinen Schutz zu nehmen, und dieselbe nach dem Gefängnisse zu führen, unter dem Vorwande, daß ihr der Prozeß nicht gemacht werden sollte. Herr Hay führte den Befehl des Herrn Maire aus.

Ein Haufe bewaffneter Bürger brachte nach dem Rathhause den Bischof von Chartres, und einen andern Abgesandten der Nationalversammlung. Beyde waren auf der Strasse als verdächtig angehalten worden. Der Maire erkannte sie, und entschuldigte diese Gewaltthätigkeit durch die Unruhe des Tages, und durch ein Mißverständniß des Volkes. Gegen Morgen kamen einige Männer nach dem Rathhause und sagten: das Betragen des Königs sey nicht aufrichtig; es sey nur eine List der Feinde, um die Pariser zu bewegen, daß sie die Waffen niederlegen möchten, damit man sie nachher desto leichter überwinden könne. Herr Bailly sprach sehr heftig und unwillig gegen einen so ungegründeten Verdacht, bey dem bekannten vortrefflichen Karakter des Königs. „Ich bin,“ setzte er hinzu, „Augenzeuge von Allem gewesen, und ich stehe dafür, daß dasjenige, was wir hier der Ver-

sammlung und dem Volke erzählt haben, wirklich vorgefallen ist.“ Diese Rede beruhigte zum Theil das Volk; aber nun verlangte man, Herr Bailly möchte den König bewegen, am folgenden Tage nach Paris zu kommen. Er antwortete: dieß sey unmöglich; er reise zwar sogleich noch in der Nacht nach Versailles; allein er habe nicht das Vorrecht, den König zu jeder Zeit sehen zu können; indessen verspreche er, bey der ersten Gesandtschaft, welche die Nationalversammlung an den König senden werde, dem Monarchen diese Bitte der Hauptstadt bekannt machen zu lassen.

Um drey Uhr des Morgens reiste Herr Bailly, mit den übrigen Gesandten der Nationalversammlung, wiederum nach Versailles ab.

Am 16ten Julius statteten die Abgesandten der Nationalversammlung der Versammlung von ihrer Gesandtschaft Bericht ab; und Herr Mounier hielt folgende schöne Rede, welche ich ganz einrücke, weil in derselben die Eindrücke, welche die Auftritte des vorigen Tages auf die Gemüther der Abgesandten gemacht hatten, sehr lebhaft dargestellt werden.

„Die Abgesandten der Nationalversammlung,“ sagte er, „sind gestern Nachmittag um drey Uhr von Versailles abgereist. An dem Orte ihrer Abreise fiengen schon die Zuryfungen und das Freudengeschrey an, und von diesem Augenblicke hat es nicht mehr aufgehört. Auf dem ganzen Wege war die Strasse mit Menschen bedeckt, welche die Abgesandten segneten, und sich dem Entzücken der allerlebhaftesten Freude überliessen. Das Militair war von ähnlichen Empfindungen durchdrungen. Offiziere und Soldaten; Fremde und Einheimische; Alle schienen von demselbigen Geiste belebt. Auf allen Gesichtern

las man zärtliche Rührung, und aus Aller Mund erschallte das Freudengeschrey des Patriotismus und der Menschlichkeit. Wir reißten mitten durch eine unermeßliche Menge; aber es war eine Menge von Freunden und von Brüdern! Bey dem Eingange von Paris kam uns eine Brigade der Marechausee und die Polizeywache entgegen. Sie vereinigten sich mit uns, kehrten um, und marschirten vor uns her, mit einem Trompeter vorauf, welcher die Ankunft der Abgesandten bekannt machte. Bewaffnete Bürger, mit Soldaten vermischt, umgaben uns, um unsere Begleitung auszumachen. Auf dem Platze Ludwigs des XV. stiegen wir aus unsern Wagen. Eine zahlreiche Wache umgiebt uns, und ein unzählbares Volk bietet sich, von allen Seiten, unserm Anblicke dar. Bewaffnete Bürger und Soldaten stellen sich, und machen zu beyden Seiten eine Reihe, um für uns den Durchgang frey zu lassen. Die Zuschauer lassen nunmehr der Empfindung, welche ihre Brust beklemmt, freyen Lauf, und geben uns alle Beweise der zärtlichsten Zuneigung. Sie kennen keinen größern Genuß, als einem Mitgliede der Nationalversammlung die Hand zu drücken. Ohne Aufhören ertönt die Luft von Händeklatschen und von Freudengeschrey, verbunden mit dem Lärme der Trommeln und musikalischer Instrumente. Die Bürger wünschen sich einander Glück, sie umarmen einer den andern. In Aller Augen glänzen Thränen; Alle sind, von neuen Gefühlen durchdrungen, ausser sich. Von allen Seiten her ruft man: „Hoch lebe die Nation, Hoch lebe der König! Hoch leben die Abgesandten!“ Niemals war eine öffentliche Feyerlichkeit so schön und so rührend. Niemals sah man noch, Millionen von Menschen sich zu ihren Stellvertretern drängen, um in einem

so erhabenen und so feyerlichen Aufzuge das Bild der Freyheit zu betrachten. Die Geschichte bietet uns kein ähnliches Beyspiel dar; und nie wird es der Geschichte möglich seyn, alles wieder zu erzählen, was wir gesehen; vielweniger, was wir gefühlt haben. Bey unserer Ankunft am Rathhause, welch ein schönes Schauspiel stellte sich uns dar! Der ganze Platz war mit einer unglaublich grossen Menge bewaffneter und unbewaffneter Bürger bedeckt. Dieselben Zurufungen, welche wir schon während des Zuges gehört hatten, werden auch hier, ohne Aufhören, wiederholt und erneuert. In dem Besammlungssaale ist die Menge so groß, so entzückt durch Freude, daß es Mühe kostet, Stillschweigen zu erhalten. Endlich kündigt der Marquis de la Fayette an, daß der König in die Nationalversammlung ohne Pomp, ohne Zurüstungen, gekommen sey. Er liest die Rede vor, welche der König gehalten hat; er erzählt die Beweise von Liebe und Zuneigung, welche der Monarch von den Stellvertretern der Nation erhielt; er beschreibt den schönen Auftritt, als Se. Majestät, zu Fusse, nach seinem Schlosse zurück kehrte, mitten unter der Nationalversammlung und den Einwohnern von Versailles, bewacht von ihrer Liebe und von ihrer unv[illegible]lichen Treue. Diese Rede wird mit zahlreichem Beyfallklatschen und mit wiederholtem Rufen: Hoch lebe der König! aufgenommen. Dann spricht der Graf von Lally-Tolendal. Nachdem er dem Patriotismus und dem Muthe der Pariser das Lob gegeben hat, welches ihnen gebührt; nachdem er erzählt hat, wie groß die Traurigkeit der Stellvertreter der Nation gewesen sey, als sie den unglücklichen Zustand der Hauptstadt erfuhren; nachdem er die zu Versailles vorgefallenen, rührenden Auftritte beschrieben hat, spricht er

von Freyheit und Vaterland. Er spricht von dem Könige, von Seinen Tugenden und von den Pflichten der Frankreicher, mit einem so edeln, so eindringendem Tone, mit einer so unwiderstehlichen Beredsamkeit, daß die Menge der Zuhörer hingerissen wird; daß der Rausch vollkommen ist. Liebe zum Vaterlande, Liebe zum Könige, erheben die Seele aller derjenigen, die da gegenwärtig sind. Die Umstehenden drängen sich zu dem Redner, und drücken ihn in ihre Arme; eine Krone von Blumen wird ihm angeboten; seine Bescheidenheit stößt dieselbe zurück; er huldigt der Nationalversammlung, indem er sie auf das Haupt ihres Präsidenten setzt. Dieser Bemühungen ungeachtet, kommt sie doch auf sein eigenes Haupt zurück. Man will ihn nachher dem auf dem Platze versammelten Volke zeigen, und er widersteht vergeblich. Man trägt ihn nach einem Fenster, wo ihn das Volk mit dem lautesten Freudengeschrey empfängt. Nach der Rede des Herrn Lally-Tolendal vermahnt der Erzbischof von Paris aufs neue zum Frieden, und schlägt vor, sich nach der Hauptkirche zu begeben, um öffentlich Gott zu danken. Der Präsident der Wahlherren hält eine Rede, welche Eifer und Patriotismus athmet. Er vermahnt das Volk, allen heimlichen Groll zu vergessen; und man verspricht es ihm. Darauf kündigt der Herzog von Liancourt an, daß Se. Majestät die Errichtung der Bürgermiliz billige. Der Graf von Clermont Tonnerre sprach nachher, und seine Rede wurde mit vielem Beyfall aufgenommen. Man kündigte dem Marquis de la Fayette an, daß er zum Kommandanten der Bürgermiliz ernannt sey. Die grosse Menge von Bürgern, welche den Saal des Rathhauses anfüllten, baten auf das heftigste und dringendste um die Zurückberufung Neckers. Sie bezeig-

ten den Wunsch, dem Herrn Bailly die Stelle eines Maire von Paris zu übertragen. Dieser vortreffliche Staatsbürger hat, sowohl als der Erzbischof von Paris, die allerschmeichelhaftesten und verdientesten Beweise der Zuneigung und Hochachtung der Pariser erhalten. Die Abgesandten der Nationalversammlung haben nachher ihren Zug nach der Hauptkirche angetreten. Man hat das Te Deum gesungen, und Herr la Fayette hat den Eid geleistet, daß er getreu die Pflichten eines Generals erfüllen wolle. Während der Eidesleistung sind die Kanonen gelöst und die Trommeln gerührt worden, und eine kriegerische Musik hat sich hören lassen. Nach dem Te Deum haben sich die Abgesandten zu dem Herrn Erzbischof begeben, und so wie sie aus dem Erzbischöflichen Pallaste wieder herauskamen, wurden sie von der Bürgermiliz nach dem Orte ihrer Abreise begleitet, und erhielten, in den Strassen, militairische Ehrenbezeigungen, mitten unter den Zurufungen der Bürger. Noch muß ich hinzusetzen, daß in allen Strassen von Paris, so wie in dem Saale des Rathhauses, man mit grossem Geschrey die Entfernung der neuen Minister und die Zurückberufung des Herrn Neckers verlangte. Die Einwohner von Paris beneideten das Glück, welches die Nationalversammlung genossen hatte, und bezeigten das Verlangen, ihren König mitten unter sich zu sehen, so wie wir ihn mitten unter uns gesehen haben. So wird also nunmehr Paris die süßen Früchte des Friedens genießen. Die Bürgermiliz wird alle Unordnungen verhüten: und ihr Befehlshaber wird ein Held seyn, dessen Name, in der alten und in der neuen Welt, der Freyheit theuer ist; aber ein französischer Held, welcher zu gleicher Zeit seinen Fürsten liebt, und die Knechtschaft verabscheut. Die Un-

glücksfälle, welche die Hauptstadt erlitten hat, verdienen unstreitig unser Mitleiden. Mögen niemals in derselben die schrecklichen Zeiten wiederkehren, wo das Gesetz seine Macht verloren hat; aber möge sie auch niemals mehr das Joch des Despotismus tragen müssen! Sie ist der Freyheit würdig; sie verdient dieselbe, wegen ihres Muthes und wegen ihrer Unerschrockenheit. Wem kann man das vergossene Blut zurechnen? Wem anders, als den treulosen Rathgebern, welchen es gelungen ist, den König zu überlisten, und ihn dahin zu bringen, daß er den Stellvertretern der Nation, durch Soldaten, den Eingang in ihren gewöhnlichen Versammlungssaal hat versagen, und die Nationalversammlung in ein Lit de Justice verwandeln lassen; dahin, daß er mit grossen Unkosten, zu einer Zeit, wo die Finanzen in der größten Unordnung sind, und wo eine schreckliche Theurung herrscht, eine Armee versammelt, und diese Armee nach Paris, nach Versailles, und nach den umliegenden Orten gebracht, und dadurch das Volk über die persönliche Sicherheit seiner Stellvertreter besorgt gemacht hat; dahin, daß er Kriegszurüstungen neben das Heiligthum der Freyheit setzte, und die tugendhaften Minister entfernte, welche daß öffentliche Zutrauen besassen; dahin, daß er den Zusammenhang durch die Strassen, zwischen Paris und Versailles unterbrach, und seine Unterthanen wie Feinde des Staates behandelte. Unstreitig ist keiner unter uns, welcher nicht gewünscht hätte, durch alle nur möglichen Mittel die Unruhen in Paris zu verhüten; aber die Feinde der Nation haben sich nicht gescheuet, dieselben entstehen zu lassen. Diese Unruhen werden jetzo aufhören; die Konstitution wird gegründet werden, und sie wird uns trösten; sie wird auch die Pariser, wegen

alles

alles vorgegangenen Unglücks trösten, und bey den Thaten, welche die Verzweiflung des Volkes erzeugt hat, wird es vielleicht, indem wir den Tod unserer Mitbürger beweinen, uns schwer werden, die Empfindung des Vergnügens zurück zu halten, wenn wir die Zerstörung der Bastille erblicken, wo, über den Trümmern dieses fürchterlichen Gefängnisses des Despotismus, nach dem Wunsche aller Staatsbürger, bald die Bildsäule eines guten Königs sich erheben wird; eines Königs, welchem Frankreich seine Freyheit und seinen Wohlstand zu verdanken hat."

Nach Anhörung dieser Rede berathschlagte sich die Nationalversammlung über die Zeitumstände, und beschloß: dem Könige eine Addresse zu überreichen, um ihn zu bitten, die neugewählten Minister zu entfernen, und Herrn Necker zurück zu berufen. Die Debatten dauerten sehr lange. Ehe sie aber noch anfiengen, berathschlagte sich die Versammlung über einen Gegenstand, an welchen nur eine so leichtsinnige Nation, als die französische ist, in einem solchen Zeitpunkte hätte denken können. — Man schlug vor: den König zu bitten, daß er den Mitgliedern der Nationalversammlung erlauben möchte, ein Unterscheidungszeichen; etwa ein Ordensband, ein Kreuz, oder eine Medaille zu tragen. Ein anderer schlug vor: daß die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung dieses Zeichen lebenslänglich zu tragen Erlaubniß haben sollten. Man sprach für und wider, und verlor über dieser Kinderey die kostbare Zeit, so lange bis Herr Barnave, durch eine schöne Rede, den ganzen Vorschlag abwies.

Bald nachher erfuhr die Nationalversammlung, daß der König den Truppen Befehl gegeben habe, sich zu

glücksfälle, welche die Hauptstadt erlitten hat, verdienen unstreitig unser Mitleiden. Mögen niemals in derselben die schrecklichen Zeiten wiederkehren, wo das Gesetz seine Macht verloren hat; aber möge sie auch niemals mehr das Joch des Despatismus tragen müssen! Sie ist der Freyheit würdig; sie verdient dieselbe, wegen ihres Muthes und wegen ihrer Unerschrockenheit. Wem kann man das vergossene Blut zurechnen? Wem anders, als den treulosen Rathgebern, welchen es gelungen ist, den König zu überlisten, und ihn dahin zu bringen, daß er den Stellvertretern der Nation, durch Soldaten, den Eingang in ihren gewöhnlichen Versammlungssaal hat versagen, und die Nationalversammlung in ein Lit de Justice verwandeln lassen; dahin, daß er mit grossen Unkosten, zu einer Zeit, wo die Finanzen in der größten Unordnung sind, und wo eine schreckliche Theurung herrscht, eine Armee versammelt, und diese Armee nach Paris, nach Versailles, und nach den umliegenden Orten gebracht, und dadurch das Volk über die persönliche Sicherheit seiner Stellvertreter besorgt gemacht hat; dahin, daß er Kriegszurüstungen neben das Heiligthum der Freyheit setzte, und die tugendhaften Minister entfernte, welche daß öffentliche Zutrauen besassen; dahin, daß er den Zusammenhang durch die Strassen, zwischen Paris und Versailles unterbrach, und seine Unterthanen wie Feinde des Staates behandelte. Unstreitig ist keiner unter uns, welcher nicht gewünscht hätte, durch alle nur möglichen Mittel die Unruhen in Paris zu verhüten; aber die Feinde der Nation haben sich nicht gescheuet, dieselben entstehen zu lassen. Diese Unruhen werden jetzo aufhören; die Konstitution wird gegründet werden, und sie wird uns trösten; sie wird auch die Pariser, wegen

alles

alles vorgegangenen Unglücks trösten, und bey den Thaten, welche die Verzweiflung des Volkes erzeugt hat, wird es vielleicht, indem wir den Tod unserer Mitbürger beweinen, uns schwer werden, die Empfindung des Vergnügens zurück zu halten, wenn wir die Zerstörung der Bastille erblicken, wo, über den Trümmern dieses fürchterlichen Gefängnisses des Despotismus, nach dem Wunsche aller Staatsbürger, bald die Bildsäule eines guten Königs sich erheben wird; eines Königs, welchem Frankreich seine Freyheit und seinen Wohlstand zu verdanken hat."

Nach Anhörung dieser Rede berathschlagte sich die Nationalversammlung über die Zeitumstände, und beschloß: dem Könige eine Addresse zu überreichen, um ihn zu bitten, die neugewählten Minister zu entfernen, und Herrn Necker zurück zu berufen. Die Debatten dauerten sehr lange. Ehe sie aber noch anfiengen, berathschlagte sich die Versammlung über einen Gegenstand, an welchen nur eine so leichtsinnige Nation, als die französische ist, in einem solchen Zeitpunkte hätte denken können. — Man schlug vor: den König zu bitten, daß er den Mitgliedern der Nationalversammlung erlauben möchte, ein Unterscheidungszeichen; etwa ein Ordensband, ein Kreuz, oder eine Medaille zu tragen. Ein anderer schlug vor: daß die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung dieses Zeichen lebenslänglich zu tragen Erlaubniß haben sollten. Man sprach für und wider, und verlor über dieser Kinderey die kostbare Zeit, so lange bis Herr Barnave, durch eine schöne Rede, den ganzen Vorschlag abwies.

Bald nachher erfuhr die Nationalversammlung, daß der König den Truppen Befehl gegeben habe, sich zu

entfernen. Auf diese Nachricht beschloß die Versammlung, eine Gesandtschaft an den König zu senden, um ihm zu danken. Ehe aber noch die Mitglieder, welche die Addresse überbringen sollten, gewählt waren, erhielt die Versammlung die neue Nachricht, daß sich der König entschlossen habe, dem Wunsche der Pariser zu entsprechen, und am folgenden Tage nach der Hauptstadt zu reisen. Die Versammlung beschloß: sogleich eine Gesandtschaft nach Paris zu senden, um der Hauptstadt diesen Entschluß des Königs zu verkündigen. Hierauf ließ der Köuig der Versammlung sagen, er habe sich entschlossen, Herrn Necker zurück zu berufen; wobey er zugleich der Versammlung den Brief übersandte, welchen er an Herrn Necker geschrieben hatte. Die Versammlung beschloß: dem Briefe des Königs an Herrn Necker einen Brief beyzulegen, welcher folgenden Inhalts war:

„Mein Herr!“

„Die Nationalversammlung hat schon durch eine feyer„liche Handlung bewiesen, daß Sie ihre Achtung und „ihr Bedauren mitgenommen haben. Dieses ehrenvolle „Zeugniß hat sie Ihnen zugesandt, und Sie müssen „dasselbe erhalten haben. Heute Vormittag hatte sie be„schlossen, den König zu bitten, Sie wiederum in das „Ministerium zu rufen. Es war sowohl ihr eigener „Wunsch, den sie durch diese Bitte ausdrückte, als „auch der Wunsch der Hauptstadt, welche Sie laut zu„rück verlangt. Der König hat unserer Bitte zuvorkom„men wollen. Ihre Zurückberufung ist uns von ihm „angekündigt worden, und sogleich hat uns die Dank„barkeit zu dem Könige hingeführt. Da haben wir von „ihm einen neuen Beweis seines Zutrauens erhalten, in-

„dem er auch den Brief übergab, welchen er an Sie ge-
„schrieben hatte, und uns auftrug, denselben zu über-
„senden. Die Nationalversammlung bittet Sie instän-
„dig, in den Wunsch Sr. Majestät einzuwilligen. Ihre
„Talente und Ihre Tugenden konnten keine ehrenvollere
„Belohnung und keine kräftigere Aufmunterung erhalten.
„Sie werden unser Zutrauen rechtfertigen; Sie werden
„nicht eigene Ruhe der öffentlichen Ruhe vorziehen; Sie
„werden sich nicht den wohlthätigen Wünschen des Kö-
„nigs für sein Volk entziehen. Jeder Augenblick ist kost-
„bar. Der König, die Nation und die Stellvertreter
„derselben, erwarten Sie. Wir sind u. s. w."

Am 16ten Julius beschlossen die Wahlherren zu Paris, daß die Bastille von Grund aus geschleift werden solle, und dieser Beschuß wurde, auf der Stelle, durch Herolde und Trompeter, in allen Strassen der Hauptstadt bekannt gemacht. Damit aber die in dieser Festung noch enthaltenen wichtigen Papiere nicht zerstreut oder ganz zerstört werden möchten, so schickte der beständige Ausschuß eine Gesandtschaft nach der Bastille, um sich dieser Papiere zu bemächtigen. Zu gleicher Zeit wurde eine andere Gesandtschaft nach St. Denis gesandt, um zu untersuchen, ob die daselbst versammelten Truppen noch feindliche Absichten hätten?

Herr la Fayette, welcher nach dem Rathhause kam, sagte: „Ich bin so eben Zeuge einer Begeben-
„heit gewesen, die, ohne meine Dazwischenkunft, sich
„auf eine sehr tragische Weise würde geendigt haben.
„Indem ich hieher kam, traf ich auf meinem Wege ei-
„nen grossen Haufen Volks versammelt an, der sich
„sehr schnell vorwärts, nach dem Rathhause zu, be-
„wegte. Ich fragte: Was giebts? — „Nichts!" ant-

„wortete man mir," weiter nichts, als einen Abbe,
„den man aufhängen will!" Hierauf drängte ich mich
„mit Gewalt durch den Haufen, und erblickte einen
„Abbe, welchen einige bewaffnete Bürger umgaben,
„und ihn gegen die Menge vertheidigten. Sie waren
„schon im Begriff, der Menge und der Wuth des Pö-
„bels nachzugeben, und den Abbe einem grausamen
„Tode zu überlassen, als ich erschien." „Was macht
„ihr da?" fragte ich den Haufen. „Ich bin euer Kom-
„mandant!" — „Wir haben hier," antworteten sie,
„einen Verräther des Vaterlandes gefangen, und wir
„wollen ihn jetzo gleich auf der Stelle aufhängen. Es
„ist der Abbe Roy a); wir haben bey ihm einen Brief
„gefunden, den er nach Versailles geschrieben hat, und
„worin er verspricht, 50 Kanonen und 40,000 Mann
„zu liefern, um alle Patrioten umzubringen." Ich
fragte hierauf den Abbe, wer er sey? „Ich bin," ant-
wortete dieser, „nicht der Abbe Roy, sondern der
„Abbe Cordier; daß man einen solchen Brief bey
„mir gefunden habe, ist eine schreckliche Unwahrheit.
„Weit entfernt, Verschwörungen gegen die Freyheit
„meines Vaterlandes anzuzetteln, schmeichle ich mir,
„thätige Proben meines Patriotismus gegeben zu ha-
„ben. Ohne von meinen Schriften zu sprechen, in de-
„nen man die besten Grundsätze findet, bin ich es ge-
„wesen, der auf dem Rathhause die Anzeige gethan
„hat, daß zwey und sechszig Kanonen zu Bourget
„angehalten worden sind, und ich bin es gewesen, der

---

a) Eben der Abbe Roy, dessen oben, Band I S. 253 bey Gelegenheit des Aufruhrs in dem Hause des Herrn Reveillon, erwähnt worden ist.

„es dahin gebracht hat, daß alle aufgefangenen Briefe „auf dem Rathhause öffentlich vorgelesen worden sind.“ „Nachdem ich dieses gehört hatte, fand ich kein anderes „Mittel, ihn zu retten, als mich selbst anzubieten, ihn „nach dem Rathhause zu führen: und hier bringe ich „ihn. Eine unzählbare Menge hat uns hieher begleitet, „und ob sie es gleich nicht gewagt hat, den Abbe an mei„ner Seite zu mißhandeln: so hat man ihn doch auf „dem ganzen Wege mit den scheuslichsten Verwünschun„gen verfolgt. Auf der Treppe des Rathhauses haben ihn „alle diejenigen, welche die Treppe anfüllten, für den „Abbe Cordier, für einen wahren Patrioten, erkannt, „und nun fielen selbst diejenigen, welche ihn, als den „Abbe Roy, mit der heftigsten Wuth verfolgt hatten, „auf den Abbe Cordier zu, umarmten ihn, und wünsch„ten ihm Glück. Hierauf befahl ich der Miliz, ihn zu „begleiten, und ihn in Sicherheit zu bringen. Bald „nachher rettete ich auf eine ähnliche Weise, aus den „Händen des Volks, Herrn Soules, den Komman„danten der Bastille, welchen man mit Gewalt von sei„nem Posten genommen und hieher geführt hatte, weil „er für verdächtig gehalten wurde a). Von diesen Un„ordnungen, und aus diesen Gefahren, die uns umge„ben, kann uns nichts retten, als eine schnelle Einthei„lung und Organisirung der Bürgermiliz; aus welcher „wir, unter dem Namen Nationalgarde, so schnell „als möglich, eine disziplinirte Armee bilden wollen.“

Kaum hatten die Berathschlagungen über diesen wichtigen Punkt angefangen, als Herr Deleutre erschien,

---

a) Die näheren Umstände dieser Begebenheit sollen unten erzählt werden.

welcher von der Versammlung nach der Militairschule gesandt worden war. „Auf meinem Rückwege hieher bin „ich,“ sagte er, „in der Rue de Bacq angehalten „worden, und Herr Deluc, einer der Wahlherren, „hat mich gefragt, ob es wahr sey, daß der König heute „nach Paris komme? Ehe ich noch auf diese Frage ant„worten konnte, war mein Wagen mit einer ungeheuren „Volksmenge umgeben, die alle zugleich schrien: „Wo „bleibt der König?“ „Warum kommt er nicht?“ „Ge„stern hat man ihn schon angekündigt; aber das Volk „wird betrogen, und durch leere Versprechungen hin„gehalten!“ Das Gedränge war so groß, daß ich mich „genöthigt sah, aus dem Wagen zu steigen, und mich „auf den Bock, neben den Kutscher zu setzen. Da sagte „ich zu den Personen, die mich umgaben: es sey wahr, „der König habe kommen wollen, aber er befinde sich „nicht wohl, und er würde ganz gewiß kommen, sobald „er wieder hergestellt seyn werde. Auf diese Weise be„freyte ich mich von dem Volke, und setzte meinen Weg „fort; aber bis zum Rathhause wurde ich von der Miliz „begleitet, und an jedem Wachthause ward ich, als ein „verdächtiger Mann, ausgefragt, ungeachtet ich, als „ein Mitglied des beständigen Ausschusses, eine Wache „zu Pferde vor meinem Wagen voraus hatte, und „meine Vollmacht beständig in den Händen trug.“

Die nach St. Denis abgeschickten Gesandten kamen zurück, und brachten, von dem Baron Falkenhein, dem General der Truppen, folgende schriftliche Antwort zurück. „Die Abgesandten der Stadt Paris sind zu mir „gekommen, um die ihnen aufgetragene Kommission „auszurichten; und da sie mich gefragt haben, ob ich Be„fehl hätte, die unter meinem Kommando stehenden

„Truppen zu entfernen: so erkläre ich hierauf, um die „Stadt zu beruhigen, daß ich gar keinen Befehl habe, „Feindseligkeiten gegen dieselbe anzufangen, und daß „sogar der Anschein vorhanden ist, daß ich Befehl be„kommen werde, meine Truppen zurück zu ziehen. Ich „habe daher zu Claye das Regiment Hainaut, wel„ches auf dem Marsche hieher begriffen war, Halt ma„chen lassen. Aber ich verlange auch, daß keine be„waffnete Leute auf der Ebene sich mir nähern oder gegen „St. Denis anrücken sollen: sonst wäre ich genöthigt, „sie zurück zu treiben."

Um eilf Uhr des Nachts kam Herr Herwyn, ein Mitglied der Nationalversammlung, von Versailles, zu Paris auf dem Rathhause an. „Der Patriotismus," sagte er, „bringt mich hieher, um anzukündigen, daß „heute Abend um neun Uhr der Graf de la Chatre „nach der Nationalversammlung gekommen ist, und „versichert hat, der König habe sich entschlossen, am fol„genden Tage, am 17. Julius, nach Paris zu reisen; „der Siegelbewahrer und Herr von Breteuil hätten ih„ren Abschied genommen; und Herr Necker sey zurück „berufen. Eine Gesandtschaft von zwölf Mitgliedern der „Nationalversammlung ist auf dem Wege, um Ihnen „diese frohen Nachrichten zu überbringen."

Die Wahlherren dankten Hrn. Herwyn, und mach- ten, was er gesagt hatte, so schnell als möglich, in ganz Paris bekannt. In Zeit von einer halben Stunde fan- den sich mehr als 1500 Soldaten der Bürgermiliz, auf dem Greveplatze, vor dem Rathhause, ein, welche die ganze Nacht über daselbst Wache hielten.

Von den in den Archiven der Bastille aufbewahrten Papieren ist, im Verhältnisse, nur wenig gerettet wor-

den, und was noch gerettet wurde, ist von keiner grossen Wichtigkeit. Als der beständige Ausschuß der Wahlherren eine Gesandtschaft nach der Bastille sandte, um die noch übrigen Papiere zu retten, da war schon zwey Tage lang geplündert worden, und die meisten Schriften waren schon weggenommen und größtentheils zerstört. Der Hof der Bastille und die Graben waren ganz mit Papier angefüllt. Ausser den Schriften, fand man noch sehr viele alte Rüstungen, Waffen, und sonderbare Torturinstrumente, von denen aber, wie die Kerkermeister versicherten, schon seit Menschengedenken kein Gebrauch gemacht worden war. Eben diese Kerkermeister versicherten auch, daß seit funfzehn Jahren (folglich seit der Regierung Ludwigs des Sechszehnten) kein Gefangener in die unterirrdischen Kerker gesetzt worden sey a). Unter den Torturinstrumenten fand sich ein sehr künstlich gemachter eiserner Panzer, welcher dazu gedient zu haben scheint, denjenigen, welchem man denselben anzog, in allen Gelenken des Körpers fest zu halten, und ihn folglich ganz unbeweglich zu machen.

Die Bastille wurde eingenommen den 14ten Julius 1789, Nachmittags um fünf und drey Viertel Uhr. Es blieben dabey todt, auf der Stelle, 83 Personen; an ihren Wunden starben nachher 15; folglich in allem 98 Personen; die Zahl der Verwundeten war 60.

Die Furcht der Pariser in diesen Tagen des Schreckens war über alle Beschreibung groß. Viele verloren den Verstand; und andere brachten sich um, weil sie den Tod für unvermeidlich ansahen, und nicht Muth genug hat-

---

a) Procès verbal des Electeurs de Paris. Vol. 2. p. 180.

ten, denselben standhaft zu erwarten. Diejenigen, welche thätig waren, und an allem, was vorfiel, Theil nahmen, behaupten: sie hätten sich in ihrem ganzen Leben noch nicht so wohl befunden, als zu dieser Zeit a); eine Erscheinung, welche sich sehr leicht, psychologisch und medizinisch, erklären läßt.

Die Verweisung des Herrn Neckers war zwar die scheinbare Ursache, der Vorwand der Revolution; aber auch nicht mehr als der Vorwand, dessen sich die Verschwornen bedienten, welche den Plan hatten, den Herzog von Orleans zum Statthalter des Königreiches, zum Protektor, ausrufen zu lassen. Die Verweisung Neckers, dieser unverzeihliche Fehler der Regierung, kam ihnen sehr erwünscht, und gab der Ausführung ihrer sträflichen Plane den Anschein von Rechtmäßigkeit. An der Spitze dieser Verschwörung war Mirabeau. Er war die Seele derselben, er machte die Plane, welche der Herzog blindlings befolgen mußte. Die Verweisung Neckers war ein glücklicher Zufall, welcher die Revolution früher ausbrechen machte, als ihr Ausbruch von den Verschwornen berechnet worden war. Dem gemachten Plane zufolge sollte die Revolution damit angefangen werden, daß man, nachdem alles vorbereitet seyn würde, Feuer an das Palais Bourbon, den Pallast des Prinzen von Conde, lege, und dadurch das Volk in einer Gegend der Stadt versammle, von wo es nachher leicht gewesen wäre, dasselbe weiter zu führen.

Am 17ten Julius 1789 befand sich Herr Malouet (eines der rechtschaffensten Mitglieder der Nationalversammlung, und ein Mann von dem unbescholtensten Ka-

---

a) Dusaulx de l'insurrection Parisienne. p. 198.

rakter) in Gesellschaft mit einigen andern Mitgliedern der Versammlung, mit den Herren Taillardat, Dufraisse, le Brun und Coroller. Herr Coroller war als ein Theilnehmer der Verschwörung bekannt. Daher fragte ihn Herr Malouet: „Aber sagen Sie „mir doch, warum haben Sie, nebst den übrigen, sich „so grosse Mühe gegeben, mich in der Versammlung zu „verläumden? — „Wir kennen Sie," antwortete Herr „Coroller, „wir wissen, daß Sie ein rechtschaffener „Mann sind; aber Sie sind zu gemäßigt, und Mäßigung „taugt nichts bey einer Revolution." — „Aber," fuhr Malouet fort, „die Revolution wäre doch nicht zu „Stande gekommen, wenn nicht die Fischweiber, und „das übrige Gesindel, den Herrn Erzbischof von Paris „mit Steinwürfen verfolgt hätten." — „Das haben „wir gethan; wir haben diese Leute in Bewegung ge„setzt," antwortete Herr Coroller. — „Doch würde es „Euch nicht gelungen seyn," versetzte Herr Malouet, „wenn nicht die französischen Gardisten, nebst den übri„gen Truppen, ihre Fahnen verlassen hätten." — „Die „Truppen hatten wir schon gewonnen. Schon seit lan„ger Zeit unterhielten wir einen Briefwechsel mit allen „Regimentern." — „Aber, ungeachtet aller dieser „Hülfsmittel, würden Sie dennoch Ihren Zweck nicht „haben erreichen können, wenn nicht der Hof den unbe„sonnenen Fehler begangen hätte, den Herrn Necker zu „verweisen." —

„Diese Begebenheit hat uns weiter nichts geholfen, „als daß sie die Ausführung unseres Plans um zwey Tage „beschleunigt hat. Wir kannten die Mittel, Paris in „Bewegung zu setzen, und es sollte an das Palais „Bourbon Feuer gelegt werden." — „Nun, so ha-

„ben Sie wohl gethan,“ sagte Herr Malouet, „daß „Sie mir Ihr Geheimniß nicht mittheilten, denn sol„chen Mitteln würde ich niemals meinen Beyfall haben „geben können.“ a).

Beynahe alle Plane der Verschwornen verunglückten, wegen der Feigheit und Muthlosigkeit des Herzogs von Orleans. Am 16ten Julius, nachdem ein panisches Schrecken sich des Hofes zu Versailles bemächtigt hatte; nachdem der Minister, Baron de Breteuil, seinen Abschied genommen hatte; nachdem dieser Minister, aus Furcht vor dem Pariser Pöbel, in Gesellschaft des Grafen von Artois, und der männlichen und weiblichen Günstlinge der Königinn, geflohen war: da wollten die Verschwornen sich dieses gelegenen Zeitpunktes bedienen, um den bestürzten Hof, welcher sich nunmehr ohne Rathgeber und ohne Freunde befand, zu einem Fehlschritte zu verleiten, und den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben. Sie schlugen dem Herzoge vor: er solle, plötzlich und unerwartet, in den, damals versammelten Staatsrath des Königs eintreten, und sich, zwischen dem Könige und dem Volke, zum Vermittler vorschlagen; unter der Bedingung, daß er zum Statthalter des Königreiches ernannt werde. Der Herzog ließ sich den Vorschlag gefallen, er kam vor die Thüre des Zimmers, in welchem der Staatsrath versammelt war: aber er hatte nicht Muth genug, hinein zu treten, sondern er blieb vor der Thüre stehen, und wartete so lange, bis der Staatsrath geendigt war. Nach aufgehobener Sitzung trat der König heraus. Und da bat sich der Herzog, von dem Monarchen, die Erlaubnis aus, nach

---

a) Procèdure du Châtelet. Témoin 120. 126.

England reisen zu dürfen, im Falle die Unruhen noch länger fortdauren sollten a).

Mirabeau war über diese verächtliche Furchtsamkeit des Herzogs äußerst aufgebracht. Und als ihm, einige Tage nachher, der Graf Virieu vorwarf: daß er den Herzog in seinen Projekten unterstützte; da antwortete Mirabeau: „Nein, das thue ich nicht. Der Herzog hat „zu wenig Festigkeit des Karakters, und zu wenig Muth, „als daß man den Anführer einer Parthie aus ihm ma„chen, und mit ihm, oder durch ihn, etwas Großes „unternehmen könnte. Wegen seiner Furchtsamkeit hat „er grosse Plane vereitelt. Man wollte ihn zum Statt„halter des Königreiches machen. Es hieng nur von ihm „ab. Seine Lektion hatte man ihm vorgesagt; und Alles „hatte man ihm in den Mund gelegt, was er hätte spre„chen sollen b).“

Eine Revolution kann in einem Staate nicht eher entstehen, als bis der gehorchende Theil das Uebergewicht über den befehlenden Theil bekommt. Macht im Staate, und Geld sind einerley. Wer das Geld hat, regiert; gleichviel, auf welcher Stufe er stehe, und welche Stelle im Staatskalender er einnehme. Dem Gelde weicht Alles; schlechterdings und ohne Unterschied Alles. So lange der herrschende Theil im Staate (z. B. in der Monarchie König und Adel) mehr Landeigenthum und mehr Geld, oder eben so viel hat, als der gehorchende Theil: so lange ist es auch ganz unmöglich, daß eine Revolution entstehe. Wann aber der gehorchende Theil reich und der befehlende Theil arm wird,

---

a) Ibid. Témoin 140.

b) Procédure du Châtelet. Témoin 140.

dann ist eine Revolution unvermeidlich. Es scheint, daß dieses die eigentliche und allein wahre Theorie der Staatsrevolutionen, und die Grundlage aller Politik sey, wie auch, schon im vorigen Jahrhunderte, James Harrington vortrefflich gezeigt hat. Nur unterscheide man einen Volksaufruhr von einer Staatsrevolution. Die Verschwörungen eines Rienzi, eines Masaniello, eines Henzi, eines van der Noot, wie endigten sie sich? Der Staat fiel in seinen vorigen Zustand zurück, weil er zu einer Revolution noch nicht reif war. Sobald er aber zum Umsturze reif ist, so wird es auch gewiß nicht an einer Verschwörung fehlen, um demselben den letzten Stoß zu geben. Dieß beweist die Geschichte; denn keine Revolution von allen, die wir kennen, ist ohne eine Verschwörung erfolgt. Eben darum kann man sagen: die Orleansſche Verschwörung sey nicht sowohl die Ursache der französischen Revolution, als vielmehr eine Folge derselben. Die Revolution war geschehen, sobald der König und der Adel nicht nur kein Geld mehr hatten, sondern noch an den Bürgerstand stark verschuldet waren. Der Bürgerstand hatte das Geld, folglich die Macht, und nun gab derselbe den andern beyden Ständen so wenig als möglich davon ab; dieß ist der natürliche Gang der Dinge.

Wenn der Satz, welcher hier aufgestellt wird, wahr ist; wenn Geld, oder Landeigenthum, und Macht im Staate Eines und Dasselbe sind: so lassen sich daraus einige äußerst wichtige, politische Folgerungen herleiten. Erstens wird nun deutlich, welche Fürsten, bey den gegenwärtigen unruhigen Zeiten, von einer Revolution etwas zu befürchten haben, und welche davor sicher sind. Man sieht z. B. leicht ein, daß kein Staat vor einer Revo-

lution mehr gesichert ist, als Preussen, so lange dieses Reich keine Schulden, einen grossen Schatz, und einen größtentheils wohlhabenden Adel haben wird. Zweytens folgt hieraus: das es immer von dem Regenten abhange, den ihm untergebenen Staat so fest zu gründen, daß alle Revolutionen, welche durch innere Ursachen entstehen könnten, unmöglich werden. Drittens kann der Regent, durch weise Gesetze, Macht im Staate nach Gefallen vertheilen, und folglich für die Beybehaltung des Gleichgewichtes Sorge tragen. Viertens ist vermöge dieses Grundsatzes, die so oft aufgeworfene Frage, welches die beste und dauerhafteste Regierungsform sey? nunmehro sehr leicht zu entscheiden. Es ist die Regierungsform einer kleinen Republik, in welcher Alle wohlhabend, Wenige reich, und Keine arm sind, indem der Staat die Versorgung der Armen übernimmt. Wenn in einer solchen kleinen Republik, durch weise Gesetze, dafür gesorgt ist, daß sich der Reichthum in keiner Familie zu sehr anhäufen könne, so ist dieses die allerbeste, dauerhafteste und bleibendste Regierungsform, die es nur geben kann. Ich übergehe viele andere, wichtige Folgerungen, die sich aus dem angeführten Satze herleiten lassen: es begreift derselbe, wie ich schon gesagt habe, die ganze Politik in sich.

Aus der Geschichte der Einnahme der Bastille, welche in dieser Abtheilung ausführlich erzählt worden ist, erhellt, daß die Eroberung der Bastille, nicht sowohl der Tapferkeit der Belagerer, als dem Mangel an Gegenwart des Geistes bey dem Gouverneur zuzuschreiben sey. Der Gouverneur hätte sich nur einschliessen dürfen, so würde er unüberwindlich gewesen seyn. Einige mit Kartätschen geladene Kanonen hinter die Ziehbrücken

gestellt, einige Schüsse nach dem Arsenale zu, hätten in kurzer Zeit den zusammengelaufenen, furchtsamen Pöbel zerstreut: aber nach dem letztern Orte wollte er nicht schiessen lassen, weil er dort vor kurzem ein kleines Pavillon gebaut hatte, welches er nicht gerne zerstören mogte. Er kam also auf den unerhörten Einfall, mit dem zusammengelaufenen Pöbel zu kapituliren; das Ehrenwort des Gesindels anzunehmen, welches nicht einmal weiß, was Ehre ist. Für diesen unverzeihlichen Fehler mußte er mit seinem Leben büßen; denn sobald der Pöbel in die Festung eingedrungen war, achtete derselbe, im Taumel seines Selbstgefühls, und seiner nunmehr erhaltenen Wichtigkeit, auf alle Kapitulationspunkte gar nicht mehr, sondern verheerte und zerstörte, wüthend, alles, was ihm vorkam.

Die Nacht, vom 16. zu dem 17ten Julius 1789, war zu Paris ziemlich ruhig. Auf dem Rathhause berathschlagten sich die Wahlherren, auf welche Weise sie den König empfangen wollten. Sie beschlossen (sonderbar genug!) diesen Empfang mit einigen freymäurerischen Zeremonien zu begleiten, und den Monarchen unter dem sogenannten stählernen Bogen durchgehen zu lassen. Wahrscheinlich sollte dieß eine Anspielung auf den geheimen Antheil seyn, welchen die Freymäurerey an der Revolution gehabt hatte! Auch berathschlagten sie sich darüber: was mit den 40,000 Pfund Schießpulver angefangen werden sollte, welche sich noch unter dem Versammlungssaale des Rathhauses befanden, und welche man von einem so gefährlichen Orte zu entfernen für gut hielt. Der Abbe Lefebure versprach, dieses Schießpulver auf eine sichere Weise wegzuschaffen; und er hielt, was er versprochen hatte.

Um ein Uhr des Morgens, am 17ten Julius, kamen die zwölf Abgesandten der Nationalversammlung nach dem Rathhause, und bestätigten die Nachricht, daß der König an diesem Tage nach Paris kommen werde. Nun entstand die Frage: ob die Wahlherren, einer alten Gewohnheit gemäß, sich vor dem Könige auf ihre Kniee niederlassen sollten? und es wurde entschieden: daß diese Zeremonie den Sitten eines freyen Volkes entgegen sey, und dem zufolge ferner nicht Statt haben könne.

Indessen reiste der König von Versailles ab, begleitet von einigen Gardes du Korps, von der Versailler Bürgermiliz, und von hundert Mitgliedern der Nationalversammlung. Bey dem Könige sassen im Wagen, der Herzog von Villeroy, der Marschall von Beauveau, der Herzog von Villequier und der Graf Destaing. Uebrigens war, um den Wagen her, nichts von der vormaligen Pracht zu sehen, noch von dem Gepränge, ohne welches sonst der König, der angenommenen Etikette zufolge, gar nicht nach Paris reisen konnte. Die steife, altmodische, geschmacklose, lächerliche Göttinn Etikette war jetzt vom Throne gestossen, und dem Könige war, zum erstenmal in seinem Leben, erlaubt, zu befehlen, wie er reisen wolle. Vorher konnte er es nicht. In vielen Monarchien regiert nicht der Fürst, sondern die sechszehnahnigte, steife Göttinn Etikette. Republiken allein sind frey von ihrer Tyranney, und darum pflegen auch freygeborne Republikaner so gerne über diese groteske Göttinn zu spotten.

Während der Reise war der König nachdenkend und ernsthaft. Er sprach mit seinen Begleitern nur wenig, und schien wegen seines Lebens besorgt zu seyn. Als sein

Wagen auf das Gebiet der Stadt Paris kam, so übergab die Bürgermiliz von Versailles den König der Wache der Bürgermiliz von Paris und die Gardes du Korps zogen sich zurück. Eine unzählige Menge Menschen kamen aus Paris dem Könige entgegen, mit dem Geschrey: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!“ Der König sah mit starrem Blicke auf die Menschenmenge. Er versuchte zuweilen freundlich zu seyn und zu lächeln, aber die Muskeln seines Gesichts, dieser Falten sonst so gewohnt, versagten ihm jetzo den Dienst. Er bemerkte einen Grenadier der Pariser Bürgermiliz, welcher, auf einem schönen Pferde, immer neben dem, Schritt vor Schritt fahrenden Wagen, her ritt. Der König machte seine Begleiter im Wagen auf die schöne Figur und das kriegerische Aussehen dieses Mannes aufmerksam, und rief ihm endlich aus dem Schlage des Wagens zu: „Sie haben da ein schönes Pferd, wo haben Sie es ge„kauft?“ „Sire,“ antwortete Herr de Trefontaines, (so hieß der Grenadier), „ich habe dasselbe „aus Ihrem Marstalle genommen, und ich werde Sor„ge tragen, es heute Abend wieder hinzubringen.“ — „Nein! Nein!“ rief ihm der König zu, „behalten Sie „es nur; ich schenke es Ihnen.“

Jemehr sich der König der Stadt näherte, desto mehr fiel ihm der ungewohnte Anblick auf. Spiesse, Dolche auf Stangen gesteckt, Flinten, Mistgabeln, und Waffen aller Art, trug die Menge, welche sich ihm näherte. Einer hob die in Stücken zerrissene Fahne der Bastille hoch in die Luft, und schwenkte dieselbe hin und her. Die aufrührische und abtrünnige französische Leibgarde drängte sich zu dem Wagen und umgab denselben. Vor dem Wagen her wurden die Kanonen geführt, welche

der Pöbel in der Bastille und bey dem Invalidenhause erobert hatte. An dem Thore vor Paris stand, an der Spitze eines ungeheuren Haufens, Herr Bailly, der Maire der Stadt. Er übergab dem Könige auf einer vergoldeten silbernen Schüssel, die Schlüssel der Stadt Paris, und man begreift leicht, wie kränkend dieser Spott für den guten König seyn mußte. Noch mehr aber war es die Anrede, welche Herr Bailly bey dieser Gelegenheit hielt; und welche sich mit einer bittern Antithese anfieng. Herr Bailly sagte, mit der akademischen Beredsamkeit, die ihm so geläufig war, und die so honigsüß von seinen Lippen triefte:

„Sire!“

„Ich überbringe Euer Majestät die Schlüssel Eurer „guten Stadt Paris. Es sind eben dieselben, welche „auch Heinrich dem Vierten übergeben wurden. Er „hatte sein Volk wieder erobert, diesmal aber hat das „Volk seinen König wieder erobert. Eure Majestät „kommt, um des Friedens zu geniessen, den Sie in der „Hauptstadt hergestellt hat. Sie kommt, der Liebe Ihrer „getreuen Unterthanen zu geniessen. Zu dem Glück „derselben hat Eure Majestät die Stellvertreter der Na„tion um sich her versammelt, und will nunmehr mit „denselben, die Freyheit und den öffentlichen Wohlstand „gründen. Welch ein denkwürdiger Tag ist nicht der„jenige, an welchem Eure Majestät wie ein Vater zu „seiner vereinigten Familie kam; derjenige, an welchem „die ganze Nationalversammlung Dieselben nach Ihrem „Pallaste zurück begleitete! Bewacht von den Stellver„tretern der Nation, umgeben von einem unzählbaren „Haufen des Volks, sah man auf Ihren erhabenen Ge„sichtszügen den Ausdruck der Empfindung und der Zu-

„friedenheit, während man, rund um Sie her, nichts „als Freudengeschrey hörte, nichts als Thränen der „Liebe und des Entzückens erblickte. Sire, weder Ihr „Volk, noch Eure Majestät, werden jemals jenen grossen „Tag vergessen a): er ist der schönste Tag der Monar„chie b): er ist die Epoche eines ewigen Bündnisses zwi„schen dem Monarchen und dem Volke. Dieser Zug ist „in der Geschichte einzig: er macht Eure Majestät „unsterblich. Ich habe diesen schönen Tag gesehen; „und, gleichsam als wenn alles Glück für mich bestimmt „wäre, so ist jetzo das erste Geschäft derjenigen Stelle, „welche ich durch den Wunsch meiner Mitbürger erhalten „habe: Ihnen den Ausdruck der Hochachtung und der „Liebe derselben zu überbringen."

Der König antwortete: „Ich nehme mit Vergnügen „die Huldigungen meiner guten Stadt Paris an." Nun gieng der Zug nach dem Rathhause. Vorauf zwey Detaschementer der Bürgermiliz zu Pferde; dann kam der königliche Wagen. Vier Offiziere der Bürgermiliz hielten die Knöpfe der Schlagthüren des Wagens. La Fayette, als General, ritt mit seinen Adjutanten um den Wagen her, und war bald voraus, bald hinten nach. Die Armee der Bürgermiliz, welche er anführte, bestand aus ohngefähr 200,000 Mann, welche mit Flinten, Schwerdtern, Degen, Säbeln, Lanzen, Spiessen, Pistolen, Dolchen und Sicheln, bewaffnet waren, und,



a) Man bemerke, mit welcher Affektation Herr Bailly in dieser Periode das Volk vor den König setzt. Das hätte er sich, noch acht Tage früher, gewiß nicht unterstehen dürfen!

b) C'est le plus beau jour de la Monarchie! Welch ein Bombast! Wer kann diese Phrase verstehen?

von dem Thore bis zum Rathhause, in einem zwey, drey, vier und fünffachen Range, eine doppelte Reihe machten, zwischen welcher der Zug durchgieng. Unter die bewaffnete Bürgermiliz mischten sich Frauenzimmer, Weiber, junge Mädchen, Damen von Stande, Kapuziner und andere Mönche, welche alle den Degen oder die Flinte schulterten, in dem Augenblicke, da der König vorbey zog. Hinter dem Range der bewaffneten Bürger waren Weiber, Kinder, Greise; alle Fenster, Balkons, und sogar die Dächer der Häuser, waren mit ihnen besetzt. Alle jauchzten und schrien: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!“ Weiber und Mädchen, in den Fenstern und auf den Balkons, warfen Nationalkokarden mit vollen Händen herab. Andere warfen Nationalbänder in die Luft, und diese Bänder, vom Winde hin und her getrieben, schlängelten sich auf mannigfaltige Weise, und fielen zuletzt unter das jauchzende Volk, oder wurden von den Bajonetten der Bürgersoldaten aufgefangen, welche sich dieselben nachher, in Form eines Diadems, um ihre Stirne banden. Der Pöbel, dessen Hände noch von dem Blute der Ermordeten rauchten, und der, mit wüthendem Mordgeschrey, den Dolch in der einen und den Feuerbrand in der andern Hand, in den Straßen der Hauptstadt herum zog, ließ jetzo beydes fallen, heiterte seine Gesichtszüge auf, und lief nun, mit dem friedlichen Palmzweige in der Hand, von allen Seiten herbey, um den ankommenden König mit Freudengeschrey aufzunehmen. Niemand rief: „Hoch lebe der König!“ sondern alle waren einstimmig, in dem Geschrey: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!“

Subordination und Ordnung wurden unter dem freudetrunkenen Haufen bis zum Erstaunen beobachtet. Ein

Wink des Marquis de la Fayette war hinlänglich, um unter seiner ungeheuren Armee auch die größte Bewegung hervorzubringen, sobald er eine solche Bewegung zu befehlen für nöthig hielt. Nicht ein einziger bewaffneter Bürgersoldat ist aus seiner Reihe getreten; Niemand ist von einer Seite der Strasse zur andern übergegangen. Solche erstaunende Wirkungen bringt der Enthusiasmus hervor! Immer ertönte die Luft von neuem: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe Bailly! Hoch lebe la Fayette! Hoch leben die Wahlherren!“ und mit diesem Freudengeschrey mischte sich der Lärm der Trommeln und der Trompeten, und der Donner der Kanonen; denn alle Kanonen wurden abgefeurt, welche in ganz Paris, oder in der Gegend umher, vorhanden waren. Der König sah sich, ganz bestürzt, nach allen Seiten um, und wo er hin sah, da erblickte er Flinten und aufgesteckte Bajonetter. Er schien es tief zu fühlen, daß man auch nicht ein einziges mal „Hoch lebe „der König“ rief. Endlich kam er an dem Rathhause an. Er stieg aus seinem Wagen, und gieng zitternd die Treppe hinauf, in deren Nähe der berühmte Laternenpfahl war. Auf der Treppe bot ihm Herr Bailly eine Nationalkokarde an. Mit zitternder Hand, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich umzusehen, befestigte sie der König auf der Stelle an seinen Hut. Er fühlte wohl, daß das Anerbieten der Kokarde ein Befehl war, welchem er sich nicht widersetzen durfte. Als der König die Kokarde annahm, sagte Herr Bailly: „Sire, ich bitte Eure Majestät, das Zeichen anzunehmen, woran man einen Frankreicher erkennt!“

Auf der Treppe stellte sich die Bürgermiliz in zwey Reihen, welche mit ihren gezogenen Degen den soge-

nannten stählernen Bogen machten, unter welchem der König durchgehen mußte: so wie vormals die Römer ihre Kriegsgefangenen unter dem Joche durchzukriechen nöthigten. Doch sollte es diesmal eine Ehrenbezeigung seyn! Das Volk drängte sich so sehr auf den König zu, daß man anfieng, für Se. Majestät besorgt zu werden. Der Prinz von Beauveau, und einige andere Herren des Hofes, gaben sich Mühe, das Volk zu entfernen. Der König aber bemerkte es, und sagte: „Laßt sie ma„chen; sie thun es aus Liebe." Als der König oben auf der Treppe war, nahmen ihn die Wahlherren in ihre Arme, und trugen ihn in den Saal. Nun setzte er sich auf den für ihn zubereiteten Thron. Der Saal war dicht mit Menschen angefüllt, und das Volk fiel zum Theil auf die Knie nieder. Das Geschrey fieng nun aufs neue an. Beyfallklatschen und Ausrufungen: „Hoch lebe der Kö„nig!" ertönte von allen Seiten. Alle Arme waren flehend ausgestreckt und gegen den Thron gerichtet; alle Augen vergossen Freudenthränen. Ein erhabeneres und rührenderes Schauspiel läßt sich nicht denken!

Endlich gebot man Stillschweigen. Aber kaum ward es stille, als eine Stimme aus einer Ecke des Saales rief: „Unser König! Unser Vater!„ und nun fieng das Jauchzen, das Händeklatschen, und das Freudengeschrey, stärker als zuvor, aufs neue an. Der König schien ausserordentlich gerührt zu seyn. Herr Bailly näherte sich dem Throne, ohne, wie es die Etikette erforderte, sein Knie zu beugen, und sagte: „Ich stelle „Eurer Majestät vierzehn Wahlherren von Paris vor, „welche vor Begierde, Ihnen zu dienen, brennen, und „sich inständigst die Ehre ausbitten, Ihre Wache auf dem „Rathhause seyn zu dürfen." Der König antwortete:

„Ich nehme sie mit Vergnügen an.“ Sie zogen den Degen und umgaben den Thron. Der König bat, daß sie die Degen einstecken möchten, und sie gehorchten dem Befehle.

Herr Moreau de St. Mery, der Präsident, hielt hierauf folgende Rede:

„Sire!“

„Welch ein Schauspiel für Frankreicher, einen Bürgermonarchen seinen ganzen Pomp verlassen, und hieher kommen zu sehen, um von der Ergebenheit seines Volks neuen Glanz zu erhalten! Ihre Geburt, Sire, hatte Sie zur Krone bestimmt; aber heute sind Sie derselben bloß allein durch Ihre Tugenden würdig geworden. Betrachten Sie, Sire, das Volk, welches sich auf Sie zudrängt; das Volk, dessen Blicke begierig den Ihrigen zu begegnen suchen; das Volk, welches trunken vor Freude ist, Sie zu besitzen. Und sehen Sie, Sire, dieses ist das Volk, welches man hat verläumden dürfen!“

(Hier schüttelte der König den Kopf, und gab durch Zeichen seinen Unwillen zu erkennen. Die Zuschauer klatschten, beynahe wüthend, mit ihren Händen Beyfall).

„Gottlose Minister haben Ihnen gesagt, das Glück der Nation sey nicht nöthig zum Glück der Könige; Fürsten müßten um sich her niemand anders, als Apostel des Despotismus dulden. Ach! Sire, Sie haben diese verhaßten Grundsätze verworfen; Sie sind mitten unter die muthvollen Männer gekommen, welche Ihr Wunsch und die Wahl der Nation bey Ihnen versammelt hatte, gleichsam um Ihrer Seele Stärke zu geben. Und jetzo kommen Sie her, in Ihre Hauptstadt, um Ihren Unterthanen zu versprechen: daß die Urheber jener verderblichen Rathschläge, künftig nicht mehr Ihre

„erhabene Person umgeben sollen; und daß die Tugend,
„die schon zu lange verwiesene Tugend, Ihre einzige
„Stütze seyn werde. Fügen Sie noch, Sire, zu so viel
„Triumphen, auch diesen hinzu, daß Sie nicht zu wis-
„sen verlangen, ob man Ihre Kinder gezwungen hat, Ih-
„nen ungehorsam zu seyn. Lassen Sie Ihre Blicke nichts
„anders als von der brennendsten Liebe verzehrte Unter-
„thanen bemerken, welche, mehr als jemals, die Frey-
„heit lieben, weil ihre Regierung die Epoche derselben
„seyn wird. Ein König, wie Sie, Sire, hat nicht
„mehr nöthig, sich unaufhörlich jene erhabene und rüh-
„rende Wahrheit zu wiederholen, daß der Thron nie-
„mals fester steht, als wenn er auf die Liebe und die
„Ergebenheit des Volkes gegründet ist, und daß dem zu-
„folge der Ihrige unerschütterlich fest stehen wird."

Welch eine vortreffliche, den Umständen angemessene Rede! Welche grosse und erhabene Wahrheiten, von einem Unterthan seinem Fürsten gesagt, und welch ein Abstand gegen die faden und süßlichen Komplimente eines Bailly!

Herr Ethis de Corny hielt hierauf eine Anrede an den König, welche mit der Rede des Herrn Moreau den vollkommensten Gegensatz macht, und aufs neue die traurige Wahrheit beweist: daß ein des Despotismus gewohntes Volk für Freyheit gar keinen Sinn habe, und daß sein Patriotismus, so wie sein Freyheitsgefühl, sich immer entweder in empörenden Grausamkeiten oder in niedrigen Schmeicheleyen endige. Er sagte:

„Sire,"

„Meine Herren."

„In dem gegenwärtigen, erhabenen Augenblicke ist der höchste Schwung der Empfindung, sind Freudenthrä-

„nen, die einzige Sprache, welche fähig wäre, unsere
„Bewunderung und unsere Dankbarkeit auszudrücken.
„Da ich die Ehre habe, bey diesem Bürgerrathe, dem
„vornehmsten in der Welt, eine Stelle zu bekleiden; so
„verlange ich, daß dieser denkwürdige Tag dadurch ge-
„heiligt werde, daß man den Beschluß fasse, Ludwig
„dem Sechszehnten, dem Wiederhersteller
„der Nationalfreyheit, dem Wiedergeber
„der öffentlichen Freyheit, und dem Vater
„des französischen Volkes, eine Bildsäule zu
„errichten. Ich verlange, daß dieses Denkmal an ei-
„nem Orte errichtet werde, welcher alle künftigen Zeiten
„an den, zwischen dem größten Könige und dem groß-
„müthigsten Volke geschlossenen Liebes- und Freyheits-
„bund erinnere; daß es den Patriotismus und die Stand-
„haftigkeit der Nationalversammlung, so wie die Erge-
„benheit und die Bürgertugenden der Stadt Paris, und
„die reinen Grundsätze eines angebeteten Monarchen,
„welcher künftig nur durch Liebe, Wohlthätigkeit, und
„Gerechtigkeit, zu regieren beschlossen hat, verewige.“

Ein allgemeines und lautes Geschrey entstand nach dieser Rede. Einstimmig riefen alle: „Ja! Ja! eine „Bildsäule des Königs auf den Trümmern der Bastille!“

Der Graf Lally-Tolendal hielt hierauf eine vortreffliche Rede, welche alle Herzen rührte, und allen Augen Thränen entlockte. Beynahe bey jeder Periode wurde er durch das lauteste Beyfallklatschen unterbrochen.

Nachdem diese Rede geendigt war, und die lauten Ausbrüche des Enthusiasmus etwas nachgelassen hatten, nahm Herr Bailly den Herrn Delavigne an die Hand, welcher auch eine Anrede an den König gehalten hatte, und stellte denselben dem Könige vor. Der Kö-

nig sagte: „Herr Delavigne, ich habe mit Vergnügen „angehört, was Sie mir gesagt haben.“ Dann wandte sich der König zu den Umstehenden, und sagte: „Meine „Herren, ich bin sehr zufrieden; ich billige die Errich„tung einer Bürgermiliz: aber Sie können mir Ihre „Zuneigung nicht besser beweisen, als wenn die Ver„brecher den Händen der gewöhnlichen Justiz übergeben „werden. Herr Bailly, machen Sie der Versammlung „meine Gesinnungen bekannt. Es ist mir lieb, daß „Sie Maire sind, und daß Herr de la Fayette General„kommandant ist.“

Herr Bailly näherte sich dem Throne, ohne sein Knie zu beugen, wandte sich dann gegen die Versammlung und sprach: „Der König trägt mir auf, Ihnen zu sa„gen, daß er von der Zuneigung und der Ergebenheit „seines Volkes gerührt sey, und daß auch sein Volk an „seiner Liebe gar nicht zweifeln dürfe; daß er die Er„richtung der Pariser Bürgermiliz, meine Ernennung „zum Maire, und die Ernennung des Herrn de la „Fayette zum General, billige: aber er will, daß Ord„nung und Ruhe hergestellt, und künftig jeder Verbre„cher der Justiz übergeben werde.“

Die Versammlung antwortete durch allgemeines Beyfallklatschen. Aber bald nachher riefen viele Stimmen: „Der König soll selbst sprechen! Er selbst! Er selbst!“ Herr Bailly bat Se. Majestät, einige Worte zu dem Volke zu sagen, und sogleich rief der König vom Throne: „Ihr könnt immerdar auf meine Liebe sicher zählen!“

Indessen verlangte das auf dem Greveplatze versammelte Volk, mit wüthendem Geschrey, den König zu sehen, und man bat daher den König in ein Nebenzimmer zu gehen, und sich am Fenster dem Volke zu zeigen.

Der König stieg vom Throne herab. Er konnte aber durch das Gedränge nicht durchkommen. Darauf nahm ihn Herr Bergne bey der Hand, und sagte: „Geruhen „Sie mir zu folgen, Sire, ich will Eure Majestät füh„ren.“ Mit diesen Worten führte er den König, gleich neben dem Thron, in einen finstern und engen Gang, in welchem die Herren des Hofes dem Könige nur sehr langsam nachfolgen konnten. Die plötzliche Einsamkeit, und die Finsterniß und Stille, nach dem schrecklichen Lärm, machten den König bestürzt. Er zog seine Hand schnell aus der Hand seines Begleiters zurück, und zitterte. Herr Bergne bemerkte, daß er gefehlt hatte, und sprengte plötzlich, mit dem Fusse, eine verschlossene Thüre ein; der König trat ins Zimmer, stellte sich an das offene Fenster, und setzte seinen, mit der Nationalkokarde gezierten, Hut auf. Das entsetzliche Geschrey, welches von dem Grebeplatze, und von den Dächern und Fenstern der Häuser aller benachbarten Strassen, bey diesem Anblicke widerhallte, kann keine Beschreibung erreichen. Dieses Geschrey daurte so lange der König am Fenster stand, eine ganze Viertelstunde; dann gieng der König in den Versammlungssaal zurück a).

Während der ganzen Zeit, da sich der König auf dem Rathhause befand, hatte sich la Fayette auf dem Grebeplatze aufgehalten, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Nun kam er herauf, um den König abzuholen, und um Denselben, durch das Gedränge, sicher bis zu seinem Wagen zu bringen. Der König verließ den Saal,

---

a) Nec deerat Otho protendens manus, adorare vulgum, jacere oscula, et omnia serviliter, pro dominatione.

TACIT. Hist. l. 2.

und das Volk drängte sich zu ihm, und stürzte ihm nach. Man küßte ihm die Hände, und den Saum des Rockes; einige warfen sich sogar hinter ihm nieder, um seine Fußstapfen zu küssen. „Hoch lebe der König! Hoch lebe „der König!“ war nunmehr das allgemeine Geschrey. Auf der Treppe des Rathhauses sagte der König zu Herrn la Fayette: „Ich habe Sie gesucht, Herr la Fayette, „um Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Erwählung zu der „Stelle eines Generalkommandanten der Pariser Bürger„miliz billige.“

Der König stieg in seinen Wagen und fuhr, mit eben der Begleitung und in eben der Ordnung, wiederum nach Versailles zurück, mit welcher er angekommen war. Ein unzählbares Volk, das vor seinem Wagen hergieng und demselben nachfolgte, machte die Luft von Freudengeschrey weit umher ertönen. Der Pöbel hatte an die Pferde, an den Wagen des Königs, und sogar oben auf die Decke desselben, eine so ungeheure Menge von Nationalkokarden befestigt, daß der Wagen ganz damit überdeckt war. In der folgenden Nacht war in Paris eine allgemeine Illumination.

Während der Abwesenheit des Königs blieb indessen die Königinn zu Versailles in einer unbeschreiblichen Unruhe, welche der ganze Hof mit derselben theilte. Sie zitterte, und wohl nicht ohne Grund, vor dem Schicksale, das dem Monarchen drohte, welcher sich, ohne Wache, unter einem aufrührischen Haufen befand, der weder Achtung für die Gesetze noch für das königliche Ansehen mehr kannte. Mit Thränen hatten die alten Diener des Königs den Monarchen, ohne Leibwache und ohne die Zeichen seiner Würde, nach Paris reisen gesehen; mit Thränen sahen sie ihn, mitten unter dem bewaffneten

Pöbel, nach der rebellischen, wüthenden Hauptstadt fahren, um dort einen Aufruhr gut zu heißen und zu billigen. Endlich kam Er wiederum zurück. In dem Augenblicke, da sein Wagen in das Schloß herein fuhr, schien die Königin aus einem tiefen Schlummer zu erwachen. Sie sprang auf; sie ergriff den Dauphin; sie eilte, mit ihrem Kinde auf den Armen dem kommenden Könige entgegen; und sie stürzte sich an seine Brust, sprachlos und halb ohnmächtig. Thränen, Thränen der Freude, flossen aus den schönen Augen über ihre Wangen herab, und benetzten das Gesicht des Monarchen, welcher von demjenigen, was er in Paris gesehen, gehört und gethan hatte, noch ganz betäubt, die Königin, ohne ein Wort zu sprechen, umarmte, und an sein klopfendes Herz drückte.

Die Verschwornen hatten sich so grosse Mühe gegeben, den König zu der Reise nach Paris zu bewegen, daß sich, schon hieraus allein mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen läßt: sie hätten irgend einen geheimen Plan gehabt, welchen sie an diesem Tage gegen den Monarchen auszuführen gedachten, wenn auch nicht andere Umstände diese Vermuthung bestätigten. Während der Wagen des Königs langsam über den Platz Ludwigs des Funfzehnten fuhr, kamen drey bis vier Flintenschüsse aus der Entfernung, durch welche, unter den Zuschauern, eine Frau getödtet wurde. a)

---

a) Ein ungenannter Augenzeuge sagt: La voiture du Monarque étoit devant nous, quand nous entendimes un coup de feu, parti de derrière, dont la balle alla se loger dans le sein d'une malheureuse spectatrice du coté opposé. Le mouvement pro-

Der Herzog von Orleans blieb an diesem Tage zu Versailles. Es gieng daselbst das Gerücht: der König würde zu Paris gefangen zurückbehalten werden. Mounier hörte dieses, und besuchte den Herzog, um demselben seine Besorgnisse, wegen der Sicherheit des Königs mitzutheilen, und ihn zu bitten, daß er, im Fall der König nicht nach Versailles zurückkommen sollte, als erster Prinz vom Geblüte, und um sich von dem Verdacht zu reinigen, welchen man gegen ihn hege, sich entschliessen möchte, an der Spitze derjenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche dem Throne ergeben seyen, von dem Volke die Auslieferung des Monarchen zu verlangen. Orleans antwortete: „Diese Furcht scheint mir ungegründet; vielleicht wird man ihn zwingen, etwas zu unterschreiben, aber zurückbehalten wird man ihn nicht. Sollte man ihn zurückbehalten, so würde mich ein solcher Schritt in grosse Verlegenheit setzen; denn wenn ich thue, was Sie von mir verlangen, so wird das Volk glauben, daß ich an demselben zum Verräther werde.“ —„Wie! Monseigneur, Sie könnten noch anstehen! Und um dem Volke zu gefallen!“ — „Nun dann, meinetwegen, wir würden den König zurückfordern.“ a)

Nach der Einnahme der Bastille war die Freude über diese unerwartete Eroberung, und die Wuth gegen die Gefangenen unter dem Volke so groß, daß der ganze Haufe nach dem Greveplage zurück gieng, ohne daß Je-

gressif de la voiture du Roi trompa sans doute la direction du coup, qui alla frapper cette femme, que nous vîmes exprirer sur la place, dans les flots de son sang.

a) Mounier appel. p. 260.

mand darauf dachte, eine Besatzung in die Festung zu legen, um dieselbe gegen einen unvermutheten Angriff zu vertheidigen. Die Bastille blieb daher einige Stunden lang ganz leer, und nichts wäre für die um Paris versammelten Truppen leichter gewesen, als dieselbe wiederum einzunehmen. Daß dieses nicht geschah, daß auch nicht einmal ein Versuch dazu gemacht wurde, bleibt unbegreiflich.

Nachdem Herr Soules, wie oben erzählt worden ist, zum Kommandanten der Bastille ernannt worden war, begab er sich nach dem Distrikte von St. Paul, und verlangte Mannschaft zur Besatzung dieser Festung. Herr Turiot de la Roziere antwortete: er könne ihm die verlangten hundert Mann nicht geben; denn es fehle ihm selbst an Mannschaft, um die Posten seines Distrikts zu besetzen. Herr Soules schickte indessen Herrn Desfontaines nach der Bastille, um Nachricht einzuziehen, und um zu erfahren, in welchem Zustande sich die Festung befinde. Dieser kam zurück und sagte: nicht ein einziger Bürgersoldat befinde sich in derselben, aber ungefähr hundert und funfzig französische Gardisten, unter dem Kommando des Chevalier de Laizert, welcher aber selbst nur die Uniform eines gemeinen Soldaten trage; übrigens seyen die Truppen im Anmarsche, und mit Besetzung der Festung dürfe keine Zeit verloren werden, wenn dieselbe nicht wiederum erobert werden solle. Als er diese Nachricht hörte, befürchtete er Verrätherey. Er nahm daher, in Gesellschaft des Herrn Desfontaines, bey den Beckern der Straße St. Antoine, alles Brod weg und eilte dann nach der Bastille. Es war am 15ten Julius des Morgens um 1 Uhr. Er verlangte den Chevalier de Laizert zu sprechen, zeigte demselben seine Voll-

macht und ersuchte ihn, das Kommando der Bastille abzutreten. Der Chevalier schlug die Bitte ab, und sagte: er habe sich mit einem Theile seiner Kompagnie in Besitz der Festung gesetzt, und er würde nie zugeben, daß er abgesetzt werde. Herr Soules fragte, von wem er Vollmacht habe und für wen er den Platz besetzt halte? Er antwortete: Vollmacht habe er von Niemand, den Platz halte er für sich selbst und für das gemeine Beste besetzt; und er sey gesonnen die Festung bis auf das äußerste zu vertheidigen. Nun gieng Herr Soules mit Herrn Desfontaines wiederum aus der Bastille heraus, um sich mit ihm zu berathschlagen, was in einem so kritischen Zeitpunkte zu thun sey, da man vermuthe, daß die Truppen anrücken, und da Herr de Laizert sehr verdächtig scheine, indem er keine Vollmacht habe. Das Resultat der Berathschlagung war, Jemand nach dem Rathhause und andere Personen nach den Thoren St. Antoine und St. Martin zu senden, um zu recognosciren und um die Truppen zu beobachten. Diese kamen zurück und sagten: die Furcht vor dem Anmarsche der Truppen sey ungegründet, und der gegebene Allarm sey ein falscher Lärm gewesen. Durch diese Nachricht war Herr Soules ruhiger geworden, und er beschloß, den Anbruch des Tages abzuwarten, um sich in Besitz der Bastille zu setzen. Herrn Desfontaines gab er den Auftrag, alle vorbey passirende Patrouillen der Bürgermiliz anzuhalten, und so viele Soldaten zurück zu behalten, als nur immer bleiben wollten, um die Festung von aussen zu bewachen.

Um drey Uhr des Morgens forderte er Herrn de Laizert, in Gegenwart des Herrn Desfontaines, auf, ihm das Kommando der Festung zu übergeben. Herr de Laizer schlug es ab. Darauf lies er Lärm trommeln,

und

und versammelte die Garnison im inneren Schloßhofe. Er las seine Vollmacht laut vor, und fragte die Gardisten: ob sie dem Bürgerrathe der Stadt Paris gehorchen wollten, oder dem Chevalier de Laizert? Sie antworteten einstimmig: „Der Stadt, der Stadt wollen wir gehorchen, und wir erkennen Sie, Herr Soules, für den „Kommandanten der Festung!“ Wegen dieser Antwort machte Herr de Laizert den Soldaten heftige Vorwürfe, und seine Vorwürfe schienen auf die Gemüther der Soldaten, welche dem Herrn de Laizert sehr ergeben waren, Eindruck zu haben. Da Herr Soules dieses bemerkte, so hielt er dafür: der Chevalier könnte sehr nützlich werden, wenn er sich entschliessen wollte, auf die Seite der guten Sache zu treten. Er bat ihn daher, zu bleiben, und sagte: daß, wenn der beständige Ausschuß für gut fände, ihm das Kommando der Festung zu übergeben, er ihm dasselbe mit Vergnügen abtreten würde, indem er blos allein wünsche, dem gemeinen Wesen nützlich seyn zu können. Um zu beweisen, daß es ihm wirklich Ernst sey, schickte Herr Soules sogleich den Grafen von Piquod Sainte Honorine, einen der Wahlherren nach dem Rathhause, um sich hierüber Befehle auszubitten. Der Graf kam gegen 9 Uhr zurück, aber ohne Antwort, weil der Ausschuß zu sehr beschäftigt gewesen war. Nunmehr stieg Herr Soules auf die Thürme, um den Zustand der Festung zu untersuchen. Zu seinem grossen Erstaunen fand er, daß keine von den Kanonen geladen war, und daß kaum 40 Pfund Pulver in der Festung vorräthig waren, so daß während der Nacht ein kleiner Haufe Soldaten die Festung hätte einnehmen können. Er bezeigte hierüber dem Grafen Piquod Sainte Honorine, welcher ihn begleitete, seine Verwunderung, bat

denselben, das Kommando über die Kanonen zu übernehmen und alle Posten mit Schildwachen zu besetzen, welches auch dieser Wahlherr sogleich that. Dann gieng er herunter in die Festung, um auch dort Untersuchungen anzustellen, und da fand er, zu seinem grossen Erstaunen, den Herrn Beaumarchais, welcher mit dem Herrn de Laizert aus einem unterirrdischen Gange hervor kroch. Herr Soules fragte Herrn Beaumarchais, was er da mache? Dieser antwortete: „ich bin hier bey dem Kom„mandanten der Festung.“ Nachdem ihm aber Herr Soules gesagt hatte, daß er der Kommandant sey, entschuldigte sich Herr Beaumarchais, und sagte: er habe über etwas mit ihm zu sprechen. Der Chevalier de Laizert behauptete hierauf: Er sey Kommandant der Festung. Dadurch sah sich Herr Soules genöthigt, abermals Lärm trommeln zu lassen, um sich in seinem Kommando bestätigt zu sehen. Nachdem dieses geschehen war, bat er Herrn de Laizert, die Festung zu verlassen, indem er, nach einem solchen Betragen, nicht zugeben könne, daß sich der Chevalier länger in derselben aufhalte. Dieser aber, weit entfernt einzusehen, wie schonend man ihn behandle, that einen Sprung nach der Fahne, und sagte: er wolle dieselbe wegnehmen; aber die Gardisten hielten ihn mit Gewalt zurück. Herr Soules bat, daß man ihn weder verletzen noch beschimpfen möchte, und auf Herrn Soules Bitte liessen ihn die Soldaten los.

Kaum war er frey, so kam er auf Herrn Soules zu und sagte: wir müssen durch die Spitze des Degens entscheiden, wer Kommandant seyn solle. Herr Soules antwortete: daß er zu jeder andern Zeit diese Ausforderung annehmen würde, daß er aber, als Kommandant einer für die Stadt Paris so wichtigen Festung, sein Le-

ben nicht anders, als für die Sicherheit der Stadt selbst in Gefahr setzen könne. Er rieth dem Chevalier, sich wegzubegeben, damit nicht das Volk seine Aufführung erfahre und ihn vielleicht nicht so sanftmüthig behandle, als bisher geschehen sey. Die umstehenden Offiziere gaben dem Chevalier denselben Rath. Hierauf stimmte er seinen Ton herab und bat: ihn durch ein Detaschement nach Hause begleiten zu lassen. Herr Soules bewilligte seine Bitte, um seiner Sicherheit willen. Nachdem Herr de Laizert weggegangen war, wandte sich Herr Soules an Herrn Beaumarchais, und fragte abermals: was er hier suche? Er antwortete: „Die Menschlichkeit habe „ihn hieher getrieben; er habe gehört, daß man die Fe„stung schleifen wolle, nun seyen aber die Mobilien der „Madame de Launay noch vorhanden; er befürchte, „das Volk möchte diese Effekten plündern; und er sey „gekommen, um den Kommandanten zu bitten, daß „derselbe dieser unglücklichen Dame erlauben möchte, das „ihr Zugehörige abholen zu lassen.“ Herr Soules antwortete: ohne einen Befehl von dem beständigen Ausschuße könne er seine Bitte nicht erfüllen. Hierauf begab sich Beaumarchais hinweg, mit einer Leibwache, welche er mit sich gebracht hatte.

Nun glaubte sich Herr Soules im ruhigen Besitze der Festung, als ein neuer Umstand beynahe großes Unglück verursacht hätte. Herr Bottetidou, ein Adjutant des Marquis de la Salle, kam um zwey Uhr mit 200 Mann Bürgersoldaten vor das Thor der Bastille und verlangte mit dem Kommandanten zu sprechen. Herr Soules gieng herunter, und da übergab man ihm eine, von dem Marquis de la Salle unterzeichnete Vollmacht, vermöge welcher Herr de Bottetidou bevollmächtigt war,

das Kommando der Bastille zu übernehmen. Herr Soules war über eine so sonderbare Vollmacht ganz erstaunt, und zeigte dem Herrn Bottetidou, welcher sich sehr höflich betrug, seine eigene Vollmacht. Er berief die Offiziere der Garnison zusammen; sie berathschlagten sich mit den Offizieren der Bürgermiliz; und das Resultat dieser Berathschlagung war, daß beyde, Herr Bottetidou und Herr Soules, sich nach dem Rathhause begeben sollten, um Erklärung über diese zwey einander widersprechenden Befehle sich auszubitten. Der Marquis de la Salle entschuldigte den Irrthum, an welchem nur die Menge und Verwirrung der Geschäfte Schuld gewesen sey, und bestätigte Herrn Soules in seinem Kommando.

Während der Abwesenheit des Kommandanten war der Pöbel in die Festung eingedrungen, und als Herr Soules zurück kam, fand er mehr als zehentausend Menschen in der Bastille, welche alles plünderten und verheerten. Er ließ das äussere Thor zuschließen und die Brücke aufziehen, aber die eingeschlossene Menge war so groß, daß er sich genöthigt sah, zu befehlen, daß man die Brücke wiederum niederlassen solle. Nun stellte er Schildwachen an die Thore, um zu verhindern, daß keine Papiere weggetragen würden, und allmählig wurde die Festung wieder leer. Um drey Uhr des Morgens, am 16ten Julius, begab er sich aus der Festung auf die äussere Brücke, um zu rekognosciren. Er schrieb an den beständigen Ausschuß einen Brief, worin er demselben von seiner Schwäche Nachricht gab, und um Verstärkung und Verhaltungsbefehle bat. Während er schrieb, wurde er von einer vorbeygehenden Patrouille angerufen. Der Offizier der Patrouille verlangte in der Bastille zu patrouilliren. Herr Soules kannte den Mann nicht, und da er nicht zuge-

den konnte, daß eine Patrouille in die Festung komme, welche stärker war, als die ganze Besatzung; so antwortete er: hier komme Niemand herein, und der Kommandant einer Festung habe allein zu befehlen, wer darin patrouilliren solle. Der Offizier verlangte seine Vollmacht zu sehen. Herr Soules zeigte ihm dieselbe. Er sagte: dieses Papier sey ein bloßer Wisch, nahm Herrn Soules mit Gewalt weg und führte ihn nach seinem Distrikte, ungeachtet er verlangte, vor den beständigen Ausschuß gebracht zu werden, welcher die Vollmacht gegeben hatte. Sobald er in dem Distrikte angekommen war, wurde die Sturmglocke geläutet, gleichsam als wenn der Feind schon vor den Thoren wäre, und alles, was vorgefallen war, wurde zu Protokoll genommen. Einige Schwindelköpfe im Distrikte wollten ihn dennoch schuldig finden, obgleich Niemand vorhanden war, der auch nur Klage gegen ihn geführt hätte, und obgleich die Wahlherren des Distrikts selbst ihn frey sprachen. Er wurde in einen Miethwagen gesetzt, und, als ein des Verbrechens der beleidigten Nation Schuldiger, durch eine ungeheure Volksmenge geführt, welche sich durch das Läuten der Sturmglocke versammelt hatte. Er saß da, im Wagen, als ein Verbrecher, und bey ihm drey bewaffnete Soldaten, welche ihn bewachten. Hinter dem Wagen, vor demselben, und um denselben her, gieng eine zahlreiche Soldatenwache. Von Zeit zu Zeit hörte er das Volk ausrufen: „Es ist der zweyte Gouverneur der „Bastille! Der zweyte Gouverneur der Bastille!“ Nachdem er auf dem Greveplatze angekommen war, hörte er, daß man sich berathschlagte, ob man ihn henken, oder ob man ihm den Kopf abschlagen solle? und bald nachher setzten ihm zwey Bürgersoldaten, durch den

Schlag des Wagens, die Spitze des Degens auf die Brust. a) In diesem Augenblicke erschienen la Fayette und de la Salle. Der erste bat ihn auszusteigen, nahm ihn bey der Hand und sagte zu dem versammelten Volke: „Wenn ihr zu dem, von euch selbst gewählten Ausschusse „kein Zutrauen habt, so wählt einen andern; habt ihr „aber Zutrauen, so folgt seinen Befehlen. Thut ihr „das nicht, so lege ich meine Stelle nieder. Diesen Au„genblick habe ich ein Unglück verhütet, und den Abbe „Cordier gerettet. Aber dieser Irrthum ist noch unver„zeihlicher; denn der Mann, welchen ihr hieher bringt, „ist Herr Soules, den ich kenne, und von welchem ich „schon lange weis, daß er ein wahrer Freund der Frey„heit ist.“ Nach dieser Anrede ließen sie den Herrn Soules sogleich los. Der Marquis de la Salle näherte sich und gab ihm, unten an der Treppe des Rathhauses, in Gegenwart einer unzähligen Menge Volks, welches den ganzen Platz anfüllte, seinen Degen zurück.

Herr Picard überreichte dem Ausschusse der Wahlherren, im Namen der Soldaten der französischen Garde, eine Bittschrift. Die Soldaten beklagten sich über ihre Offiziere. „Diese sind,“ sagen sie, „unsere und der „Nation gefährlichsten Feinde; diese haben, durch die „verstelltesten Liebkosungen und durch die frechsten Lügen „uns zu verhindern gesucht, den Aufwallungen unseres „Herzens zu folgen, durch welche angetrieben, wir die „Pflichten der Staatsbürger zu Vertheidigung des Vater„landes erfüllen wollten; sie haben sich geweigert, sich „an unsere Spitze zu stellen und uns anzuführen, zu ei„ner Zeit, wo die Hauptstadt und die ganze Nation in

a) Cuncta ferit dum cuncta timet. Lucan.

„Gefahr ständ; sie haben von den Häuptern der aristo„kratischen Tyranney, deren Anhänger und Mitschuldige „sie selbst sind, den Befehl ausgewirkt, uns von der „Hauptstadt zu entfernen, und den noch barbarischern „Befehl, eine große Anzahl von uns als Ausreißer be„strafen zu lassen; sie haben die Verrätherey so weit ge„trieben, daß sie die Kanonen unsers Regiments haben „vernägeln, und das Pulver und die übrigen Kriegsmu„nitionen der Vertheidiger des Vaterlandes in den Abtritt „werfen lassen; sie sind sogar feig genug gewesen, Schieß„pulver unter einige von unsern Exerziersälen zu legen, „in dem edlen Vorhaben, uns in die Luft zu sprengen; „sie haben endlich, durch so viele Treulosigkeiten, nur zu „sehr den Verdacht bestätigt, welchen wir schon vorher „hatten, daß sie uns nemlich zu vergiften suchten. Aus „allen diesen Gründen bitten wir die Versammlung der „Wahlherren, bey dem Könige, den wir lieben und „hochachten, und für welchen wir immer bereit sind, „den letzten Tropfen unseres Blutes zu vergießen, sich „für uns zu verwenden, damit unser Regiment künftig „nicht mehr denjenigen Offizieren unterworfen sey, welche „dasselbe bisher gehabt hat. Wir wünschen, daß die „Nation mit unserem Regimente einen ehrenvollen Ver„such mache, der der Welt beweise, daß ein Französi„sches Regiment, welches ganz aus der produktifen „Klasse a) besteht, unter sich selbst Offiziere und Be-

---

a) Man bemerke bey diesem physiokratischen Kunstausdrucke (der hier sogar in dem Munde gemeiner Soldaten, oder wenigstens in dem Munde desjenigen vorkommt, welcher in ihrem Namen spricht) den Geist der Zeit, und die Ausbreitung des phisiokratischen Systems!

„fehlshaber finden könne, die da fähig sind, die Ehre „der Französischen Waffen mit Würde zu behaupten.“

Der Präsident versprach den Gardisten, daß der Ausschuß, sobald als möglich, sich über ihr Verlangen berathschlagen würde, um ihnen die Achtung zu beweisen, welche ihre patriotischen Dienste verdienten. Man erzählte hierauf, viele Soldaten der französischen Garde wären gefährlich krank, und unter dem Volke habe sich allgemein das Gerücht verbreitet, diese Soldaten seyen von den Offizieren vergiftet worden. Die Versammlung der Wahlherren sandte einige Aerzte nach der Kaserne, um zu untersuchen, ob dieses Gerücht gegründet sey.

Nun kamen vier Mitglieder der Nationalversammlung nach dem Rathhause, welche der Versammlung der Wahlherren zu Unterstützung der Armen der Hauptstadt eine Summe von 45,000 Livres anboten, wozu der Erzbischof von Paris allein 20,000 Livres geschenkt hatte.

Die Versammlung berathschlagte sich über die Mittel, welche man anwenden müßte, um die Handwerksgesellen zu bewegen, wiederum an ihre Arbeit zu gehen, und die Waffen, welche sie während der Unruhen bekommen hatten, und welche in ihren Händen leicht gefährlich werden könnten, zurück zu geben. Die Versammlung beschloß: an allen Ecken der Stadt anschlagen zu lassen, daß jeder Handwerksgeselle, welcher von seinem Meister einen Schein bringen würde, daß er die Arbeit wieder angefangen habe, sechs Livres erhalten solle, und wenn er seine Waffen dem Distrikte würde übergeben haben, so solle er noch sechs Livres mehr erhalten.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, brachte die Patrouille einen Mann, welchen sie im Palais Royal in Verhaft genommen hatte, und welchen sie des Aufruhrs

schuldig erklärte. Er hatte sich mitten im Palais Royal auf einen Stuhl gestellt, und dem versammelten Volke gesagt: „er komme so eben vom Rathhause; das Haus „sey verschlossen und ganz mit den Wagen der Adelichen „umgeben; man habe in seiner Gegenwart den Wahl„herren den Eintritt verweigert; ein solches Betragen sey „sehr verdächtig; und man müsse sogleich nach dem „Rathhause marschiren." Durch diese Reden wollte er das Volk gegen das Rathhaus aufwiegeln. Auch hatte wirklich der Aufruhr schon angefangen, und aus Furcht und Schrecken hatte man schon, beynahe in der ganzen Strasse St. Honore, die Laden zugeschlossen. Der Mann wurde um seinen Namen gefragt. Er sagte: er heiße Duhamel, und wohne Rue de la Mortellerie No. 34. Hierauf wurde er von der Versammlung nach einem Polizeykommissarius gesandt, um von demselben ausgefragt zu werden.

Indessen waren die, nach den Kasernen der französischen Garde abgesandten Aerzte zurückgekommen, und statteten von demjenigen, was sie gefunden hatten, Bericht ab. Sie hatten nur einen einzigen kranken Soldaten angetroffen; und auch bey diesem war nicht die geringste Spur einer Vergiftung zu bemerken. Folglich war auch dieses Gerücht, wie so viele andere, ganz falsch und ungegründet gewesen. Die Versammlung befahl, daß dieser Bericht der Aerzte sogleich gedruckt, und an allen Ecken der Strassen von Paris angeschlagen werden solle.

Hierauf erschienen auf dem Rathhause der Marquis von Fournier und der Graf von Bellevue. „Wir sind beyde," sagten sie, „Besitzer von Titeln, „welche ein lächerliches Vorurtheil uns bisher zu tragen

„berechtigt hat. Jetzo aber kommen wir hieher, um „diese adelichen Titel aufzugeben und öffentlich zu erklä„ren: daß wir künftig keinen andern Adel verlangen, „als den Adel eines französischen Staatsbürgers, und „keinen andern Titel, als den Titel eines Bürgers von „Paris. Zugleich bieten wir dem Vaterlande unsere „Personen, die Personen unserer Bedienten und unser „ganzes Vermögen an." Diese große und wahrhaft edle Handlung wurde von der Versammlung mit dem grösten Beyfalle aufgenommen. Zugleich bezeigten die Wahlherren den Wunsch, daß doch alle übrigen Edelleute in Frankreich der Stimme der Vernunft, und diesem schönen Beyspiele nachfolgen und einsehen möchten, wie lächerlich der Adelstolz und wie unnütze alle erblichen Titel, ohne eigenes Verdienst, seyen.

Die Nacht vom 18ten auf den 19ten Julius war sehr ruhig, und am 19ten fiel nichts bemerkenswerthes vor. Auch die Nationalversammlung beschäftigte sich mit Berathschlagungen, welche nur allein auf Frankreich Bezug haben. Die Nacht vom 19ten auf den 20ten war ganz ruhig. Am 20ten Julius kamen die Fischweiber und die Höckerweiber nach dem Rathhause, und Eine unter ihnen hielt folgende Rede:

„Meine Herren!"

„Die Liebe eines Volkes, welches seinen König anbe„tet, hat Euch hier versammelt, um das Größte aller „Werke, die wirkliche Vereinigung der drey Stände zu „vollenden; und der göttliche Eifer, welcher Euch be„lebt, läßt uns das Ende unsres Elendes hoffen. Darum „sagen wir auch jetzt schon im voraus, daß Eure erha„bene Versammlung dem guten Herzen des besten Kö„nigs den, eines so großen Fürsten würdigen, Schutz

„verspricht, und daß Ihr alle, so viel Eurer sind, Ne-
„ckers seyd."

Nach geendigter Rede sangen diese wohlerzogenen Damen einige Verse über die Vereinigung der drey Stände und über die Reise des Königs nach Paris ab. Der Präsident dankte ihnen und entließ sie.

Nachher wurde ein Brief von dem Bürgerrathe der Stadt Kompiegne vorgelesen, welcher folgendes Inhalts war:

„Meine Herren!"

„Die Einwohner von Kompiegne haben erfahren, daß
„Herr Berthier de Sauvigny, der Intendant
„von Paris, sich hier befinde, und sie haben ihn in Ver-
„haft genommen, weil das Gerücht entstand, daß die
„Hauptstadt ihn suchen lasse. Dem zufolge, meine Her-
„ren, übersenden wir Ihnen diese Depesche, und bitten
„Sie, uns zu sagen, wie wir uns zu verhalten haben.
„Wir sind u. s. w."

Die Versammlung berathschlagte sich über diesen Brief, in Gegenwart der Abgesandten von Kompiegne, welche denselben überbracht hatten. Sie beschloß: da die Stadt Paris Herrn Berthier nicht suchen lasse, und da dieser Intendant weder angeklagt, noch Befehl gegeben sey, ihn in Verhaft zu nehmen; so sollte den Einwohnern von Kompiegne geantwortet werden, daß kein gültiger Grund vorhanden seyn könne, um ihn länger im Gefängnisse zu behalten." Die Abgesandten der Stadt Kompiegne antworteten hierauf hastig und bestürzt: das Volk in ihrer Stadt sey sehr gegen Herrn Berthier aufgebracht; man könne für sein Leben nicht stehen; vielleicht sey er, während ihrer Abwesenheit, schon umgebracht worden, und es gebe kein anderes Mittel, ihm

das Leben zu erhalten, als ihn nach den Gefängnissen von Paris bringen zu lassen. Hierauf sagten einige von den Wahlherren: Herr Berthier sey schon seit einigen Tagen der Gegenstand der Verwünschungen des Volks; er sey der Aufseher der, gegen Paris bestimmten, Armee gewesen; er sey am Tage der Einnahme der Bastille von Paris nach Versailles gereist; er müsse daher öffentlich verhört werden, damit er losgesprochen werden könne, im Falle er unschuldig, und bestraft, wenn er schuldig seyn sollte. Die übrigen Wahlherren stimmten dieser Meynung bey, und es wurde beschlossen: Herr de la Riviere möge mit 240 Mann zu Pferde nach Kompiegne reisen, sich des Herrn Berthier bemächtigen und ihn nach Paris bringen. Zu diesen 240 Mann sollte jeder Distrikt der Stadt Paris 4 Mann liefern, und Herr Dermigny sollte diese Reuterey kommandiren.

Nun kam Herr Peleat und sagte, ein Detaschement von dem Regimente du Roi, bestehend aus 106 Mann, sey am 18ten Julius von St. Denis, wo es bisher in Garnison gelegen habe, abgereist, und heute wieder zurück gekommen; es habe den Marschall von Broglio und die übrigen hohen Flüchtlinge, welche in 60 nach einander folgenden Wagen abgereißt seyen, auf ihrer Flucht bis nach Meaux gedeckt und begleitet.

Die Nacht vom 20ten Julius bis zum 21. war ruhig. Am 21 versammelten sich die Wahlherren von Paris des Vormittags wiederum auf dem Rathhause. Sie erhielten Bittschriften und Klageschriften von allen Distrikten der Hauptstadt, worin man ihnen vorstellte, daß die Stellen, welche sie jetzt bekleideten, und das Ansehen und die Autorität, mit welcher sie handelten, eine selbst angemaßte, von dem Volke nicht bestätigte Autorität

sey; denn das Volk habe sie nur gewählt, damit sie, aus ihrer Mitte, die Abgesandten der Stadt Paris bey der Nationalversammlung wählen möchten. Was sie seither gethan hätten, das sey bloß durch Anmaßung geschehen; sie möchten daher diese selbst angemaßte Gewalt niederlegen, damit die Hauptstadt einen neuen Bürgerrath, neue Stellvertreter auf dem Rathhause, durch Mehrheit der Stimmen wählen, und sich der Regierung derselben mit Zuversicht überlassen könne. Die Wahlherren sahen ein, daß diese Vorstellungen gegründet waren, und beschlossen, sich sogleich darüber zu berathschlagen, wie sie, ohne das gemeine Wesen in Gefahr zu setzen, ihre Stellen aufgeben, und dem neu zu wählenden Bürgerrathe, dieselben übertragen könnten.

Die Berathschlagung hatte kaum angefangen, als ein Wahlherr aus der Vorstadt St. Antoine in den Saal trat: „Ich komme," sagte er, „um Ihnen einen Gegenstand der allerdringendsten Nothwendigkeit zur Berathschlagung vorzulegen. Der kleinste Aufschub kann die Stadt der größten Gefahr aussetzen. Die Handwerksgesellen in der Vorstadt St. Antoine haben von der ihnen bestimmten Unterstützung, und von dem Geldbeystande, welchen sie erhalten sollen, gehört; sie klagen laut, daß sie dieses Geld noch nicht erhalten hätten; die Gemüther erhitzen sich, und der Aufruhr nimmt, mit schrecklicher Schnelligkeit, überhand. Vielleicht ist es in vier und zwanzig Stunden zu spät, die Gemüther zu besänftigen, und diesem gefährlichen Aufstande Einhalt zu thun. Ich verlange, daß man mir Vollmacht gebe, im Namen der Wahlherren, 60,000 Livres aufzunehmen, um dieses Geld sogleich unter die Handwerksgesellen der Vorstadt St. Antoine auszutheilen."

Bey dieser Anrede befand sich die Versammlung in einer grossen Verlegenheit. Die Mitglieder der Versammlung, nebst den Umstehenden, boten Geld an; einige unter ihnen sehr ansehnliche Summen. Das gesammelte Geld wurde einem Ausschusse übergeben, um dasselbe unter die aufrührischen Handwerksgesellen zu vertheilen. Ehe sie aber noch das Rathhaus verliessen, schlug Herr le Grand de Saint Rene vor, den Preis des Brodes herunter zu setzen, und den Beckern den Schaden zu vergüten. Er hielt eine lange Rede, in welcher folgende Stelle die Grösse der Gefahr, worin sich die Versammlung befand, deutlich bezeichnet. Er sagte:

„Meine Herren."

„Einige unter uns sind gestern Abend und heute Morgen, von einem Haufen des Volks angefallen worden, welcher um eine Heruntersetzung des Brodpreises auf das dringendste bat, und wir haben versprochen, uns sogleich damit zu beschäftigen. Dem Willen eines Volkes, welches das, was es verlangt, für gerecht hält, widerstehen zu wollen, zu einer Zeit, wo alle Gewalt unthätig ist: dieses hiesse den Feinden einer so plötzlichen Revolution das traurigste Schauspiel zubereiten, und das heilige Feuer, welches in allen Seelen der wahren Freunde der Freyheit glüht, auslöschen wollen. Vielleicht ist diese Freyheit vorzüglich durch die ärmste Klasse des Volkes erobert worden; durch diejenige Klasse, welche am dringendsten, und mit dem größten Rechte verlangt, daß der Preis des Brodes heruntergesetzt werde. Bedenken Sie, meine Herren, daß sich die Menge jetzo auf dem Greveplatze drängt, daß dieselbe in diesem Augenblicke immer mehr und mehr zunimmt; in diesem Augenblicke, in welchem Sie sich, meine Herren, damit beschäftigen, Bey-

träge von der Großmuth eines jeden unter Ihnen zu sammeln, um dieses Geld unter die armen Bürger, die Handwerker ohne Arbeit, die unglücklichen Handwerksgesellen, und die Fremden ohne Heimath, auszutheilen. Bedenken Sie ferner, daß man uns ankündigt, eine zahlreiche Gesandtschaft der Einwohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau komme nach dem Rathhause, und sey schon unterwegens. Alle diese plötzlichen Bewegungen, welche sich in unbesonnenen Bitten endigen könnten, machen es uns zur Pflicht, uns mit Heruntersetzung des Brodpreises sogleich zu beschäftigen."

Um den Aufruhr zu stillen, und um die Handwerksgesellen zu besänftigen, beschloß die Versammlung, daß folgende Proklamation sogleich gedruckt, und an allen Ecken der Hauptstadt angeschlagen werden solle:

„Die Versammlung der Wahlherren beschäftigt sich mit den Mitteln, das versprochene Geld an die Handwerksgesellen, welche für die Freyheit gestritten haben, sobald als möglich austheilen zu lassen. Ort und Zeit, wo die Austheilung geschehen soll, werden nächstens angezeigt werden. Die Versammlung wiederholt übrigens ihre Bitte an die Handwerksgesellen, daß sie wieder arbeiten mögen."

Hierauf kam der Priester der Kirche St. Eustache herein, und beschrieb sehr gerührt das Unglück, welches der Abtey Montmartre bevorstehe, die mit mehr als 20,000 Menschen umgeben sey, welche drohten, das Kloster zu plündern, um Waffen und Ammunition zu erhalten, da dergleichen, wie man vorgebe, im Kloster versteckt seyn solle; und, um sich an der Abtissinn zu rächen, die man der Verrätherey und eines Complots gegen die öffentliche Freyheit beschuldige. Er übergab zugleich fol-

gende Schrift, welche von der Abtissinn unterzeichnet und mit ihrem Wappen gesiegelt war:

„Ich bezeuge hiermit, daß alles, was man mir Schuld giebt, erdichtet ist. Ich bin eine eifrige Staatsbürgerinn, zu Erhaltung meiner Mitbürger. Montmartre, am 21. Julius 1789.“

„J. Montmorency Laval,
„Abtissinn der Abtey zu Montmartre.“

Herr Deleutre wurde mit zwey Stadtsoldaten, sogleich dahin gesandt, um durch alle nur möglichen Mittel die Ruhe wiederum herzustellen.

Nun erschien Herr de Barran vor der Versammlung. „Ich habe,“ sagte er, „von meinem Distrikte Befehl erhalten, die in der Bastille noch vorhandenen Effekten wegnehmen, und in sichere Verwahrung bringen zu lassen. Unter den traurigen Ueberbleibseln der, durch das Volk geplünderten, und durch das Feuer verzehrten Kostbarkeiten aller Art, habe ich noch den Degen und das Ludwigskreuz des Herrn Delaunay gefunden, mit einem versiegelten Päckgen, auf welchem die Worte stehen: Dieses ist mein Testament. Das Päckgen, welches ich der Versammlung hiermit überreiche, scheint, der Aufschrift nach, das Testament des unglücklichen Gouverneurs der Bastille zu enthalten. Ich bin mit diesem Päckgen nach Versailles gereist, um von der Nationalversammlung zu erfahren, was damit anzufangen sey: die Nationalversammlung hat mich an den beständigen Ausschuß gewiesen. Dem zufolge habe ich dasselbe hieher gebracht.“ Das Päckgen wurde uneröffnet an den Civillieutenant gesandt, damit derselbe es, der Form der Gesetze gemäß, eröffnen solle.

Nun

Nun fuhr die Versammlung in ihrer Berathschlagung über die Heruntersetzung des Brodpreises fort. Der ganze Greveplatz war mit Menschen angefüllt, welche ungeduldig den Beschluß erwarteten, und an einem fort: „Brod! Brod! Brod!“ riefen. Die Versammlung ließ sich durch dieses lärmende Geschrey in einer genauen Untersuchung des Gegenstandes keinesweges stören. Einige Mitglieder zeigten mit der größten Standhaftigkeit, wie unpolitisch eine zu schnelle und zu grosse Herabsetzung des Preises des Brodes seyn würde, und welche gefährliche Folgen dieselbe haben könnte. Indessen wurde doch der Preis des Brodes um etwas heruntergesetzt. Es war jetzt Mitternacht, und die Versammlung gieng auseinander.

In der Bastille fanden sich auch, im Archive, die ganz erstaunenswürdigen Instrumente, welche sich Herr de la Tude selbst zubereitet hatte, und vermöge welcher er aus diesem Gefängnisse zu entfliehen im Stande gewesen war. Die Geschichte dieses Mannes ist bekannt genug.

Unter den königlichen Beamten war kaum einer dem Volke so sehr verhaßt, als der Staatsrath, Herr Foulon. Der Vater dieses Mannes, ein Advokat, hatte seinem Sohne ein sehr geringes Vermögen hinterlassen. Der Sohn, Herr Foulon, erhielt die Stelle eines Kriegskommissairs bey der Armee des Marschalls von Löwendahl. Nachher gieng er, während des siebenjährigen Krieges, im Jahre 1758, mit Herrn de Bellisle als Aufseher der Armee (Intendant de l'Armée) nach Deutschland. Er erhielt das ganze Vertrauen des Herrn Bellisle, und was Foulon sagte, das geschah auch. Foulon war der Erfinder des Papiergeldes. Er erfand zuerst die sogenannten königlichen Effekten (effets

royaux); und von ihm schreiben sich die Schuldscheine der Regierung her, welche während des Krieges unter dem Namen: Billets du Canada, de l'Alsace, de la Flandre maritime, u. s. w. in Frankreich und bey der französischen Armee, zirkulirten. Nach geendigtem Kriege sollten alle diese Scheine eingelöst werden. Es waren aber für mehr als für 2000 Millionen solcher Scheine in Zirkulation: daher entstand die Frage: auf welche Weise diese ungeheure Schuld zu bezahlen seyn möchte? Die Nation war unzufrieden; sie gab laut ihren Unwillen gegen Herrn Foulon zu erkennen, und der königliche Schatz war leer. Der Herzog von Choiseul, welcher seit dem Tode der Pompadour das Staatsruder führte, befand sich in der größten Verlegenheit. Der damalige Finanzminister Bertin, ein Mann ohne Verstand und ohne Kenntnisse, welcher seine Erhebung zu der Stelle, die er bekleidete, bloß allein der Gunst der Pompadour zu verdanken hatte, wußte nicht, was er anfangen sollte. Choiseul war entschlossen, diesem Finanzminister seine Stelle zu nehmen: nur wußte er noch nicht, durch wen dieselbe zu besetzen seyn möchte. Foulon bot sich selbst an: aber er stand in einem so schlechten Rufe, und war der Nation zu sehr verhaßt, als daß es der Minister hätte wagen dürfen, ihm die Stelle zu übertragen. Foulon schlug daher den Herrn Laverdi zum Finanzminister vor, als einen Mann, der sich gänzlich würde leiten lassen, und der alles thun würde, was der Herzog von Choiseul von ihm verlangen mögte. Der Vorschlag ward angenommen, und Laverdi wurde zum Finanzminister ernannt.

Foulon hatte sich indessen durch die unerlaubtesten und ungerechtesten Mittel ein ungeheures Vermögen zusam-

mengerafft. Er kaufte die Herrschaften Soyffier, Tournelles und Montargis, und war zu Paris in dem Besitze mehrerer prächtiger Hotels. Seine Tochter hatte er an Herrn Berthier, den Intendanten von Paris, verheyrathet, und derselben 800,000 Livres baares Geld zur Aussteuer mitgegeben.

Da Herr Foulon wußte, wie sehr er dem Volke verhaßt war, und da er an den Planen des Barons von Breteuil thätigen Antheil genommen hatte, so fürchtete er, man möchte an ihm eine gerechte Rache auszuüben suchen. Er floh daher von Versailles nach seinem Landhause zu Viry. Hier versteckte er sich in seinem Hause; ließ das Gerücht verbreiten, er sey plötzlich gestorben; befahl einen prächtigen Leichenzug zu veranstalten; und alle seine Bedienten schwarz zu kleiden. Auf diese Weise wollte er, gleichsam bürgerlich todt, den Ausgang der Revolution abwarten. Aber er wurde von seinen eigenen Bedienten verrathen. Die Bauern des Dorfes Viry überfielen ihn im Bette, banden ihm die Hände auf den Rücken, und führten ihn, unter den schrecklichsten Beschimpfungen und Mißhandlungen, und unter der Begleitung einer ungeheuren Menge Pöbels, nach Paris. Zwölf Stunden Weges mußte dieser Greis in blossen Füßen wandern. Als er anfieng, müde zu werden, und kaum mehr gehen konnte, da schlugen sie ihn mit Brennnesseln an die Beine, um ihn weiter fort zu treiben.

Am 22sten Julius, um fünf Uhr des Morgens, kam Herr Rappe, der Syndikus des Dorfes Viry, vor den auf dem Rathhause zu Paris versammelten beständigen Ausschuß. Er sagte: er bringe den Staatsrath, Herrn Foulon mit sich, welchen er zu Viry in Verhaft

genommen habe, und welcher zu Fusse, von einer ungeheuren Volksmenge begleitet, hieher gekommen sey. Ein Unbekannter trat zu gleicher Zeit in den Saal, und brachte ein kleines Päckgen, welches zerrissene Stücke Papier enthielt, von denen er sagte, es seyen die Bruchstücke eines Briefes, den Herr Foulon, im Augenblicke seiner Gefangennehmung, mit den Zähnen zerrissen habe. Dem Herrn Rappe und Herrn Foulon wurde auf dem Rathhause ein Zimmer angewiesen, wo sie beyde so lange in Verwahrung bleiben sollten, bis der beständige Ausschuß versammelt seyn werde.

Gegen neun Uhr Vormittags waren die Wahlherren versammelt. Sie berathschlagten sich, was sie mit Herrn Foulon anfangen sollten? und beschlossen endlich, ihn nach der Abtey St. Germain führen zu lassen, diese Abtey in ein Staatsgefängniß zu verwandeln, und über den Eingang mit grossen Buchstaben die Aufschrift setzen zu lassen: „Staatsgefangene in den Händen der Nation." Man wollte Herrn Foulon sogleich nach dem Gefängniß führen; aber einer der Wahlherren bemerkte, Herr Foulon sey am 12. Julius zum Kriegsdepartement berufen worden; am 14. habe man das Gerücht ausgestreut, er wäre plötzlich am Schlage gestorben; nun sey es in der ganzen Stadt bekannt, daß er sich auf dem Rathhause befände, das Volk sey gegen ihn aufgebracht, und habe ihn schon auf dem Wege sehr mißhandelt; es würde daher gefährlich seyn, ihn, im Zeitpunkte einer solchen Gährung, durch die Strassen von Paris zu führen. Um also seine Person nicht einer so grossen Gefahr auszusetzen, wurde beschlossen, ihn den Tag über auf dem Rathhause zu behalten, und ihn, bey einbrechender Nacht, in der größten Stille, nach

der Abtey St. Germain zu bringen. Ausserdem sagte ein anderer, werde Herr Berthier am Abend erwartet, und es sey der Klugheit gemäß, die Vorsicht zu gebrauchen, ihn nicht zu einer Zeit, wo die Gefangennehmung des Herrn Foulon, seines Schwiegervaters, eine Gährung unter dem Volke verursacht habe, in Paris ankommen zu lassen. Die Versammlung beschloß daher, einen Boten an Herrn Etienne de la Riviere zu senden, welcher ihm den Befehl überbringen sollte, bis auf weitere Ordre an dem Orte, wo ihn dieser Bote antreffen würde, still zu halten, und seine Reise nach Paris mit Herrn Berthier nicht fortzusetzen.

Diejenigen, welche mit dem Testament des Herrn de Launay, nach dem Civillieutenant geschickt worden waren, kamen nun zurück, und sagten, der Lieutenant habe dasselbe nicht anders als in ihrer Gegenwart öffnen und lesen wollen, und er schicke, durch sie das Testament der Versammlung wiederum zurück. Die Versammlung beschloß, daß dieses Testament, ohne es zu lesen, dem Civillieutenant abermals zurückgesandt werden solle.

Nun erschien Herr Deleutre, welcher nach der Abtey Montmartre von der Versammlung gesandt worden war. „Ich verließ," sagte er, „das Rathhaus, in Gesellschaft des Priesters der Kirche St. Eustache; und vor uns her ritten die beyden Stadtsoldaten. Als wir in die Rue des Martyrs kamen, fanden wir diese Strasse mit einem Haufen des niedrigsten Pöbels angefüllt; Leute, deren ganzer Anblick und Betragen nichts als Rauben, Plündern, Verheeren und Zerstören, anzeigte. An der Thüre der Abtey fanden wir einige Abgesandte des Distrikts St. Honore, welche in eben der Absicht dahin gekommen waren, in welcher wir hinkamen. An

dem Thore der Abtey sagten wir dem Volke, wir wollten eine genaue Untersuchung im Kloster vornehmen, und es solle, zu desto grösserer Sicherheit, selbst einige unter sich auswählen, welche gemeinschaftlich mit uns diese Untersuchung anstellen könnten. Das Volk wählte unter sich einige Personen, und nun giengen wir in die Abtey. Die Abtissinn öffnete uns alle Thüren, und dann untersuchten wir in den Gebäuden, in den Kellern, in den unterirrdischen Gängen, Gallerien, Kellerlöchern, Scheunen, Vorrathshäusern, Küchen, Speisezimmern, Waschhäusern, Backhäusern, Kabinetten, Schränken, Koffern, überall ohne Ausnahme, auf das allergenaueste, und brachten über dieser Untersuchung mehr als sechs Stunden zu. Wir fanden weiter nichts, als eine alte unbrauchbare Jagdflinte. Korn war kaum so viel vorhanden, als die Abtey zu ihrem Unterhalte selbst brauchte. Dieß sagten wir dem versammelten Pöbel, welcher vor den Thoren der Abtey sich drängte und höchst unruhig war. Die von dem Volke selbst gewählten Personen bestätigten unsere Aussage, und der Pöbel, der vorher in so grosser Gährung gewesen war, begab sich ruhig hinweg."

Kaum hatte Herr Deleutre seinen Bericht geendigt, als der Marquis de la Fayette in den Saal trat. „Ich habe," sagte er, „so eben einen Brief vom Könige erhalten, welchen ich der Versammlung vorlesen werde."

„Versailles, am 21. Julius 1789."

„Man hat mir gesagt, mein Herr, daß sehr viele Soldaten, von meinen Regimentern ihre Fahnen verlassen haben, um sich mit den Pariser Truppen zu vereinigen. Ich gebe Ihnen Vollmacht, alle diejenigen zu behalten, welche zu Ihnen gekommen sind, ehe Sie diesen

Brief erhalten haben, wenn nämlich die Soldaten nicht lieber zu ihrem Regimente zurückkehren wollen; und in diesem Falle soll denselben kein Leid geschehen, wenn sie mit einem Billet von Ihnen versehen, zurückkommen. Was meine französische Garde betrifft, so erlaube ich derselben, sich mit der Pariser Bürgermiliz zu vereinigen, und sie soll Nahrung und Sold, so wie vorher, erhalten, so lange bis die Stadt die nöthigen Maßregeln zu ihrer Unterhaltung getroffen haben wird. Die vier Kompagnien dieses Regiments, welche hier noch bey mir Wache thun, können indessen bleiben, und ich werde für sie sorgen."

„Ludwig."

Dieser gütige und zuvorkommende Brief des Königs (in welchem aber freylich Ludwig nichts weggab, als was ihm schon lange genommen war) wurde von der Versammlung mit einer lebhaften Freude und mit lauten Beyfallsbezeigungen aufgenommen. Hierauf zeigte die Versammlung dem Herrn de la Fayette an, daß Herr Foulon gekommen sey, und bemerkte zugleich, wie nöthig es seyn würde, den ganzen Tag über mit der größten Klugheit zu verhindern, daß nicht ein ungewöhnlicher Auflauf um das Rathhaus die Gegenwart eines wichtigen Gefangenen verriethe; und daß er bey einbrechender Nacht die nöthigen Befehle gebe, damit Herr Foulon, durch ein starkes Detaschement, sicher nach der Abtey St. Germain gebracht werden möge. Der General versprach die Wünsche der Versammlung zu erfüllen, und begab sich sogleich hinweg.

Nun erschien der Offizier einer Patrouille der Bürgermiliz, und klagte die Frau eines Beckers, Namens

Chevalier, an, daß sie gegen die Patrouille rebellirt, den Sergeanten verwundet, und sich schlechterdings geweigert habe, dem Befehle der Versammlung zu gehorchen, und den Preis des Brodes herunter zu setzen. Die Versammlung beschloß, diese aufrührische Beckersfrau recht strenge zu bestrafen, damit ihre Bestrafung andern zum Beyspiele dienen möge. Es war nun halb ein Uhr Nachmittags, und schon hatte die Berathschlagung über die Art dieser Bestrafung angefangen, als man von dem Greveplatze her ein fürchterliches Geschrey hörte. Einer nach dem andern stürzte in den Saal, und sagte: das Volk sey in einer schrecklichen Gährung, und es verlange wüthend den Tod des Herrn Foulon. Man schickte sogleich, nach dieser erhaltenen Nachricht, einen Boten, um den Herrn Marquis de la Fayette aufzusuchen, und um ihn zu bitten, daß er ohne Verzug nach dem Rathhause kommen möge. Lärm, Mordgeschrey, Unruhe, Wuth und Drohungen, nahmen unter dem Haufen auf dem Greveplatze immer mehr und mehr zu; das Volk drängte sich gegen die Wache auf der Treppe des Rathhauses, und drohte, dieselbe niederzustoßen und mit Gewalt in das Rathhaus einzudringen. Die Versammlung beschloß, daß alle Priester, welche sich unter den Wahlherren befänden, den Herrn Maire begleiten, und, von dem Balkon auf der Treppe, zu dem versammelten Volke reden sollten, um dasselbe zu besänftigen. Sie giengen herunter, und Herr Bailly hielt eine Anrede an das Volk mit der akademischen Süßigkeit, welche ihm so natürlich war, und welche auf das Volk gar keinen Eindruck machte. Die Priester, die ihn begleiteten, sprachen auch, und nachdem sie gesprochen hatten, wurden die zunächst Stehenden etwas ruhiger; aber die Entferntern

wütheten, rasen und tödten immerfort. Die Wahlher-
ren kamen nach dem Saale zurück, und sagten, die Gäh-
rung habe auf solchen Grad zugenommen, daß Worte
und Vermahnungen weiter nichts mehr helfen könnten.
Ein paar Minuten nachher ward das Mordgeschrey fürch-
terlich. Die Mitglieder der Versammlung zitterten, beb-
ten, und waren bis ins Innerste erschüttert. Der Haufe
drang nun mit Gewalt und unaufhaltbar gegen die Wache,
auf der Treppe des Rathhauses zu. In diesem Augen-
blicke giengen abermals einige Wahlherren herunter, in
der Absicht, sich auf dem Platze unter dem Volke zu zer-
streuen, und den verschiedenen kleineren Haufen, aus
welchen der grosse Haufe zusammengesetzt war, jedem
einzeln, begreiflich zu machen, wie nothwendig es sey,
Herrn Foulon erst zu richten, ehe man ihn bestrafe.
Diese Wahlherren kamen aber bald wiederum nach der
Versammlung zurück, und sagten, das Volk sey rasend;
es höre nicht; man habe unter demselben die Idee ver-
breitet, die Versammlung werde Herrn Foulon entwischen
lassen; es wolle ihn sehen; es würde vielleicht sich be-
sänftigen, wenn es ihn sehen könnte; aber in dem ge-
genwärtigen Augenblicke mache der wüthende Pöbel An-
stalt, Feuer an das Rathhaus zu legen, und alle Wahl-
herren zu ermorden. Waren Schrecken, Bestürzung,
Angst und Furcht, unter den Mitgliedern der Versamm-
lung vorher schon groß gewesen, so stiegen sie nunmehr
auf den allerhöchsten Grad. Das Volk verlangte Herrn
Foulon zu sehen — und nun erst erfuhr man, daß nie-
mand wußte, wo Herr Foulon sich befand. Man hatte
zwar erfahren, daß er nach dem Rathhause gebracht wor-
den sey, aber dieses war des Morgens früh, zwischen
vier und fünf Uhr, geschehen; die Mitglieder des Aus-

schusses, welche die Nacht über Sitzung gehalten hatten, waren nach Hause gegangen; wo sie ihn hin gebracht hatten, das wußte man nicht; und es war, unter solchen Umständen, leicht möglich, daß er entwischt seyn konnte. Das Volk auf dem Platze verlangte mit Ungestüm ihn zu sehen, und einige von den Wahlherren durchliefen alle Zimmer des Rathhauses, um ihn aufzusuchen. Endlich fand man ihn in einem Zimmer von vier Mann Stadtsoldaten bewacht. Die Versammlung beschloß nunmehr, die Wuth des Volkes zu dämpfen, und demselben den Herrn Foulon vorzustellen. Vier Wahlherren giengen zu ihm, und baten ihn, sich am Fenster dem Volke zu zeigen. In diesem Augenblicke warf sich der Kammerdiener des Herrn Foulon, welcher mit ihm gefangen worden war, den Wahlherren zu Füßen. „Ist mein Herr strafbar," sagte er weinend, schluchzend und zitternd, „so bin ich wenigstens ganz unschuldig. Trennen Sie mich von ihm, so bald als möglich, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, um Gottes Willen. Wollen Sie aber das nicht thun, und muß ich sterben, so nehmen Sie diesen Beutel und diese Uhr, und schicken Sie dieselben nach meinem Tode meiner Frau." Die Wahlherren gewährten dem Kammerdiener seine Bitte, und trennten ihn sogleich von seinem Herrn. Herr Foulon gieng nun an das Fenster, und zeigte sich dem Volke. Bey seinem Anblicke erschallte der ganze Platz von dem erschütterndsten Freudengeschrey; ein Freudengeschrey, demjenigen gleich, welches die Nordamerikanischen Wilden ausstoßen, wenn sie die Kriegsgefangenen erblicken, und nun schon im Voraus von der Freude und dem Genusse entzückt sind, welchen sie sich von dem langsamen Braten und dem Verzehren dieser unglück-

schen Gefangenen versprechen. Noch zwey Minuten blieb Foulon am Fenster, und nun verwandelte sich plötzlich das helle und laute Freudegeschrey des Pöbels, in ein dumpfes brüllendes Mordgeschrey: „An die Laterne! An die Laterne mit dem Schurken! an die Laterne! Laterne! Laterne!" a). So hallte es von allen Seiten wieder. Wuth und Raserey stiegen auf den höchsten Grad. Die Schranken vor dem Rathhause werden umgeworfen; die Wache wird unter die Füße getreten; in einem Augenblicke füllt der nach Blut dürstende Haufe Hof, Treppe und Versammlungssaal des Rathhauses, an. In dem Saale verlangen sie, fürchterlich schreyend, Herrn Foulon. Herr Moreau de St. Mery hat um einige Augenblicke Stillschweigen, und er erhielt es endlich, aber nach vieler Mühe. Nun sagte Herr Delavoize, einer der Wahlherren: „Jeder Schuldige muß von der Gerechtigkeit gerichtet und bestraft werden; und ich darf hoffen, daß ich unter den Frankreichern, welche mich umgeben, auch nicht einen einzigen Henker erblicke!" Diese Worte schienen einen augenblicklichen Eindruck zu machen. Nun stand Herr Osselin auf, sprach länger, und bewies die Nothwendigkeit, jedes Verbrechen erst untersuchen und richten zu lassen, ehe der Verbrecher hingerichtet würde. Auch diese Rede machte Eindruck, und der Pöbel wurde auf einige Augenblicke ruhiger. Dadurch war schon viel gewonnen; denn die Wahlherren suchten nun das Volk so lange hinzuhalten, bis Herr de la Fayette angekommen seyn würde. Von diesem Helden erwarteten sie alles; und mit Recht. Aber der Held kam nicht, und nun ertönte aufs neue der Saal von dem

---

a) Tolle! Tolle! Tolle!

Geschrey: „Man richte ihn sogleich; man hänge ihn auf!“ Herr Osselin antwortete dem Volke: „Hier sind keine Richter, aber ich will ihn den Richtern übergeben lassen!“ — „Nein! Nein!“ schrien sie alle mit einer Stimme, „sogleich gerichtet und aufgehängt!“ — „Wohlan,“ fuhr Herr Osselin fort, der immer nur Aufschub suchte, „wenn ihr die gewöhnlichen Richter nicht wollt, so wählt euch andere.“

Nun entstand ein dumpfes Gemurmel unter dem Pöbel, welches sich bald in ein verwirrtes Geschrey verwandelte. Einer schrie dieß, sein Nachbar etwas anders; aber die meisten riefen: „Die Wahlherren sollen die Richter wählen!“ „Nein,“ antwortete Herr Osselin, „die Wahlherren haben kein Recht, Richter zu wählen; wählt sie selbst!“ Dieser Vorschlag wurde angenommen. Einige Stimmen ernannten den Priester von St. Etienne du Mont, und einige andere ernannten den Priester von Saint André des Arcs, welcher neben jenem saß. Jetzo schrien alle, mit verdoppelter Wuth: „Nun so richtet dann! Richtet! Richtet!“ — Herr Osselin sagte: zwey oder drey Richter seyen nicht hinlänglich; in einem Kriminalgerichte müßten wenigstens sieben Richter sitzen. Nun wurden auf der Stelle noch vier andere Richter ernannt. Herr Osselin sagte ferner: man müsse auch einen Schreiber haben, um das Urtheil niederzuschreiben. Darauf riefen alle einstimmig: „Sie! Sie! Sie selbst!“ Hierauf sagte er, ein Advokat des Königs müsse die Klage vorbringen. Da riefen einige: „Ist Herr Duveyrier da?“ andere antworteten: „Ja! Ja!“ und nun rief der Haufe: „Er, er soll Kläger seyn!“

Herr Duveyrier stand auf und fragte: „Was

hat Herr Foulon für ein Verbrechen begangen?“ Die Umstehenden antworteten: „Er hat das Volk gedrückt; er hat gesagt, er wolle es noch dahin bringen, daß das Volk Heu fressen müsse; er hat einen Staatsbankerott machen wollen; er ist ein Mitverschworner: er ist ein Kornjude.“

Nachdem nun Richter, Schreiber und Kläger gewählt waren, schrie der Pöbel, in einem neuen Anfalle von Wuth: „Richtet! Richtet! Richtet doch! Um Gottes willen richtet!“ Die beyden zu Richtern gewählten Priester standen auf, und einer von ihnen sagte: „Dies ist ein Kriminalprozeß, und die Gesetze der Kirche verbieten uns, ausdrücklich, in Kriminalsachen Richter zu seyn.“ Diese unbesonnenen Worte, in einem so kritischen Zeitpunkte, zu einem wüthenden Pöbel gesprochen, brachten die Wuth desselben auf den höchsten Grad. Lärm und Tumult waren unbeschreiblich. Einige stampften mit den Füssen vor Zorn und Unwillen; andere schoben das Hemde bis an die Schulter zurück, rollten es auf, hoben den nackten Arm in die Höhe, und machten die Bewegung des Kopfabschlagens. Endlich stürzten sie rasend vorwärts auf die Wahlherren zu; brachen durch die Schranken; hielten, vor Wuth schäumend, die geballte Faust unter die Nase der Wahlherren und sagten: „Ihr treibt euren Spott mit uns, und lasset indessen den Gefangenen entfliehen. Wir wollen ihn sehen! Sogleich! wir wollen ihn sehen!“ und in demselbigen Augenblicke drangen sie vor, um die Thüre des Zimmers einzurennen, in welchem er saß. Die Wahlherren suchten sie zu besänftigen und schlugen vor: vier Personen aus dem Haufen zu ihm hinein zu lassen, wenn diese schwören wollten, ihm kein Leid zu thun. Jeder verlangte einen

von den vieren zu seyn. Endlich standen viere von den nächsten an der Thüre auf Stühle, schwuren den Eid, und wurden in das Zimmer gelassen, in welchem Herr Foulon sich befand.

Jetzo war der Haufe etwas ruhiger geworden. Man schlug vor, an die Stelle der beyden Priester zwey andere Richter zu ernennen. Alle riefen: Bailly und la Fayette an ihre Stelle! Ein Wahlherr sagte: Herr Bailly ist abwesend; man muß ihn erst holen! — „Nein! Nein!" riefen sie wüthend „keinen Aufschub, Moreau de St. Mery an seine Stelle!" — „La Fayette ist auch abwesend" sagte ein anderer Wahlherr „wir wollen warten bis er kommt." Nun gerieth der Pöbel abermals in einen schrecklichen Anfall von Wuth, und schriee ganz rasend: „Nennt einen andern! Geschwind! Ernennt einen andern; ihr selbst!" Die Wahlherren ernannten Herrn Duport du Tertre.

„Den Gefangenen! Den Gefangenen! Den Schurken! Her mit ihm! Bringt ihn! Richtet ihn! Henkt ihn!" so schrieen sie nunmehr wüthend, stampfend und tobend. Nach einer kleinen Pause sagte einer der Wahlherren: „Wohlan! der Gefangene soll hergeführt werden, aber versprecht uns, daß ihr ihn, wenn er hier ist, nicht mißhandeln wollt!" Der Pöbel versprachs, und einige machten, statt der niedergerissenen Schranken eine Kette und stießen diejenigen, welche hinter ihnen waren, zurück, um vor den Wahlherren Platz für Herrn Foulon zu machen. Er wurde aus dem Nebenzimmer in den Saal geführt. Einige aus dem Haufen setzten einen Stuhl auf einen kleinen Tisch und zwangen Herrn Foulon, sich auf diesen Stuhl zu setzen.

Einer von den Wahlherren stellte nun die Nothwendig-

keit vor, erst die Ankunft des Herrn de la Fayette abzuwarten; aber dieser neue Aufschub, vereinigt mit dem Anblicke des Gegenstandes der Rache, brachte den Pöbel in eine solche Wuth, daß die meisten gar nicht mehr sprechen konnten, sondern nur noch gräßlich und krampfhaft ihre Gesichtszüge verstellten, und den Mund verzogen. Umsonst baten die Wahlherren noch um einen kleinen Aufschub; umsonst stellten sie vor, Herr de la Fayette könne nicht lange mehr ausbleiben; umsonst boten sich viere von den Wahlherren dem Volke als Geißeln an und versprachen, mit ihrem Kopfe dafür zu stehen, daß Herr Foulon nicht entwischen solle; alles war vergeblich: der Haufe drängte sich vor, und suchte sich des unglücklichen Schlachtopfers seiner Wuth zu bemächtigen. Der Augenblick war vorhanden, in welchem der Greis von den Händen eines rasenden Haufens in Stücken zerrissen werden sollte, als auf einmal ein lautes Geschrey auf dem Greveplatze die Ankunft des Marquis de la Fayette ankündigte.

Bey der Nennung dieses grossen, ehrwürdigen Namens fuhr der Pöbel erschrocken in sich selbst zurück. In dem Glanze, welchen seine Tugend und seine Seelengröße um sich her verbreitet, stehen alle kleine Leidenschaften beschämt und erschrocken da. Auf allen Seiten machte man Platz, und er kam mitten durch das Gedränge ungedrängt. Aller Augen waren auf ihn, den Helden, gerichtet; das tiefste Stillschweigen herrschte unter der wüthenden Menge; nicht ein Laut ließ sich hören, und in tiefster Ehrfurcht sahen sie, wie er langsam und bedächtlich im Saale vorwärts schritt, sich nach allen Seiten mit Erstaunen umsah, und dann sich neben den [illegible]nten der Versammlung, Herrn Moreau de St.

Mery, setzte. Wahrlich! man darf la Fayette nur sehen, um auf einen Augenblick so groß zu werden, als er selbst ist. Sein edler, erhabener Anstand; seine grosse faltenlose Stirne; sein gerade vor sich hin sehendes Heldenauge; die Freundlichkeit, die Unerschrockenheit, die Kaltblütigkeit und die Seelengröße, die sich in seinen Gesichtszügen zeigen, erheben Jeden, der sich ihm nähert, bis zu ihm selbst hinauf. So triumphirte er auch diesmal; als sie ihn erblickten, da verstummten sie alle.

Bald nachher stand er auf, und sprach eine halbe Stunde lang mit einer Stärke des Ausdrucks; mit einer Feinheit der Wendungen; mit einer so ungeschmückten und so herzenrührenden Beredsamkeit, daß es ein grosser Verlust für die Nachwelt seyn wird, diese Rede nicht ganz zu besitzen. a) Alles, was uns davon übrig geblieben ist, besteht in folgendem Bruchstücke, welches einer von den Zuhörern aus dem Gedächtnisse nachgeschrieben, und welches la Fayette selbst für ächt erkannt hat.

„Ihr kennet mich alle“ sagte er. „Ihr habt mich zu Eurem General erwählt, und diese für mich ehrenvolle Wahl legt mir die Pflicht auf, mit derjenigen Freymüthigkeit und Offenherzigkeit zu Euch zu reden, welche die Grundzüge meines Karakters ausmachen. Ihr wollt, ohne Untersuchung, dem Manne, der hier vor Euch ist, das Leben nehmen: eine solche Ungerechtigkeit würde Euch Schande bringen; sie würde meinen eigenen Karakter beflecken; sie würde alle die Bemühungen beflecken, wel-

---

a) Nam et facundia aderat, mulcendique vulgum artes et auctoritas.

Tacit. Histor. l. 3.

welche ich mir, zu Gunsten der Freyheit, gegeben habe, wenn ich schwach genug wäre, sie zu erlauben. Ich werde sie nicht erlauben, sie nicht zugeben, diese Ungerechtigkeit. Aber ich bin weit entfernt ihn retten zu wollen, wenn er schuldig ist; ich verlange blos allein, daß der Beschluß der Versammlung in Ausübung gebracht werde, und daß man diesen Mann nach dem Gefängnisse bringe, um ihn von demjenigen Gerichtshofe richten zu lassen, welchen die Nation dazu bevollmächtigen wird. Ich verlange Achtung für das Gesetz; das Gesetz, ohne welches keine Freyheit möglich ist; das Gesetz, ohne dessen Beystand ich niemals zu der Revolution der neuen Welt würde beygetragen haben, und ohne welches ich nichts zu derjenigen Revolution beytragen werde, die bey uns jetzo anfängt. Was ich zu Gunsten der gerichtlichen Formen und des Gesetzes sage, ist keinesweges so zu verstehen, als ob es zu Gunsten des Herrn Foulon gesagt sey. In Rücksicht auf Ihn kann ich nicht verdächtig seyn; und vielleicht würde schon allein Dasjenige, was ich über Ihn bey verschiedenen Gelegenheiten gesagt habe, mich des Rechts berauben, sein Richter zu seyn. Aber, je gegründeter der Verdacht ist, daß Er schuldig sey, desto wichtiger ist es, daß, in Rücksicht auf Ihn, die gerichtliche Form beobachtet werde: sey es, um seine Bestrafung desto feyerlicher zu machen, oder um Ihn gerichtlich auszufragen und aus seinem eigenen Munde zu erfahren, wer seine Mitschuldigen sind. Dem zufolge will ich jetzo Befehl geben, daß Er nach dem Gefängniße der Abtey St. Germain geführt werde."

Diese Rede machte auf Diejenigen, welche nahe genug waren, um dieselbe ganz hören und verstehen zu können, einen tiefen Eindruck. Die Umstehenden verlang-

ten, daß Foulon sogleich nach dem Gefängnisse geführt werden solle. Sogar unter denen, welche der Haufe dem Herrn Foulon zu Wächtern gegeben hatte, standen zwey auf den Tisch und sagten: man müsse ihn nach dem Gefängnisse bringen. Aber am andern Ende des Saals waren die Gemüther noch nicht besänftigt. Vielmehr schrieen sie wüthend den beyden Personen, welche auf dem Tische standen, zu: „Herab! Herab! Herab!“ und die beyden Männer sahen sich genöthigt, herunter zu steigen und zu schweigen.

Herr Foulon, welcher durch die Rede des Herrn la Fayette Muth bekommen hatte, stand auf und wollte sprechen. Von dem, was er sagte, konnte man nichts verstehen, als die Worte: „Verehrungswürdige Versammlung! Gerechtes und großmüthiges Volk! Uebrigens befinde ich mich ja mitten unter meinen Mitbürgern und fürchte daher nichts.“

Diese Anrede that eine sehr widrige Wirkung auf das Volk und erbitterte die Gemüther nur noch mehr. Schon ließ sich wiederum im Saale die Rachsucht in einem leisen Gemurmel hören, welches allmählig in ein lautes Mordgeschrey übergieng. Und als in eben diesem Augenblicke der ganze Greveplatz von einem wüthenden Rufen: „Foulon! Foulon! wir wollen Foulon!“ widerhallte, und man dieses Rufen in dem Versammlungssaale deutlich hören konnte, so verlor auch hier der Pöbel abermals alle Besinnung. Seine Wuth stieg, und als sich endlich einige wohlgekleidete Personen in den Saal drängten, das Volk aufwiegelten, und demselben empfahlen strenge zu seyn: da wurde die Raserey des Pöbels wieder eben so groß, als sie eine halbe Stunde vorher gewesen war. Ein sehr wohlgekleideter Mann drängte sich durch das

Volk, bis vorne hin zu dem Tische, auf welchem der Stuhl stand, auf dem Foulon saß. Er schlug mit geballter Faust auf den Tisch, und schrie mit konvulsivisch verzogenen Gesichtszügen dem Herrn de la Fayette entgegen: „Richten? Richten? Ists denn nöthig, einen Mann noch zu richten, der schon seit 30 Jahren gerichtet ist?“

La Fayette trat nun auf, und hielt eine neue Anrede. Auch diesmal gelang es ihm, das Volk zu besänftigen. Aber bald entstand ein neuer Sturm; und in einem neuen Anfalle von Wuth drängte sich der Pöbel abermals vor. La Fayette sprach wieder, und wiederum wurde es ruhig. Nun fiengen die Wahlherren schon an zu hoffen, daß es ihnen doch noch gelingen werde, Herrn Foulon der Wuth des Volkes zu entziehen, aber ein neuer, unerwarteter Vorfall vereitelte ihre Hoffnung. Ein Geschrey lauter, schrecklicher, durchdringender und anhaltender, als es noch nie vorher gewesen war, wurde von dem Greveplatze her gehört; und es breitete sich bald von da bis in den Saal des Rathhauses fort. „Das Palais Royal“ rief man „und die Vorstadt St. Antoine sind gekommen, um den Gefangenen abzuholen.“ Der Greveplatz, die Treppe und alle übrigen Zugänge des Rathhauses ertönten von einem gräßlichen Geschrey, welches immer näher und näher kam. Ein neuer Haufe stürzt sich in den Saal, drängt den Haufen, mit welchem derselbe schon angefüllt ist, vor sich her, gegen die Wahlherren und gegen den Stuhl zu, auf welchem Foulon sitzt. Schon wankt der Stuhl; jetzt wird er umgeworfen; der Greis fällt über den Tisch herunter auf die Erde; der Pöbel bemächtigt sich seiner, und schleppt ihn weg; la Fayette steht auf und ruft überlaut: „Man führe ihn

ins Gefängniß!“ Der Saal ist leer; aber nach wenigen Minuten füllt er sich wiederum an, und Foulon ist nicht mehr. Zweymal hieng ihn der Pöbel an den Strick der Laterne, zweymal riß der Strick, zweymal bat der Greis auf den Knieen um sein Leben; umsonst: die Mörder fielen über ihn her, schlugen und stachen ihn todt; schnitten ihm mit Messern den Kopf ab, und trugen denselben mit eingeschlagenen Augen, platt gedrückter Nase, und einer Handvoll Heu im Munde, auf eine Stange gesteckt, durch alle Strassen der Hauptstadt. Ein Tischlergeselle brachte auf das Rathhaus Foulons Schuhe, seine silbernen Schnallen und seine goldene Dose. Ein anderer brachte seinen Hut, seine zwey kostbaren goldenen Uhren, seine Riechfläschchen und seinen reichlich mit Golde versehenen Beutel. Foulon wurde nicht umgebracht, um ihn zu berauben: er ward einer gerechten Rache aufgeopfert!

Indessen trat ein wohlgekleideter Mann in den Saal, welcher sagte: wahrscheinlich habe Herr Etienne de la Riviere den Befehl der Versammlung, daß er seinen Gefangenen heute nicht nach Paris bringen solle, nicht erhalten; denn er nähere sich der Hauptstadt, und man habe ihn zu Bourget gesehen, wo er angehalten habe, um zu Mittage zu essen. Die Versammlung war über diese Nachricht erschrocken, sie sah die Nothwendigkeit ein, Herrn Berthier zur Zeit einer solchen Gährung nicht nach Paris kommen zu lassen; und daher sandte dieselbe auf der Stelle einen Eilboten dem Herrn Etienne de la Riviere entgegen, um ihn zu bitten, daß er mit Herrn Berthier die Nacht über zu Bourget zubringen möge. Die Versammlung beschäftigte sich nun noch eine Zeitlang mit Berathschlagungen, welche die Polizey der Hauptstadt betrafen. Aber diese Berathschlagungen wur-

den durch die [illegible]unft des Herrn la Presle unterbrochen, welcher zugleich mit Herrn Etienne de la Riviere von der Nationalversammlung abgesandt worden war, um sich der Person des Herrn Berthier zu bemächtigen. „Wir haben“ sagte er „den Befehl erhalten, zu Bourget zu bleiben, aber es war unmöglich, denselben zu befolgen. Zu den 240 Reutern, welche uns auf Befehl der Versammlung begleiteten, haben sich zu Senlis und auf dem Wege noch wenigstens 600 andere Reuter gesellt. Diese wollten auf keine Weise zugeben, daß der Wagen zu Bourget bleibe. Der Weg von diesem Dorfe bis nach Paris ist mit einer unzählbaren Menge Menschen bedeckt, welche alle in heftiger Leidenschaft sind. Nur mit der allergrösten Mühe haben wir zu verschiedenenmalen den Herrn Berthier vor den Streichen geschützt, welche gegen ihn gerichtet waren, vorzüglich vor den Streichen der Reuter, die sich mit seiner Wache vereinigt haben. Alle Bemühungen, ihn zu verhindern nach Paris zu kommen, würden vergeblich seyn.“

Die Versammlung, um endlich noch das letzte Mittel anzuwenden, welches in ihrer Macht war, sandte sogleich einen Eilboten dem Herrn de la Riviere entgegen, mit dem Befehle, Herrn Berthier nicht nach dem Rathhause, sondern nach der Abtey St. Germain ins Gefängniß zu bringen. Gegen 9 Uhr des Abends unterbrach ein fürchterliches Geschrey, welches aus der Ferne her kam, und immer gräßlicher ward, jemehr es sich dem Greveplatze näherte, abermals die Berathschlagungen der Versammlung. Der rasende Pöbel bricht mit Heulen und Schreyen durch die Schranken; wirft die zahlreiche Wache über den Haufen; stürzt die Treppen des Rathhauses hinan; in den Saal hinein und ruft mit wildem Jauch-

zen: „Berthier! Berthier! wir bringen Berthier!“ Herr la Fayette ließ auf der Stelle eine zahlreiche Wache ins Gewehr treten, und besetzte den Hof des Rathhauses und die Treppe von oben bis unten mit Bürgersoldaten, welche mit aufgepflanztem Bajonette Wache hielten. Jetzo kam der Eilbote zurück, der abgesandt worden war, um Herrn de la Riviere den Befehl zu überbringen, daß er Herrn Berthier nach der Abtey St. Germain führen solle. „Ich habe die Chaise“ sagte er „bey dem Thore St. Martin angetroffen, aber die ungeheure Menge Volks, mit welcher dieselbe umgeben war, hat mich verhindert durchzudringen und den Befehl zu überreichen.“ Wenige Augenblicke nachher erscheint Herr Etienne de la Riviere im Saale und sagt: „Ich habe den mir gegebenen Auftrag ausgeführt, aber mit einer Beschwerlichkeit, die sich nicht beschreiben läßt. Die zahlreiche Wache, mit welcher ich umgeben war, hat mir nichts geholfen. Herr Berthier ist nunmehr hier auf dem Rathhause, ich habe ihn mitten durch ein unermeßliches, wüthendes, rasendes und tobendes Volk glücklich hieher gebracht. Er ist mit einer Wache im Nebenzimmer und soll hier hereingebracht werden, wenn Sie es befehlen.“ Die Versammlung beschloß, daß Herr Berthier sogleich hereingeführt werden solle. Herr Etienne de la Riviere gieng heraus, um den Gefangenen zu holen, und während dieser Zeit befahl la Fayette, daß einige Soldaten hereinkommen sollten. Sie kamen, aber der Pöbel stieß sie zurück, und wollte sie nicht vorlassen. La Fayette befahl abermals, und so kamen denn endlich die Soldaten an das Ende des Saals, an welchem die Wahlherren saßen. La Fayette ließ die Soldaten einen Halbzirkel formiren und befahl ihnen, über die persönliche Sicher-

heit des Gefangenen zu wachen. Einige Minuten nachher kam Herr Etienne de la Riviere mit Herrn Berthier, begleitet von einer zahlreichen Wache, herein. Herr Bailly redete den Gefangenen an: „Haben Sie etwas zu sagen?“ — „Ich werde mich rechtfertigen“ antwortete Berthier „sobald ich weis, worüber ich angeklagt bin.“

Bailly. Was haben Sie seit dem zwölften dieses Monats gethan?

Berthier. Bey dem Ausbruche der Unruhen hielt ich es für nöthig, mich nach Versailles zu begeben. Mittwochs, am 15ten habe ich um Mitternacht Versailles verlassen. Geschäfte meines Ministeriums verlangten meine Gegenwart zu Mantes und zu Meulan; ich reiste dahin, gieng nachher von da nach Meaux, um die Kosten für den Rückzug der Truppen zu bezahlen, und verließ diesen Ort am vergangenen Freytage, um nach Soissons zu reisen, zu meiner Tochter, in deren Hause ich zu Abend speißte und die Nacht zubrachte. Am Sonnabend früh verließ ich sie und gieng nach Kompiegne. Kaum war ich in dieser Stadt angekommen, als mich zwey Männer gefangen nahmen, welche vorgaben, sie hätten Befehl sich meiner zu bemächtigen, sie möchten mich auch antreffen, wo sie wollten.

Bailly. Wo sind Ihre Papiere?

Berthier. Ich habe keine Papiere bey mir, außer einer Visitenkarte (er zog dieselbe aus der Tasche). Die Papiere, welche zu meiner Administration gehören, werden sich in der dazu gehörigen Kanzley finden. Ich habe nichts mit mir genommen, als meine Brieftasche, und diese hat mein Kammerdiener in Verwahrung. Ich bat ihn, dieselbe dem Herrn Intendanten von Soissons zu

übergeben, und habe übrigens nicht erfahren, wo dieser Kammerdiener hingekommen ist. Ich bitte recht sehr, daß man mir die Erlaubniß geben möge, auszuruhen. Ich bin abgemattet; denn ich habe in drey bis vier Nächten kein Auge zugethan, weil ich zu Kompiegne von 12 Mann bewacht war, die alle in meinem Schlafzimmer die Nacht zubrachten.

Bailly. Herr de la Riviere lesen Sie uns das Protokoll des Bürgerraths der Stadt Kompiegne, wegen Uebergebung des Herrn Berthier in ihre Hände, vor.

Herr Etienne de la Riviere las eine Abschrift dieses Protokolls vor, und während der Vorlesung erschallte ein wildes Mordgeschrey von dem Greveplatze her. Das Volk verlangte nicht blos Herrn Berthier; seine Wuth und Raserey brach auch in Verwünschungen gegen die Wahlherren aus, von denen man behauptete: daß sie so lange zögerten, weil sie gerne Herrn Berthier der gerechten Rache des Volks entziehen und ihn entwischen lassen wollten. Sie seyen, hieß es, alle Aristokraten, selbst nicht besser, als Berthier: und das beste Mittel, um die Ruhe herzustellen, würde seyn, sie alle noch diesen Abend aufzuhängen. Ein neuer, rasender Haufe dringt, durch diese Reden aufgewiegelt, mit Gewalt in das Rathhaus; wirft auf der Treppe die zahlreichen Wachen auf die Seite, ohne daß diese es wagen, Widerstand zu thun; stürzt in den Versammlungssaal; stößt den Haufen, welcher den Saal ausfüllt, vor sich hin, auf die Soldaten, auf den Gefangenen und auf die Wahlherren zu; und schreyt, mit gräßlichem Geheule: „Fort! Fort! macht, daß ihr fertig werdet! Man kommt! Man stürmt das Rathhaus! . . . Das Palais Royal! . . . Die Vorstadt St. Antoine! . . . Fort! Fort!

keinen Aufschub!" Herr Bailly fragte: ob die Versammlung, zufolge ihres am Vormittage gefaßten Beschlusses, wolle, daß Herr Berthier sogleich nach dem Gefängnisse der Abtey St. Germain geführt werden solle? Die Versammlung blieb bey diesem Entschlusse und Herr Bailly gab den Befehl dazu. Die Wache nahm Herrn Berthier in die Mitte, und führte ihn ohne Widerstand durch den Saal. Aber kaum war er aus den Augen der Wahlherren, als auch schon die traurige Bothschaft zurück kam: der Pöbel habe sich mit Gewalt des Herrn Berthier bemächtigt, und ihn mit tausend Stichen, Stössen und Schlägen umgebracht; er habe sich beynahe eine Minute lang, gegen den ganzen Haufen gewehrt, sey aber endlich der Menge untergelegen. Diese Nachricht war noch kaum angekommen, als schon ein Kerl in einer Dragoneruniform in den Saal trat. Er hatte in der Hand ein blutiges Stück Fleisch, mit welchem er sich dem Tische näherte, hinter welchem die Wahlherren saßen, wobey er triumphirend ausrief: „Hier ist Berthiers Herz! Hier ist Berthiers Herz." Es war das noch blutende, noch schlagende Herz des unglücklichen Mannes, welcher, noch kurz vorher, sich mit so vieler Würde und Standhaftigkeit vertheidigt hatte!

Die Wahlherren wurden bey diesem Anblicke mit Schrecken und mit Grausen erfüllt. Ein kalter Schauder überlief sie, und sie hatten den Gebrauch der Sprache verloren. Sie gaben dem Unmenschen durch Zeichen zu verstehen, daß er sich wegbegeben möge. Er gieng, und ihm folgte das Volk jauchzend und jubelnd nach. Er steckte das Herz auf die Spitze seines Säbels, und trug dasselbe durch die Strassen von Paris. Der Pöbel tanzte vor, neben und hinter ihm her, und sang mit kanniba-

lischer Ironie, welche die Seele bis in das Innerste er-
schütterte: das bekannte Lied: Il n'est point de fête,
quand le coeur n'en est pas!

Bald kamen einige Andere in den Versammlungssaal,
welche sagten, man bringe Berthiers Kopf. Der Mar-
quis de la Fayette bat: sie möchten dem Volke sagen, die
Versammlung sey mit Berathschlagung über wichtige
Dinge beschäftigt, und wünsche, nicht unterbrochen zu
werden; und so wurde dann Berthiers Kopf nicht in den
Saal gebracht. Der Pöbel steckte denselben auf eine
Stange, und trug ihn, mit dem seines Schwiegervaters,
durch die Strassen von Paris. Berthier hinterließ eine
Frau und acht wohlerzogene Kinder.

Die Nacht vom 22ten auf den 23ten Julius war ruhig.
Am 23ten Julius (Donnerstags) erschien Herr Etienne
de la Riviere auf dem Rathhause vor den Wahlher-
ren: „Der Lärm" sagte er „war gestern zu groß, als
daß es mir möglich gewesen wäre, der Versammlung
von dem traurigen Auftrage, welchen wir beyde, Herr
la Presle und ich, von der Versammlung erhalten ha-
ben, Bericht abzustatten. Das tragische Ende dieser
Begebenheit legt uns nun um destomehr die Pflicht auf,
in Erzählung alles dessen, was uns gestern wiederfahren
ist, recht pünktlich und genau zu seyn. Wir verließen Pa-
ris in der Nacht vom Montage auf den Dienstag, um
zwey Uhr des Morgens. Die 240 Reiter, welche uns,
auf Befehl der Versammlung, begleiten sollten, haben
uns, unter der Anführung des Chevalier d'Ermigny,
um 10 Uhr zu Senlis eingeholt. Der Chevalier ließ ei-
nen Theil dieser Truppen zu Senlis liegen und setzte mit
den übrigen seine Reise fort, bis nach Verberie, drey
Stunden vor Kompiegne, wo er seine Leute zurück ließ.

Von diesem Orte bis nach Kompiegne reisten wir ohne Begleitung. Wir wurden von der Bürgermiliz eingeholt und nach dem Rathhause gebracht. Der Bürgerrath nahm uns sehr wohl auf, und wir wurden in das Zimmer geführt, in welchem sich Herr Berthier befand. Es war zwey Uhr des Morgens, und wir trafen ihn im Bette an, mit 24 Mann Wache umgeben. Ich sagte ihm, was ich für einen Auftrag hätte. Er antwortete: er würde sich zur Abreise bereit machen. Um drey Uhr stieg er mit dem Chevalier d'Ermigny in eine Postchaise. Die Bürgermiliz von Kompiegne umgab den Wagen, und brachte denselben bis nach der ersten Poststation. Ich war voraus gefahren und hatte dem Detaschement zu Verberie von der Ankunft des Herrn Berthier Nachricht gegeben. Sie saßen auf und erwarteten seine Ankunft. Wir hatten uns vorgenommen, zu Senlis stille zu halten, zu essen und die Pferde zu füttern; aber wir fanden an diesem Orte die Gährung so groß, daß wir, ohne anzuhalten, unsere Reise weiter fortsetzten. Von Senlis schickten wir indessen einen Eilbothen, mit einer Abschrift des Protokolls, wegen Uebergabe des Gefangenen zu Kompiegne, an Sie ab. Gegen Mittag kamen wir nach Louvres und hielten an. Herr Berthier wurde in ein Zimmer geführt; und der Chevalier d'Ermigny wandte alles an, was die Klugheit erforderte, um ihn vor Beleidigung sicher zu stellen. Unsere von Paris mitgenommene Wache hatte, seitdem wir durch Senlis gekommen waren, beträchtlich zugenommen. Eine Menge Männer zu Pferde hatten sich mit ihr vereinigt und zu Louvres nahm die Anzahl noch mehr zu. Wir erwarteten die Rückkunft des Eilbothen, welchen wir von Senlis aus an Sie geschickt hatten, und Herr d'Ermigny

erwartete ebenfalls die Rückkunft eines Eilbothen, welchen er an Herrn de la Fayette gesandt hatte. Um zwey Uhr Nachmittags hörten wir ein schreckliches Geschrey im Hofe des Wirthshauses, in welchem wir uns befanden. Bewaffnete Kerls riefen uns zu: wir sollten nicht so lange zaudern, sondern eilen, damit wir noch bey Tage zu Paris ankommen möchten. Einige von ihnen kamen herauf in das Zimmer, in welchem sich Herr Berthier befand, und nöthigten ihn, herunter zu kommen und abzureisen. Als er in der Postchaise saß, zerbrach der Pöbel die Jalousieläden derselben, um ihn besser sehen zu kennen. Sein Leben war in der größten Gefahr, und diese Gefahr wurde alle Augenblicke dringender. Herr de la Bresle und ich hielten es für unsere Pflicht, diese Gefahr mit ihm zu theilen, und Herr de la Bresle erlaubte mir, aber nur aus Freundschaft, die Sorge für den Mann, welchen Sie und der Bürgerrath von Kompiegne uns anvertraut hatten, allein zu übernehmen. Ich stieg in die Chaise des Herrn Berthier und setzte mich neben ihn. Er halte sich an meiner Seite, sagte er, für vollkommen sicher. Herr d'Ermigny gab uns, um die Chaise, eine Wache von Leuten, auf welche er sich verlassen konnte, und der Eifer und Muth derselben verdienen meinen wärmsten Dank. Ihre Sorgfalt und ihre thätige Wachsamkeit konnten aber dennoch nicht verhindern, daß nicht ein unzählbares Volk Flüche und Verwünschungen gegen Herrn Berthier ausgestossen hätte. Sehr viele ließen mir durch die Wache schlechtes Brod übergeben und sagten: Herr Berthier sey Schuld an alle dem Elende und dem Unglücke, über welches sie klagten. Eine halbe Stunde von Louvres näherte sich uns ein Reiter mit gezücktem Säbel, und suchte durch die Wache

bis zu uns durchzudringen. Seine Augen blitzten, und er war im Begriffe, Herrn Berthier zu durchstechen. Ich legte mich mit meinem ganzen Körper über Herrn Berthier und sagte dem Manne: seine Streiche würden Herrn Berthier nicht eher treffen, als bis sie mich selbst getroffen hätten. Man entfernte ihn endlich. Der Haufe der Reiter um uns her nahm indessen immer mehr und mehr zu. Herr d'Ermigny gab Befehle, aber diese Befehle wurden nicht befolgt. Hierauf begab er sich in die Mitte und begnügte sich damit, diejenigen Reuter zu kommandiren, welche zunächst die Chaise umgaben, und darüber zu wachen, daß sich Niemand derselben zu sehr nähern möchte."

„Wir waren nun schon seit mehr als einer Stunde auf dem Wege, seitdem wir Louvres verlassen hatten, als der Kurier, welchen ich des Vormittags abgesandt hatte, mir einen Brief des Herrn Bailly überbrachte, in welchem der Herr Maire mir sagte: Herr la Fayette und Er hielten für gut, daß Herr Berthier bey Tage ankommen solle, um dem Volke keine Ursache zum Mißtrauen zu geben; dem zufolge würde es besser seyn, den Herrn Berthier die Nacht zu Bourget zubringen zu lassen, um an dem folgenden Tage, gegen 9 Uhr des Morgens, zu Paris anzukommen; Herr de la Fayette würde die nöthigen Befehle geben, damit die Sicherheit des Gefangenen keine Gefahr laufe, und damit er nach der Abtey St. Germain ins Gefängniß gebracht werden könne. Ich steckte den Brief in die Tasche. Herr Berthier, welcher bis dahin mit vielem Zutrauen sich mit mir unterredet hatte, that verschiedene Fragen an mich. Ich fürchtete ihn zu betrüben und wich daher seinen Fragen aus. Meine Antworten schienen ihm nicht genugthuend, und ich be-

merkte, daß er unruhig wurde. Um ihm die Angst zu benehmen, in welcher ich ihn sah, gab ich ihm den Brief des Herrn Bailly. Nachdem er denselben gelesen hatte, nahm er seine vorige heitere Miene wiederum an. Ich bitte Sie, sagte er zu mir, dem Herrn Bailly und der Versammlung in meinem Namen wegen der Bemühungen zu danken, welche sie sich geben, um mir Gelegenheit zu verschaffen, mich zu rechtfertigen, und mich der blinden Wuth des Volkes, welches mich anklagt, zu entziehen.

„Viele Stimmen aus dem Haufen riefen mir zu, ich sollte aussteigen. Herr Berthier, welcher einige von ihnen mit Flinten bewaffnet sah, und bemerkte, daß sie auf uns anschlugen, bat mich, ich möchte ihn allein der Gefahr ausgesetzt lassen. Er war nur um mich besorgt, er vergaß sich selbst, und er bat mich, der gegen ihn bewaffneten Wuth des Volkes nachzugeben. Aber je grösser die Gefahr wurde, desto mehr gebot mir die Pflicht, ihn nicht zu verlassen. Ich blieb daher in der Chaise bey Herrn Berthier. Gegen 6 Uhr Abends kamen wir zu Bourget an. Ich wollte den mir gegebenen Befehl ausführen, und Herrn Berthier aussteigen lassen. Einige Personen, wahrscheinlich solche, denen der Befehl bekannt war, verhinderten uns, bey dem Posthause vorzufahren, und nöthigten den Postillion, von Louvres bis nach Paris zu kommen, ohne daß sie ihm erlauben wollten, Pferde zu wechseln. Der Zusammenfluß des Pariser Volks war hier ungeheuer; beyde Seiten des Weges waren mit einer unzählbaren Menge bedeckt. Eine halbe Stunde ausser Bourget kam uns ein Haufe bewaffneten Volkes entgegen, welches ein Mann in Uniform anführte. Er suchte die Wache zu Pferde, die unsere Chaise um-

geb, zu entfernen, und sich mit seinem Haufen der Chaise zu nähern; aber die Reuter, die uns bisher umgeben hatten, wollten ihren Posten nicht verlassen, sondern nöthigten den Haufen, sich zu entfernen. Um die Wuth des Volkes zu besänftigen, bat mich Herr Berthier, ihm die Cokarde zu leihen, welche ich an meinem Hute trug. Ich gab ihm dieselbe, und er befestigte sie an dem seinigen. Aber in demselbigen Augenblicke war auch diese Kokarde weggenommen und in Stücken zerrissen. Ein Unbekannter kam zu der linken Seite des Wagens, bot mir eine andere Kokarde an und bat mich, dieselbe nicht wegzugeben."

„Ungefähr eine Stunde von Villette wurde das Mordgeschrey des Volkes, welches schon bis hieher sehr stark gewesen war, zum Entsetzen heftig. Man verlangte: Herr Berthier solle auf einen Karren steigen, welcher ganz mit Tafeln behängt war, an denen allerhand Aufschriften geschrieben waren. Ich gab dieses nicht zu, und die Wache, welche uns umringte, stand mir muthig und eifrig bey. Nun verlangte das Volk, der obere Theil der Chaise solle zurückgelegt werden. Ich widerstand lange, endlich aber gab ich nach, und zwar vorzüglich deswegen, weil ich hörte, das Thor St. Martin sey zugeschlossen, und vor demselben stehe ein anderer Karren, auf welchen man Herrn Berthier zu steigen nöthigen wolle. Ich stieg aus der Chaise, mit Herrn Berthier, und in einem Augenblicke war der obere Theil ganz weggerissen. Sobald Herr Berthier ausgestiegen war, faßten ihn zwey Reuter beym Hemdekragen. Ich ward über diese Gewaltthätigkeit sehr unwillig und nöthigte die Reuter, sich zurück zu ziehen. Nun fiel ein sehr heftiger Regen, und dabey fieng das schreckliche Geschrey von neuem an. Man

wollte mich zwingen, meinen Hut aufzusetzen; da ich aber gute Gründe hatte, es nicht zu thun, so erfüllte ich diesen Wunsch des Volkes nicht. Jemehr wir uns Paris näherten, desto ungeheurer wurde die Menge, welche uns umgab. Einige riefen, man solle Herrn Berthier aufhenken; andere, man solle ihn umbringen; noch andere, man solle ihm den Kopf abschlagen; einige klagten ihn an und schrieen: er sey ein Kornjude. Bey dieser Beschuldigung sagte Herr Berthier zu einem Dragoner, welcher neben der Chaise her ritt: „Ich schwöre Ihnen zu, daß ich in meinem ganzen Leben niemals weder Korn gekauft, noch verkauft habe!" Während er diese Worte sagte, rief das Volk: „Der Bösewicht, er wagt es, noch zu lachen!" In der Straße St. Martin sah ich, daß man durchs Gedränge einen, auf eine Stange gesteckten Kopf brachte, und sich mit demselben der Chaise zu nähern suchte. Es war der Kopf des Herrn Foulon. Um zu verhindern, daß Herr Berthier denselben nicht sehen möge, drehete ich ihm schnell den Kopf gegen die andere Seite der Straße zu. Er fragte mich, warum ich ihn so schnell umgedreht hätte, und was das gewesen wäre, was man ihm hätte bringen wollen? Ich antwortete: es sey Delaunays Kopf gewesen. Bey der Kirche Saint Mery, sagte Herr Berthier: „Ich würde die Schmach, deren Gegenstand ich jetzo bin, für die gröste halten, welche noch irgend Jemand ausgestanden hat: wenn nicht Christus noch schrecklicher gelitten hätte; aber Er war Gott und ich bin nur ein Mensch!" Um 8 Uhr Abends sind wir endlich unten an der Treppe des Rathhauses angekommen."

Nachdem Herr de la Riviere seine Erzählung geendigt hatte, sagte Herr Moreau de St. Mery: der Marquis

quis de la Fayette, äusserst betrübt über die gräßlichen Auftritte, welche an dem vorigen Abende vor seinen Augen und gegen seinen Willen vorgefallen seyen, habe sich entschlossen, seine Stelle als Kommandant der Bürgermiliz niederzulegen, und daher habe er an Herrn Bailly folgenden Brief geschrieben:

„Mein Herr.“

„Seitdem ich durch das Zutrauen meiner Mitbürger zum Militairkommando der Hauptstadt berufen worden bin, habe ich nicht aufgehört, zu erklären: daß bey den gegenwärtigen Umständen dieses Zutrauen, wenn es nützlich werden solle, nothwendig ganz und unumschränkt seyn müsse. Ich habe ohne Aufhören dem Volke gesagt, daß, so sehr ich auch bis zum letzten Hauche meines Lebens seinem Wohl ergeben sey, so unfähig sey ich dennoch, seine Gunst durch eine ungerechte Gefälligkeit erkaufen zu wollen. Sie wissen, mein Herr, daß von den beyden Männern, welche gestern umgekommen sind, der eine einer Wache übergeben, und der andere durch unsere Truppen hieher geführt worden war, und daß beyde bestimmt waren, durch einen förmlichen Prozeß, von dem Zivilgerichte gerichtet zu werden. Dieses war das Mittel, die Gerechtigkeit zu befriedigen, die Mitschuldigen zu erfahren, und das feyerliche Versprechen zu erfüllen, welches alle Bürger des Staats der Nationalversammlung und dem Könige gethan haben. Das Volk hat meinem Rathe nicht gefolgt; und derjenige Tag, an dem es mir das Zutrauen versagt, welches es mir versprochen hatte, muß auch derjenige seyn, an dem ich, wie ich es im Voraus angekündigt hatte, die Stelle aufgebe, in welcher ich ferner keinen Nutzen mehr stiften kann. Ich bin u. s. w.“

Eine Abschrift dieses Briefes hatte la Fayette an alle 60 Distrikte der Stadt Paris gesandt, eingeschlossen in einen andern Brief, folgenden Inhalts:

„Meine Herren."

„Ich habe die Ehre, Ihnen die Abschrift eines Briefes zu übersenden, den mein Gewissen und die Zartheit meines Ehrgefühls mich genöthigt haben, an den Herrn Maire zu schreiben. Für den heutigen Tag habe ich alle Vorsicht angewandt, die von mir abhängt, und ich ersuche Sie, mit der grösten Sorgfalt über alles zu wachen, was die Ruhe ihres Distrikts versichern kann. Erlauben Sie mir, für Ihre Güte Ihnen meinen lebhaftesten Dank und meinen Eifer für Ihre Wohlfahrt anzubieten. Vermöge dieser Gesinnungen würde ich mir der Stelle, welche Sie mir auftrugen, ganz gewidmet haben, wenn ich nicht die Mittel verloren hätte, es auf eine nützliche Weise thun zu können. Ich bin u. s. w."

„N. S. Ich ersuche Sie, meine Herren, es nicht länger anstehen zu lassen, mich mir selbst wieder zu schenken und sich ohne Aufschub mit einer neuen Wahl zu beschäftigen."

Bey Anhörung dieser Nachricht war die Versammlung erschrocken und bestürzt; alle Mitglieder derselben standen zu gleicher Zeit auf, und giengen, angeführt von ihrem Präsidenten, in ein Nebenzimmer, in welchem Herr la Fayette mit einigen Anordnungen zu Verproviantirung der Stadt beschäftigt war. Sie umgaben ihn, und alle sagten ihm zu gleicher Zeit: das Wohl der Stadt hänge davon ab, daß er seine Stelle nicht aufgebe. La Fayette antwortete: „Das öffentliche Wohl selbst scheint zu verlangen, daß ich mich zurückziehe. Die blutigen und ungesetzmäßigen Hinrichtungen des gestrigen Abends, und

die Unmöglichkeit, welche ich fand, dieselben zu verhindern, haben mir deutlich genug bewiesen, daß ich nicht der Gegenstand des allgemeinen Zutrauens sey; und daß ich nicht dasjenige Ansehen besitze, welches allein die größten Unordnungen zu verhüten, oder dieselben zu unterdrücken im Stande ist, und welches das Zutrauen allein geben kann. Der rührende Schritt, den die Versammlung der Wahlherren gethan hat, soll meinen Entschluß noch um einige Zeit aufschieben, und ich verspreche, heute Abend um 6 Uhr nach der Versammlung zu kommen, um daselbst mit den Wahlherren mich zu berathschlagen, was bey der gegenwärtigen Lage der Sachen zu dem allgemeinen Besten, welches immer mein erstes Gesetz bleiben wird, zu thun sey."

Hierauf schrieb Herr Bailly einen Brief an die Distrikte von Paris, in welchem er verlangte: jeder Distrikt solle zwey Abgesandte nach dem Rathhause senden. Diese 120 Abgesandte würden unter seinem Vorsitze eine Versammlung ausmachen, welche den Bürgerrath der Hauptstadt vorstellen solle, so lange, bis ein solcher Bürgerrath gewählt werden könne. Die Versammlung der Wahlherren erklärte zu gleicher Zeit den Distrikten, daß: obgleich sie jetzo, nothgedrungen, noch fortfahre, die Stelle eines Bürgerraths zu vertreten, welche Stelle sie in den gegenwärtigen Umständen zu übernehmen für Pflicht gehalten habe, sie dennoch aufhören würde, diese Macht auszuüben, sobald alle Distrikte, zufolge des Briefes des Herrn Maire, ihre Abgesandte gewählt hätten, um vorläufig einen Bürgerrath auszumachen. Die Versammlung schätze sich glücklich, Gelegenheit gehabt zu haben, dem Vaterlande einige Beweise ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit an dasselbe geben zu können.

In diesen ersten Tagen der sogenannten Freyheit, welche aber eigentlich Gesetzlosigkeit und Ausgelassenheit war, wurde die neue Lage der Dinge von keiner Klasse von Menschen mehr gemißbraucht, als von den Schriftstellern. Nicht nur gaben sie die gröbsten Unwahrheiten mit unverschämter Dreistigkeit für Wahrheiten aus; nicht nur wiegelten sie das Volk zum Aufruhr und zum Morde auf; nicht nur suchten sie alle, welche von Parteygeist frey, und rechtschaffen waren, verdächtig zu machen; nicht nur schrieben sie die schändlichsten Pasquille ohne Namen: sondern sie wagten es sogar, falsche, untergeschobene Befehle des Königs, der Nationalversammlung und der Wahlherren, auf die gewöhnliche Weise unterzeichnet, zu schreiben, zu drucken, und an den Ecken der Strassen anschlagen zu lassen. Um diesem schriftstellerschen Unfuge einigermassen Einhalt zu thun, hielt es die Versammlung für nöthig, gleich in den ersten Tagen der Freyheit, die Preßfreyheit einzuschränken: sie beschloß: „daß alle Buchdrucker, Buchhändler und Buchverkäufer angehalten werden sollten, künftig nur authentische Neuigkeiten zu drucken, zu verkaufen und auszutheilen, und daß dieser Beschluß an allen Ecken der Strassen angeschlagen werden solle.“

Um sechs Uhr des Abends kam Herr la Fayette wiederum zurück, wie er versprochen hatte, und sagte: einige Distrikte hätten schon zu ihm gesandt und auf seinen Brief geantwortet: sie vereinigten sich, ihm ihre Betrübniß über seinen Verlust zu bezeigen, und ihn zu bitten, den ehrenvollen Posten, zu welchem ihn der Wunsch seiner Mitbürger erhoben habe, nicht aufzugeben. Diese Freundschaft und dieses Zutrauen, welches einige Distrikte für ihn zu haben schienen, vermehre zwar sein Be-

dauren, dass er sich ausser Stand sehe, ihnen ferner zu dienen, aber es könne ihn nicht berechtigen, noch länger in seinen Händen eine Macht zu behalten, welche nur dann nützlich und geachtet sey, wenn sie von dem Willen des Volkes gebilligt und unterstützt werde. Hier wurde la Fayette von den Wahlherren unterbrochen. Alle riefen ihm zu: der Wille des Volks habe ihn zum Generalkommandanten gewählt, und jetzt vereinige sich dieser Wille abermals, um ihm, so lange er diese Stelle bekleide, die Macht zu übertragen, welche er nothwendig haben müsse, um die Ruhe herzustellen, und um den Gesetzen das nöthige Ansehen zu verschaffen.

La Fayette wollte weggehen, aber die Wahlherren traten ihm in den Weg. Einer von ihnen, von Vaterlandsliebe hingerissen, warf sich sogar zu seinen Füßen. La Fayette hob ihn sogleich auf, umarmte ihn, und ließ sich zu seinem Stuhle zurückführen. Nun kamen die Gesandtschaften von den noch übrigen Distrikten an, und übergaben ihm die Zuschriften, deren Ueberbringer sie waren. In allen diesen Zuschriften war die Bestürzung, welche der Brief des Herrn la Fayette bey allen guten Bürgern des Staats verursacht hätte, auf das stärkste geschildert, so wie auch die Größe der Gefahr, welche der Hauptstadt drohte, wenn er auf seinem Vorsatze bestehen sollte. Ein General, wie la Fayette, dessen Tapferkeit und dessen Bürgertugenden bekannt seyen, und welcher, nachdem er für die Freyheit der neuen Welt gekämpft habe, seinen Mitbürgern, als der einzige gegeben zu seyn scheine, welcher fähig wäre, sie militairische Talente und bürgerliche Tugenden zu lehren: ein solcher General sey (so sagten alle diese Zuschriften) in dem gegenwärtigen, wichtigen Zeitpunkte, der französi-

schen Nation unentbehrlich. Alle diese Zuschriften baten Herrn la Fayette, seine Stelle nicht niederzulegen, und endigten sich mit dem feyerlichen Eide, daß seine Befehle auf das pünktlichste ausgeführt werden sollten. Die Abgesandten der Distrikte, welche diese Zuschriften überbrachten, und auch die Wahlherren, baten so dringend, daß la Fayette, von ihren Bitten gerührt, Thränen vergoß. — La Fayette weinte; es waren Thränen eines Helden! — Er antwortete endlich: so viele Beweise der Liebe und der Zuneigung seiner Mitbürger, machten es ihm zur Pflicht, sein Leben für sie aufzuopfern, und er wolle von nun an dasselbe ganz zum Dienste der Hauptstadt widmen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als schon der ganze Saal von dem Ausrufe wiederhallte: „Hoch lebe die Freyheit! Hoch lebe die Nation! Hoch lebe la Fayette!“ Die Wahlherren umarmten la Fayette, drückten ihn in ihren Armen, weinten vor Freude, und riefen ihn aufs neue, im Namen der Hauptstadt, zum Generalkommandanten der Pariser Bürgermiliz aus.

Die Nachricht von den grausamen Hinrichtungen der Herren Foulon und Berthier war indessen nach Versailles gekommen. Am 23. Julius erzählte Lally-Tolendal die schrecklichen Auftritte, welche am vorigen Tage in Paris vorgefallen waren, und schlug der Versammlung vor, ernstliche Maßregeln zu nehmen, um ähnlichem Unglücke künftig vorzubeugen. „Frankreich,“ so sprach er, „Europa, und die Nachkommenschaft, werden der Nationalversammlung Vorwürfe machen, wenn sie nicht den unglücklichen Zustand der Hauptstadt in Betrachtung zieht. Gestern kam der Sohn des Herrn Berthier, bleich und entstellt, mit weinenden Augen und mit fliegenden

Haaren, zu mir; er bat mich, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzens und der Verzweiflung auf dem Gesichte, daß ich seinen unglücklichen Vater retten möchte: aber, wer vermag etwas unter einem ausgelassenen, wüthenden Pöbel, bey welchem die Gesetze alles Ansehen verloren haben?"

Mirabeau widerlegte Herrn Lally. „Wenn," sagte er, „die Auftritte, welche zu Paris vorgefallen sind, zu Konstantinopel geschehen wären, so würden auch die furchtsamsten Menschen sagen: das Volk hat sich selbst Gerechtigkeit verschafft; das Maaß war voll; die Bestrafung eines Veziers mag den übrigen zur Lektion dienen. Diese Begebenheit, weit entfernt ausserordentlich zu scheinen, würde kaum unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir müßten ganze Bände schreiben, wenn wir durch Beyspiele beweisen wollten, daß die Regierung, in diesen Augenblicken von Strenge, weiter nichts als die Früchte ihrer eigenen Ungerechtigkeit einerndtet. Man verachtet das Volk, und man verlangt, es solle immer sanft, immer unempfindlich bleiben. Nein! die Lehre, welche man aus dieser traurigen Begebenheit ziehen muß, ist, daß die Ungerechtigkeiten der übrigen Klassen a) gegen das Volk, endlich dasselbe Gerechtigkeit in seiner Ungerechtigkeit selbst finden lehrt. Die Wuth des Volkes!... O! wenn die Wuth des Volkes schrecklich ist, so ist die Kaltblütigkeit des Despotismus empörend. Seine systematische Grausamkeit macht in einem Tage mehr Unglückliche als der Volksaufruhr in einem ganzen Jahre Schlachtopfer hinrichtet b)." So machte Mirabeau

a) Ein demokratischer Kunstausdruck, statt Stände.

b) Courier de Provence. (Pavor internus

die Apologie des Mordes, ganz nach den Grundsätzen der französischen Modephilosophie; nach den Grundsätzen des dogmatischen Atheismus, welcher Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Tugend läugnet, und alle Laster erlaubt, wenn sie uns nur Vortheil bringen! „Dem rasenden Pöbel sollte kein Einhalt geschehen,“ sagt ein vortrefflicher Schriftsteller, „weil man seiner, zu gewissen geheimen Absichten, noch bedurfte a).“

Barnave verwarf ebenfalls den Vorschlag, durch eine Proklamation der Wuth des Pöbels Einhalt zu thun, und den Gesetzen das verlorne Ansehen wieder zu geben. „Wir müssen uns,“ sagte er, „bloß allein mit der neuen Konstitution beschäftigen. Was gehen uns die Unruhen der Hauptstadt an? Solche Unordnungen und Stürme sind ganz gewöhnliche Symptome einer Revolution. Die Menge hat Recht, daß sie sich selbst Gerechtigkeit verschafft, oder war etwa das vergossene Blut so rein, daß man so viel Lärm davon macht?“ Wie viel liegt nicht in diesen Worten? Der ganze Kodex einer Volksregierung, und die geheime Triebfeder aller Unordnungen und aller Grausamkeiten, welche mit einer solchen Regierung unzertrennlich verknüpft sind! — War das vergossene Blut so rein! — Also soll der Pöbel urtheilen, welches Blut rein, und welches Blut nicht rein sey; dasjenige Blut, welches er für unrein hält, mag er dann ohne Beden-

---

occupaverat animos, cui remedium adulatione querebatur.)

TACIT. Annal. l. 4.

a) Brandes politische Betrachtungen, über die französische Revolution. S. 46.

ken vergiessen, und für solche Mordthaten Lobeserhebungen und Dank erwarten!. Grosser Gott! soll das der Weg zur Freyheit seyn?

Einige vortreffliche Mitglieder der Nationalversammlung und wahre Patrioten, waren bestürzt über die blutdürstigen Gesinnungen, welche sich in der Versammlung zu zeigen anfiengen. Lally-Tolendal hielt eine Rede, worin er die Greuel, welche Frankreich noch bedrohten, voraussagte. Die meisten Zuhörer waren bis zu Thränen gerührt; aber Barnave stand auf, und rief ihm zu: „Es ist jezo Zeit zu denken, nicht empfindsam zu seyn!“ Ein anderer sagte: „Die Nationalversammlung dürfe sich nicht gegen das Volk erklären; man müsse mit dem Volke gut zu stehen suchen, und nicht den Grundsätzen der Vernunft und der strengen Gerechtigkeit folgen a).“

Nicht einmal damit zufrieden, die von dem Volke begangenen Mordthaten entschuldigt und gelobt zu haben, schien Mirabeau mißvergnügt darüber zu seyn, daß nicht mehr solche Auftritte vorgefallen waren. Er sah ein, daß dieses der Wachsamkeit und der unermüdeten Thätigkeit der, auf dem Rathhause zu Paris versammelten Pariser Wahlherren zuzuschreiben sey. Um daher dem Volke diese Einschränkung wegzuschaffen, und demselben Gelegenheit zu geben, ungestraft und ungeahndet, sengen, brennen und morden zu können, suchte er die Gültigkeit der Regierung der Wahlherren, an eben diesem Tage (23. Julius) streitig zu machen, und auch noch den Schatten einer ordentlichen Regierungsform vollends zu zerstören. Er sagte: die Versammlung der Wahlherren

---

a) Mémoires du Comte de Lally-Tolendal. p. 101.

habe sich der Umstände bedient, sich der Regierung bemächtigt, und sey nunmehr gesonnen, die in Händen habende Macht, gegen den Willen der Distrikte, ferner zu behalten a). Diese Rede erweckte unter dem Volke zu Paris eine fürchterliche Gährung gegen die Wahlherren; eine Gährung, welche diesen leicht hätte gefährlich werden können. Der Pöbel sprach davon, sie alle aufzuhängen, und das Rathhaus zu zerstören. Sie retteten sich durch ihre Klugheit. Sie beriefen die 120 gewählten Mitglieder des neuen Bürgerraths auf das Rathhaus; sie baten dieselben, in einem Nebenzimmer täglich ihre Sitzungen zu halten; und versprachen, in wenigen Tagen die Regierung in ihre Hände zu übergeben. Ausserdem ließ die Versammlung (am 29sten Julius) an alle Ecken der Strassen von Paris, eine weitläuftige Proklamation anschlagen, welche folgendermassen anfieng: „Heute ist in unserer Versammlung eine gedruckte Schrift vorgelesen worden, deren Titel heißt: Journal de Versailles. In diese Schrift ist eine Rede des Herrn Grafen Mirabeau eingerückt, welche er in der Nationalversammlung, in der Sitzung des 23sten Julius, gehalten hat. Wir sehen, daß der Herr Graf Mirabeau, in der genannten Rede, die Wahlherren als eine Versammlung ansieht, welche, nachdem sie sich, in dringenden Zeitumständen, der öffentlichen Macht bemächtigt hat,

---

a) Journal de Versailles. Séance du 23. Juillet 1789.

Manebat quippe suspicionum et credendi temeritas, quam Sejanus, augere etiam in urbe suetus, acrius turbabat.

TACIT. Annal. lib. 4.

nunmehro dieselbe, gegen den Willen der Distrikte, zu behalten sucht. Die Versammlung, äußerst betrübt, über eine Anklage, welche mit ihrer Denkungsart eben so wenig übereinstimmt, als mit den Beschlüssen, die sie, seit dem Augenblicke, da sie Muße gehabt hat, über ihre Existenz nachzudenken, zu wiederholtenmalen faßte: sieht die Nothwendigkeit ein, die öffentliche Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht abzuwarten, sondern jetzo schon einen Auszug ihrer Berathschlagungen, in soferne dieselben die Bemühungen betreffen, welche sie sich gegeben hat, um abzudanken, ohne dadurch das gemeine Wesen in Gefahr zu setzen, bekannt zu machen. Die Versammlug hatte von jeher die Absicht, ihre Macht nur so lange zu behalten, als es um des gemeinen Besten willen nöthig seyn würde."

(Hier folgt ein langer Auszug ihrer Berathschlagungen über ihre eigene gesetzmäßige Gültigkeit; dann fährt die Versammlung fort:)

„Nach Herzählung aller dieser Umstände, hofft die Versammlung, welche sich bewußt ist, daß ihre Aufführung und ihre Denkungsart über allen Tadel erhaben sind, von der Gerechtigkeit des Herrn Grafen Mirabeau, daß er künftig einem so schimpflichen Verdachte, den er vielleicht zu unüberlegt gezeigt hat, keinen Raum geben werde, und daß er einsehen werde, wie sehr eine so unbestimmte Anklage, die weiter zu nichts dient, als den Distrikten der Hauptstadt Mißtrauen einzuflößen, denjenigen Gesinnungen entgegen sey, welche er gezeigt hat; so wie dem gemeinen Besten, dessen Apostel und Vertheidiger zu seyn er sich vorgenommen hat a)."

---

a) Les chefs de la Démocratie avoient d'autres

In der Nationalversammlung kamen indessen so viele Bitten, so viele Fragen, so viele Danksagungszuschriften aus allen Theilen des Reichs an, daß die Zeit ganz mit Ablesung derselben, und mit Berathschlagung über dieselben, verloren gieng. Schon seit vierzehn Tagen hatte sich die Versammlung mit diesen Kleinigkeiten, und mit dem Detail der Regierung beschäftigt, welche einem gesetzgebenden Korps gar nicht zukommt, sondern ganz allein der ausübenden Gewalt gehört; als endlich, am 28sten Julius, Herr Volnay aufstand, und die Versammlung bat, diesen Debatten ein Ende zu machen, und sich nicht zum Polizeylieutenant des Königreiches aufzuwerfen. Man wählte, diesem Vorschlage zufolge, einen Ausschuß von Mitgliedern, welche alle Schriften dieser Art lesen, und nachher der Nationalversammlung ihren Inhalt kurz vortragen sollten. Man wählte aber auch, am gleichen Tage, einen Ausschuß von Mitgliedern, zu geheimen Untersuchungen gegen Staatsverbrecher; eine Staatsinquisition. Der Marquis Gouy d'Arcy schlug folgenden Plan für das geheime Inquisitionstribunal vor: Man solle vier geheime Inquisitoren, aus der Nationalversammlung, durch das Loos erwählen, die unbekannt bleiben, und ihr Ehrenwort geben müßten, daß sie sich nicht zu erkennen geben wollten. Er gab Mittel an, wie dieses geschehen könnte, ohne daß selbst die Nationalversammlung wisse, welche ihrer Mit-

---

pensées. Nuls ne vouloient encore de bonté, ni d'oubli, ni d'amnistie. Ils avoient bésoin de toutes les passions du peuple, ils avoient bésoin surtout de sa défiance. Necker sur son administration. p. 139.

glieder es wären. Niemand solle sie kennen, als Herr la Fayette und Herr Bailly, und diese sollten verbunden seyn, den Mitgliedern der Inquisition alle Nachrichten, so wie auch aufgefangene, oder auf der Post eröffnete Briefe mitzutheilen.

Der Chevalier Boufflers verwarf, mit Unwillen den Vorschlag, Briefe auf der Post zu eröffnen. „Nichts auf der Welt“ sagte er, „kann ein solches Verbrechen gegen Treue und Glauben entschuldigen. Jede Gefahr ist geringer, als diejenige, welche dadurch entsteht, daß man sich ungestraft erlaubt, Eingriffe in die Rechte der Staatsbürger zu thun.“ Der Graf Virieu sagte: „Der Despotismus einer Gesellschaft ist weit drückender als der Despotismus eines einzigen. Die Republik Venedig hat sich, durch die Errichtung des Tribunals einer Staatsinquisition, entehrt. Bey uns sollte man so etwas nicht einmal vorschlagen; die Nationalversammlung hat sogar das Recht nicht, eine geheime Kommission niederzusetzen.“ Ein anderes Mitglied der Versammlung stand mit Unwillen auf, und sagte: „Er begreife nicht, wie man einer so erhabenen Versammlung vorschlagen dürfe, das Geheimniß der Briefpost zu verletzen.“ Herr Chapelier war eben dieser Meynung; er setzte hinzu: „Ohne die Moral, und ohne das Naturrecht und das Völkerrecht zu verletzen, könne die Nationalversammlung nicht jetzo, schon im Voraus, Eingriffe in diejenige Konstitution thun, welche sie eben jetzo gründen wolle.“ Herr Reubel (von Kolmar) vertheidigte hartnäckig die Rechtmäßigkeit des Auffangens der Briefe. Die Nationalversammlung nahm indessen diesen Vorschlag nicht an: aber, durch die Mehrheit der Stimmen, wurde das geheime Tribunal errichtet. Dem

zufolge war die erste Frucht der neuerlangten Freyheit eine geheime Staatsinquisition! Diese Inquisition dauerte, unter dem Namen Comite de Recherches de l'Assamblee nationale, lange nachher fort: oder vielmehr, sie hat sich nachher verdoppelt, und ausser dieser Staatsinquisition, gab es alsdann noch eine andere, weit gefährlichere; den geheimen Ausschuß des Bürgerraths von Paris, oder das sogenannte Comite de Recherches de l'Hotel de Ville. Beyspiele des Verfahrens dieses Tribunals sollen in der Folge erzählt werden. Diese geheime Staatsinquisition brauchte weit gewaltsamere Mittel als die Polizey vormals zu brauchen gewagt hätte. Sie erlaubte sich alles, nach dem jesuitischen Grundsatze: daß der Zweck die Mittel heilige. Der Zweck sey Freyheit; folglich sey auch der drückendste Despotismus erlaubt, sobald er angewandt werde, um einen so wünschenswürdigen Zweck zu erreichen. So raisonnirte der geheime Ausschuß, und mit ihm die Pariser Demokraten. Die Zeiten der Angeber (Delatores) waren in Paris wiederum vorhanden, und wer die Geschichte kennt, der weiß auch, zu was für abscheulichen Mißbräuchen vormals diese Angeber Veranlassung gegeben haben a). Aehnliche Mißbräuche giengen in Paris vor. Der geheime Untersuchungsausschuß war ein Tribunal, vor welchem jede Anklage angenommen wurde, sogar wenn dieselbe in einem anonymen Briefe geschah: ein Tribunal, wo

a) Sic delatores, genus hominum publico exitio repertum et poenis quidem numquam satis coërcitum, per praemia eliciebantur.

Tacit. Annal. lib. 4.

jedermann anklagen konnte, ohne daß er sich zu nennen brauchte; ohne daß er nöthig hatte, sich dem Angeklagten entgegen zu stellen; ohne Beweise seiner Anklage geben zu dürfen; und ohne daß sein Name jemals genannt wurde. Der Angeklagte ward dann vorgefordert, und mußte sich gegen die Anklage vertheidigen, wobey er aber seinen Ankläger nicht erfuhr. Auf den leisesten Verdacht wurde der rechtschaffene Mann, welcher ruhig auf der Strasse fortgieng, von der Bürgerpatrouille angehalten, und nach der Hauptwache geführt. Männer und Weiber wurden des Nachts aus ihren Betten genommen, vorgefordert, und ihre Papiere wurden untersucht. Einige sind sogar von der Patrouille, welche sie anhielt, durch die Bajonette verletzt worden. Nichts hat einen so nachtheiligen Einfluß auf den Karakter einer Nation, als die Begünstigung der Angeber; dieser verächtlichen Menschenklasse. Freundschaftliche Verbindung, Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit; alles hört auf. Niemand sagt seine Gedanken frey heraus; weil sich niemand der Gefahr aussetzen will, verrathen zu werden. Die Schwester traut nicht dem Bruder; der Bruder nicht seiner Schwester; der Mann nicht der Frau; die Frau nicht ihrem Manne; der Geschäftsmann nicht seinem Sekretär; der Vater nicht seinem Sohne; der Freund nicht dem Freunde. Ueberall ist Mißtrauen, Angst, Furcht, Verschlossenheit, Verstellung und Heucheley. Die Angeber wurden gelobt und belohnt; darum fanden sie sich auch zu Paris in Menge a). Maillebois macht einen unausführbaren

---

a) Nec minus praemia delatorum invisa quam scelera: cum alii sacerdotia et consulatus ut spolia

[illegible]n zu einer Kontrerevolution, und giebt denselben seinem Sekretär zum Abschreiben. Der Sekretär bemächtigt sich des Papiers, und übergiebt es der Staatsinquisition; und diese macht nun seinem Herrn den Prozeß a). Favras hat einen geheimen Plan, und entdeckt denselben zweyen Freunden. Diese versprechen ihn zu unterstützen, nehmen Geld von ihm, stellen sich ihm ergeben: indessen aber verrathen sie ihn, und Favras wird in Verhaft genommen und hingerichtet. Ich könnte Beyspiele auf Beyspiele häufen, wenn ein Satz, wie derjenige ist, welcher sagt, daß das Tribunal einer Staatsinquisition das allergehässigste [illegible]unal von allen nur möglichen sey, noch eines Beweises bedürfte. „Ein geheimer Angeber," sagt Rousseau, klagt zwar an, aber er beweist nicht; er kann in keinem möglichen Falle beweisen. Denn auf welche Art soll er es thun? Etwa durch Zeugen? Da kann aber der Angeklagte gegen diese Zeugen Verwerfungsgründe haben, die den Richtern unbekannt sind. Oder durch Schriften? Aber der Angeklagte kann in diesen Schriften Zeichen von Verfälschung bemerken, welche andere nicht ausfinden können. Ein Angeber, welcher sich verbirgt, ist allemal ein feiger Mensch. Nimmt er Maßregeln, welche den Angeklagten verhindern, auf die Anklage zu antworten, oder wohl gar zu erfahren, daß man ihn angeklagt hat; so ist er ein Schurke. Und wenn er

adepti, procurationes alii, et interiorem potentiam, agerent, verterent cuncta odio et terrore. Tacit. Hist. l. 1.

a) Corrupti in dominos servi; in patronos liberti: et quibus deerat inimicus per amicos oppressi. Ibidem. libr. 1.

er noch zu gleicher Zeit sich gegen den Angeklagten freundschaftlich stellte, so würde er ein Verräther seyn. Nun beweist aber ein Verräther, wenn er auch beweist, niemals stark genug, oder vielmehr, er beweist nur gegen sich selbst; denn wer ein Verräther ist, der kann wohl auch ein Betrüger seyn. Grosser Gott! was wäre das für ein Schicksal der Staatsbürger, wenn es erlaubt seyn könnte, ohne ihr Vorwissen, ihnen den Prozeß zu machen, und sie dann aus ihrem Hause plötzlich zu der Hinrichtung abzuholen, unter dem Vorwande, die Beweise seyen so klar, daß weiter gar kein Verhör erfordert werde a)?

---

a) Un délateur secret accuse, il ne prouve pas; il ne peut prouver dans aucun cas possible; car comment prouveroit-il? Par des témoins? Mais l'accusé peut avoir contre ces temoins des moyens de récusation que les juges ignorent. Par des écritures? Mais l'accusé peut y faire appercevoir des marques de fausseté, que d'autres n'ont pu connoître. Un délateur qui se cache est toujours un lâche; s'il prend des mesures, pour que l'accusé ne puisse repondre à l'accusation, ni même en être instruit, il est un fourbe. S'il prenoit en même tems avec l'accusé le masque de l'amitié, il seroit un traitre. Or un traitre qui prouve ne prouve jamais assez, ou ne prouve que contre lui-même, et quiconque est un traitre, peut bien être encore un imposteur. Et quel seroit, grand Dieu! le sort des particuliers, s'il étoit permis de faire à leur insçu leur procès, et puis de les aller prendre chez eux, pour les mener tout de suite au supplice, sous pretexte, que les preuves sont si claires, qu'il leur est inutile d'être entendus?

J. J. Rousseau lettre à M. de St. Germain. Seconde partie des Confessions. T. 7. p. 368. édition de Neuchatel.

Am 2?sten Julius erhielt die Nationalversammlung einen Brief von Herrn Necker, in welchem derselbe seine baldige Rückkunft ankündigte. Die Versammlung hörte die Ablesung dieses Briefes mit den heftigsten Freudensbezeigungen und mit unausgesetztem Beyfallklatschen an.

Als Necker, zu Basel, die Briefe des Königs und der Nationalversammlung erhielt, in denen er gebeten wurde, so schnell als möglich zurück zu kommen; da blieb er noch vier Tage zu Basel, ehe er abreiste, unter dem Vorwande einer Krankheit seiner Frau. Neckers Rückreise nach Paris war ein ununterbrochener Triumph. Von Basel bis nach Versailles fand er die Landstrassen mit Volk besetzt. Die Bürgermiliz zog, nebst den Truppen, um ihn zu empfangen, und junge Mädchen, zierlich geputzt und geschmückt, brachten ihm Kränze, Sträusser und Blumen entgegen. Er wurde aufgenommen, als wäre er der Schutzgott Frankreichs, und überall ward er mit freudigen Zurufungen und Glückwünschungen begleitet.

Am 29sten Julius erschien Necker vor der Nationalversammlung. Vier Herolde wurden ihm entgegen geschickt, und ein eigener Lehnstuhl stand für ihn bereit. Als er erschien, war das Jubelgeschrey und Vivatrufen sehr groß; für die erhabene Versammlung der Stellvertreter einer mächtigen Nation beynahe zu groß. Sobald es etwas stiller wurde, sagte Necker:

„Mein Herr Präsident!“

„Ich komme, um der erhabenen Versammlung meine ehrerbietige Dankbarkeit über die Beweise der Theilnehmung und des Wohlwollens, die ich von Ihr erhalten habe, zu bezeigen. Sie hat mir dadurch grosse Pflichten aufgelegt, und nur, indem ich Ihre Gesinnungen mit

Ihr theile, und mir Ihre Weisheit zu Nutze mache, kann ich, bey so bedenklichen Zeitumständen, noch etwas Muth übrig behalten."

Der Präsident der Versammlung, der Herzog von Liancourt, antwortete in einer sehr langen Rede, in welcher er Neckern dankte, daß er, seinem eigenen Ausdrucke zufolge, die Gefahr den Gewissensbissen habe vorziehen wollen (qu'il avoit préféré le péril aux remords). Unter andern Dingen sagte auch der Präsident: „Welch ein Zeitpunkt könnte wohl gelegener seyn, um die Verantwortlichkeit der Minister, diese theure Schutzwehr der Freyheit, diese Verschanzung gegen die Eingriffe des Despotismus, einzuführen, als dieser, wo der erste, welcher sich ihr unterwerfen soll, der Nation keine andere Rechnung abzulegen haben wird, als die Rechte seiner Talente und seiner Tugenden." Unter Händeklatschen und Vivatrufen verließ Necker die Versammlung. Er war schon fort, und noch klatschte man. Nun erhielt Necker Gesandtschaften über Gesandtschaften, Zuschriften über Zuschriften, Glückwünschungen über Glückwünschungen. Man verglich den angebeteten Minister mit allen berühmten Männern des Alterthums; aber keine Vergleichung machte mehr Glück, als die Vergleichung mit Cicero, wecher auch, so wie Necker, sagte man, durch ein schändliches Komplott, aus dem Rom, welches durch ihn gerettet worden war, vertrieben wurde; dann aber, gleichsam auf den Armen von ganz Italien, wieder zurückgetragen, und von allem, was nur in Rom groß und mächtig war, bewillkommt wurde. Die Parallele zwischen Cicero und Necker scheint wirklich richtig zu seyn: und wenn nicht Necker Frankreich verlassen hätte, so möchte er vielleicht mit Ci-

cero eine noch grössere Aehnlichkeit in seinen Schicksalen gehabt haben. Wenn Necker Frankreichs Cicero war; so war la Fayette Frankreichs Cato. Necker handelte, so wie Cicero, aus Ruhmsucht, und Eitelkeit: la Fayette hingegen aus Tugend und aus Liebe zum Vaterlande. Necker war tugendhaft, um damit prahlen zu können: la Fayette suchte zu seyn, nicht zu scheinen a). Necker und Cicero waren beyde Männer von grossen Talenten; aber nur für die zweyte Rolle bestimmt, und für die erste nicht geschaffen. Cicero hatte, wie Montesquieu von ihm sagt, viel Genie, aber eine ziemlich gemeine Seele: b) so auch Necker. Cicero und Necker sahen beyde, in allen Dingen, erst sich selbst, dann das gemeine Beste; Cato und la Fayette vergassen immer sich selbst, um das zu thun, was sie dem Vaterlande für nützlich hielten. Cato und la Fayette wollten das Reich retten, weil sie den Gedanken nicht ertragen konnten, daß dasselbe untergehen solle: Cicero und Necker wollten es retten, um nachher damit prahlen zu können. Cato und la Fayette sahen die Gefahr voraus, Cicero und Necker fürchteten dieselbe; und wo Cato oder la Fayette nur hoffte, da sah Cicero oder Necker, schon mit Zuversicht einen glücklichen Ausgang. Cato und la Fayette sahen alle Dinge mit kaltem Blute, so wie sie waren; Cicero und Necker immer nur so, wie ihre kleinen Leidenschaften sie ihnen vorstellten.

---

a) Esse quam videri bonus malebat: itaque quo minus gloriam petebat, eo magis illam assequebatur.

SALLUST. de bello Catilin.

b) Il avoit un beau génie, mais une ame souvent commune.

Nachdem Necker zu Versailles an Lobeserhebungen und an Schmeicheleyen alles eingenommen hatte, was nur einzunehmen war; so gieng er nach Paris, um auch dort seiner Eitelkeit ein Opfer bringen zu lassen. Daß Necker nach Paris gieng, ist auf keine Weise zu entschuldigen. Es war eine höchst unpolitische, eine unverzeihliche Reise; zwar der Triumph seiner Eitelkeit, aber auch der Anfang seines Falles. Necker wollte gerne, wie vormals Cicero, mit jedermann gut stehen, es mit niemand verderben; darum hielt er für nöthig, den Demagogen zu spielen, und nach Paris zu reisen, um dem Pöbel zu schmeicheln, und sich von dem Pöbel schmeicheln zu lassen. Er wollte Alle gewinnen und verlor Alle. Er war die Stütze Frankreichs; er hatte die Macht in Händen; und diese Macht übergab er, ehe er dieselbe noch gebraucht hatte, dem Pöbel. Nachdem er zurückberufen war; hätte er alles thun können, aber er kannte seine Kraft nicht; er hatte nicht Festigkeit genug, um den Lockungen der Eitelkeit zu widerstehen. Statt im Triumphe in Paris einzuziehen, hätte er gegen die Nationalversammlung, welche ihn schlechterdings nicht entbehren konnte, einen festen Ton annehmen, und von derselben verlangen müssen, daß sie sich pünktlich an die befehlenden Aufträge (cahiers) ihrer Kommittenten halten solle: und weigerte sie sich, dieses zu thun, so mußte er die Versammlung bey der Nation verklagen. Wenn Necker auf diese Weise gehandelt hätte, so hätte Frankreich jetzo eine Konstitution, der König Macht, und die Schulden wären bezahlt. Aber statt dessen verließ Necker den König, und zog mit Frau und Tochter, im Triumphe, nach Paris. Er bückte sich vor dem Volke, und vergaß, daß er Minister war, um Demagoge zu seyn. Aber er mußte dafür

büßen: der Pöbel zeigte ihm noch an demselbigen Tage, wie verächtlich er sich durch dieses Betragen gemacht hatte, und von nun an war sein Ansehen auf immer verloren. Man möchte von Necker sagen, was Florus so schön vom Hannibal sagt: „Statt seinen Sieg zu benutzen, wollte er lieber denselben geniessen." a)

Am 30sten Julius kam Necker nach Paris. Die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge, kam ihm entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte sich um seinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geschrey: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe Necker!" So gieng es fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe desselben kamen ihm zwölf Wahlherren entgegen, um ihn zu empfangen. Er war begleitet von Madame Necker, von der Baronesse de Stael, von der Marquise de la Fayette, von den Prinzessinnen Lubomirska, Czewiska und Portoska; von den Herren de Lusignan, de Rochechouart, de Bottetidou, von dem Baron von Stael, von dem Grafen von St. Priest, dem Marquis de la Fayette und dem Grafen von Clermont Tonnerre. Als er in den Saal trat, da war das Beyfallklatschen und Freudengeschrey über alle Beschreibung groß. Herr Moreau de Saint Mery überreichte dem Herrn Necker, der Madame Necker, der Madame de Stael und der Marquise de la Fayette, patriotische Kokarden. Zu Herrn Necker sagte er: „Diese Farben sind Ihnen theuer, es sind die Farben der Freyheit." Beyfallklatschen und Freudengeschrey fiengen nunmehr von neuem an. Herr de la Vigne

a) Cum victoria posset uti, frui maluit.

hielt eine Anrede an Herrn Necker, in welcher er den Finanzminister, im eigentlichen Sinne des Wortes, bekomplimentirte; daher bleibt diese Rede weg; denn schaale Komplimente verdienen nicht, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Herr Moreau de St. Mery sagte:

„Mein Herr!“

„Das Schicksal dieses grossen Reichs ist sichtbar mit dem Ihrigen verknüpft. Die Feinde seiner Glückseligkeit hatten dieß so wohl eingesehen, daß sie gewollt haben, daß das erste Unglück, welches das Reich traf, und welches zugleich alle übrigen Unglücksfälle vorher verkündigte, Ihre Entfernung seyn sollte. Der Wunsch aller Frankreicher; ihr Muth; das Verlangen eines Königs, welchen man vergeblich zu verleiten gesucht hat, bringen Sie heute wieder zu uns, mit der Gefährtinn Ihrer Tugenden und Ihrer widrigen Schicksale. Sie sehen selbst, mein Herr, daß Ihre Rückkunft ein Nationaltriumph ist. Unser Glück wird noch vergrößert, durch die Gegenwart des Bürgerministers a), welcher, nachdem er die Ungnade seines Freundes getheilt hatte, einigermassen an seinem Ruhme Theil zu nehmen, und den Ausdruck unserer Freude zu empfangen, hieher kommt. Unsere Liebe und unser Zutrauen, mein Herr, sind so groß, als die Ressurcen Ihres Genies; und wir schwören Ihnen, daß sich alle unsere Bemühungen vereinigen werden, um den Schutzengel Frankreichs zu unterstützen.“

Herr Necker hielt eine lange Gegenrede. Er bat die Pariser, mit den Proskriptionslisten und mit dem Morden aufzuhören; und er flehte um die Befreyung seines

---

a) Moreau de St. Mery versteht hierunter den Grafen de St. Priest.

Landsmannes, des Generals Besenval: „Meine Herren," so sprach er zu den Wahlherren, „nicht vor Ihnen, die Sie durch eine bessere Erziehung sich auszeichnen, und nur dem Lichte Ihres eigenen Verstandes und Ihres eigenen Herzens zu folgen nöthig haben; nicht vor Ihnen, sondern vor dem allerunbekanntesten, dem allerniedrigsten Bürger von Paris, werfe ich mich nieder, und falle vor ihm auf meine Knie, um zu bitten, daß man weder gegen Herrn Besenval, noch gegen jemand anders, eine solche oder eine ähnliche Härte ausübe, wie diejenige ist, von welcher man mir Beyspiele erzählt hat a)." Necker weinte, indem er diese Worte aussprach, und nunmehr bat er noch einmal um Besenvals Befreyung. Neckers Gegenwart; seine Rede; seine Thränen; die sanfte und rührende Beredsamkeit, mit welcher er sprach: alles dieses vereinigt, bemächtigte sich der Herzen seiner Zuhörer. Die meisten weinten; und tausend Stimmen riefen im Saale zugleich: „Gnade! Vergebung! Amnistie!" Necker war sehr gerührt. Indessen schrie das auf dem Greveplatze versammelte Volk zu wiederholtenmalen: „Necker! Necker! wir wollen Necker sehen!" Um dieses Verlangen des Pöbels zu befriedigen, begab sich Necker in das Nebenzimmer, und stellte sich in eben das Fenster, in welchem vierzehn Tage vorher der König, und acht Tage vorher der unglückliche Foulon, sich dem Volke gezeigt hatten. Er befestigte die Nationalkokarde auf seinen Hut, und zeigte dem Volke denselben. Das

a) Devant le plus inconnu, le plus obscur des Citoyens de Paris, je me prosterne, je me jette à genoux, pour demander etc.

Freudengeschrey und das Vivatrufen wollte, bey seinem Anblick, unter dem Volke gar nicht aufhören, und Necker sog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick so vieler tausend Menschen verschaffte, die ihm alle zuriefen, daß er ein grosser Mann und der Schutzengel Frankreichs sey.

Während Necker aus dem Versammlungssaale abwesend war, schlug der Graf Clermont Tonnerre der Versammlung vor, auf der Stelle durch einen förmlichen Beschluß, die so eben, auf Neckers Bitte gewährte allgemeine Amnistie, zu bestätigen. „Laßt uns," sagte er, „den Ueberwundenen eben so vergeben, wie wir die Stoltzen besiegt haben. Hier ist, (indem er nach der Seite hinwies, wo Necker war) hier ist, zwischen dem Throne und uns, ein Mann, auf den wir zählen können. Alles hebt uns; alles unterstützt uns; die Gewalt der Dinge und die Unerschrockenheit unsers Muthes. Sollten wir denn die Feinde, welche wir jetzo nicht mehr zu fürchten haben, noch unsers Hasses würdigen? Was kann man uns entgegensetzen? Armeen? — Die werden wir schlagen. Schimpfwörter? — Da werden wir schweigen. Zeigen wir Europa den Frankreicher in seiner ganzen Größe, in der ganzen Liebenswürdigkeit seines Karakters. Ich sehe es, ich fühle es, daß dieser Wunsch meines Herzens auch der Wunsch des Ihrigen ist."

Diese Rede erhielt grossen Beyfall, und der ganze Saal ertönte von dem Geschrey: „Gnade! Gnade! Vergebung! Amnistie! Auf der Stelle wurde Befehl gegeben, den Schweizergeneral Besenval in Freyheit zu setzen. Herr Necker war abermals gerührt und dankbar, seine Bitte erfüllt zu sehen. Ein Philosoph, welcher dabey

stand, machte die Bemerkung: „Necker scheine nicht zu wissen, daß, wenn man mächtig genug sey, um Gnade für seinen Freund zu erhalten, man weiter nichts als seinen Urtheilsspruch fordern müsse a).“

Nach diesem Triumphe kehrte Necker entzückt nach Versailles zurück b). Kaum hatte er den Versammlungssaal des Rathhauses verlassen, als schon beschlossen wurde, in diesem Saale Neckers Brustbild, neben dem des Herrn la Fayette, aufzubewahren. Da aber das Volk in allen seinen Handlungen unbeständig ist, weil es niemals nach Grundsätzen handelt, sondern immer nur dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblicks folgt: so dauerte auch Neckers Triumph nicht lange. Der Pöbel versammelte sich; er war unzufrieden, und murrte laut über die versprochene Amnistie, und über die Neckern zugestandene Befreyung Besenvals. Die Pariser Wahlherren, deren ungesetzmäßige Gewalt ohnedieß schon aufgehört hätte, wären, sagte man, gar nicht befugt, einen solchen Befehl zu geben, und dieser Befehl sey eine sträfliche Anmassung, ein gefährlicher Eingriff in die Rechte des Bürgers. Man war unzufrieden über den Minister, daß er die Befreyung Besenvals verlangt hatte; man machte seine Gesinnugen verdächtig; und sogleich war die ganze Hauptstadt abermals in Aufruhr. Die Sturm-

a) Que quand on est assez puissant, pour obtenir la grace de son ami, il ne faut demander que son jugement.

b) Necker sagt selbst von diesem Tage: Ah! que je fus heureux ce jour-là! Chacun de ses instans sont gravés dans ma mémoire et je ne puis encore aujourdhui me les rappeler sans émotion! Je me crus un moment entre le ciel et la terre! Necker sur son administration. p. 138.

glocken wurden geläutet; die Trommeln wurden gerührt; die Strassen füllten sich mit Menschen an; das Mordgeschrey: „An die Laterne! an die Laterne!“ ertönte fürchterlich; und die Ruhe wurde nicht eher wiederum hergestellt, als bis die Wahlherren, noch an demselbigen Abende, die 120 Mitglieder des neuerwählten Bürgeraths der Stadt Paris auf das Rathhaus beriefen; denselben alle Gewalt übergaben; die Befreyung Besenvals für gefährlich erkannten; durch einen öffentlichen Anschlag, die versprochene Amnistie widerriefen; und dann, um zehn Uhr Abends, auseinander giengen, um sich nicht wieder zu versammeln. Als der Präsident der Wahlherren, Herr Moreau de Saint Mery, dem Bürgerathe die Gewalt übergab, hielt er folgende Anrede an denselben.

„Meine Herren!“

„Die Versammlung der Wahlherren eilt, um in Ihre Hände das Ansehen zu übergeben, welches zu übernehmen, die Zeitumstände und das gemeine Beste ihr zur Pflicht gemacht hatten. Wir dürfen sagen, daß dieses Ansehen, so lange es unserem Eifer und unserem Patriotismus anvertraut gewesen ist, nichts verloren habe; und wir übergeben es Ihnen jetzo, mit der Zuversicht, daß die Stellvertreter der Stadt Paris mit nicht geringerer Sorgfalt darüber wachen werden.“

Die Stadt Paris war zu dieser Zeit in einer sehr traurigen Lage. Zu allen den Uebeln, welche mit einer gänzlichen Unthätigkeit und Kraftlosigkeit der ausübenden Gewalt allemal nothwendig verbunden seyn müssen, gesellten sich noch die schwarzen Bilder einer furchtsamen und erschrockenen Einbildungskraft; eingebildete Uebel vergrösserten noch die wirklichen. Die Stadt Paris war von

einem panischen Schrecken ergriffen. Bürger und Handwerker liessen ihre Geschäfte und ihre friedlichen Arbeiten liegen, und liefen bewaffnet in den Strassen herum. Die Manufakturen standen still, weil die Kaufleute und Krämer keine Käufer mehr fanden, und daher auch von den Manufakturen keine Waaren mehr verlangten. Der Reiche schafte alle unnöthigen Bedienten ab, und gab der niedrigen Volksklasse, deren Mitglieder er nunmehr für seine natürlichen Feinde hielt, so wenig, als möglich Arbeit; er entbehrte alles Ueberflüssige, damit jene das Nothdürftige entbehren müßten. Der Schuldner weigerte sich zu bezahlen, weil kein Gerichtshof mehr vorhanden war, vor welchem man ihn hätte verklagen können. Durch alle diese vereinigten Umstände nahm die Zahl der Armen bis auf einen unglaublich grossen Grad zu. Die Thränen der Unglücklichen, und ihr lautes Wehklagen mischten sich mit dem Freudengeschrey des Pöbels. Wahre Patrioten seufzten und verwünschten den Freyheitsrausch. Ueberall versammelten sich, an den Ecken der Strassen, Haufen von Bürgern, welche zusammenliefen, um Neuigkeiten zu hören. Unter diese Haufen mischten sich Beutelschneider, Spieler, Abendtheurer, Chevaliers d'Industrie, Müßiggänger und Spione, welche ihren Vortheil dabey fanden, das Volk in beständigem Schrecken zu erhalten. Diese streuten den Samen der Zwietracht durch allerhand Gerüchte, Verdacht und selbst erfundene Geschichten aus: sie munterten das Volk zur Rache auf, und machten die Ideen von Ruhe, von Einigkeit, von Vergebung alles dessen, was vorher geschehen war, sogar lächerlich. Proscriptionslisten, Verzeichnisse zum Tode verurtheilter Personen giengen von Hand zu Hand, und wurden täglich grösser. Man sprach von Ver-

schwörungen, von heimlichen Anschlägen, von versteckten Planen, von einer Kontrerevolution; und alle diese Erzählungen, so ungegründet und ungereimt sie auch größtentheils seyn mochten, giengen von Mund zu Mund, wurden begierig aufgenommen, bereitwillig geglaubt, und vergrösserten sich immer mehr, je weiter sie sich ausbreiteten. a) Die Furchtsamkeit, der Argwohn und das Mißtrauen des Volkes nahm immer mehr und mehr zu: aus unbedeutenden Kleinigkeiten schuf sich der Pöbel Ungeheuere: er fürchtete, ohne zu wissen, was; unausgesetzt war er im Vertheidigungsstande; er hatte Mißtrauen gegen alle Dinge und gegen jeden Menschen; und er lauschte auf jedes Gerücht. Kein Schritt war unschuldig genug, um nicht Verdacht zu erwecken. Es kostete der Grausamkeit, der Rachsucht nur Ein Wort, nur Einen Blick, um den ehrlichsten Mann seines Lebens zu berauben. Ein eifersüchtiger konnte seinen Nebenbuhler; ein rachgieriges Weib den Geliebten, welcher sie verschmäht hatte; ein Reicher den rechtschaffenen Mann, welchen er fürchtete, durch das Einzige: Es ist ein Aristokrate! sogleich von dem Pöbel aus dem Wege räumen lassen, und Beyspiele einer so grausamen Rache gab es leider! sehr viele. Solche Mordthaten wurden bey der herrschenden Gesetzlosigkeit nicht nur ungestraft, sondern mit dem Anstriche von Tugend, von Patriotismus, von Edelmuth begangen. Aus anscheinendem Patriotismus schaffte man diejenigen aus dem Wege, denen man gram war. Der Herzhafte und der Freche suchte Streit mit dem Furchtsamen; der Stärkere überwältigte den Schwächern; und die kraftlosen Gesetze schwiegen. Der

a) Callide vulgatum, temere creditum. Tac. hist.

rechtschaffene Mann wurde von dem Listigen oder Ränkevollen bey dem Pöbel als ein Aristokrate verklagt, wobey dieser keine andere Absicht hatte, als die Aufmerksamkeit des Pöbels von sich selbst ab, und auf seinen Nachbar zu lenken, damit seine eigenen geheimen Plane unentdeckt bleiben möchten. Nichts ist leichter in einem so gefährlichen Zeitpunkte, als eine Anklage zu erdichten; der unschuldigsten Rede vor denen, welche den Angeklagten nicht persönlich kennen, eine boshafte Wendung zu geben; und auf diese Weise einen rechtschaffenen Mann der Wuth des zügellosen Haufens Preis zu geben. Durch Broschüren, durch Zeitungen, durch fliegende Blätter und durch Kupferstiche wurde das Volk zum Aufruhr und zum Morde angefacht und aufgemuntert. Einen dieser Kupferstiche, dessen auch Lally-Tolendal erwähnt, und der in den Strassen von Paris häufig verkauft ward, habe ich niemals anders, als mit Abscheu und mit Widerwillen ansehen können. Der Kupferstich hatte die Ueberschrift: Der Rechner. Ein Mann sitzt vor einem Schreibtische, auf welchem fünf abgehauene Köpfe übereinander gethürmt liegen, und auf dem Blatte, worauf er rechnet, steht: fünf von vierundzwanzig bleiben neunzehn.

Dies ist ein treues Gemählde jener traurigen Tage; dies war lange Zeit der Zustand von Paris. Umsonst ertönte in unsern Ohren das Jubelgeschrey der Sklaven, welche ihre Ketten zerbrochen hatten; umsonst rufte man uns zu: diese Uebel sind mit Erlangung der Freyheit nothwendig verknüpft; sie sind nur vorübergehend und nachher folgt ein ununterbrochenes Wohlseyn; die Freyheit gewährt Trost in allen Leiden, welche sie verursacht; und, gleich der Lanze des Achilles, heilt sie selbst die Wunden,

welche sie schlägt. Umsonst sagte man alles dieses. Die gegenwärtige Zeit war traurig, und das goldene Zeitalter, welches man hoffte, war noch ungewiß und hinter dem undurchdringlichen Vorhange der Zukunft verborgen. „Ein Volk, welches seit Jahrhunderten unter dem Drucke geseufzet hat, und endlich, trotz aller Vorurtheile und aller ungereimten Einrichtungen, mit denen es noch umgeben ist, demselben zu entgehen sucht, gleicht einem durch langes Leiden geschwächten und abgematteten Kranken, an welchem noch immer das Fieber zehrt. Braucht er allzu starke Heilmittel, oder braucht er zu viele Mittel auf einmal, will er der Natur vorgreifen, so stirbt er an den Folgen seiner Unbesonnenheit.“ a)

Während die in diesem Abschnitte beschriebenen Auftritte zu Paris vorgiengen, waren auch die Provinzen alle im Aufruhr. Sobald die Bastille eingenommen war, hatten die Verschwornen ihrem Plane gemäs, nach allen Theilen des Königreichs Eilbothen abgesandt, welche so schnell als möglich die Provinzen durchliefen; überall die Sturmglocken anziehen ließen; die Ankunft von Räubern oder von fremden Truppen ankündigten; das Volk zur

---

a) Un peuple plongé dans l'oppression depuis nombre de siècles, et qui cherche à en sortir, en dépit de tous les préjugés et de toutes les institutions absurdes qui l'environnent encore, ressemble à un malade extremement affoibli par de longues souffrances, et que la fièvre mine toujours. S'il fait usage des remèdes trop forts, ou s'il employe trop de remédes à la fois, s'il s'avise de brusquer la nature, il meurt victime de son imprudence.

Examen du Gouvernement d'Angleterre. 1789. p. 286.

tapfern Gegenwehr ermahnten; demselben anriethen, sich zu bewaffnen; und Geld unter dasselbe austheilten. In kleinen Städten kündigten diese Eilbothen eine kleine Anzahl von Räubern an; in grossen Städten eine grössere Anzahl; allemal stand die angegebene Anzahl im Verhältnisse mit dem Dorfe, oder mit der Stadt, in welcher die Nachricht ausgebreitet wurde. Wo sie hinkamen, da war Schrecken und Furcht, wegen der Nachrichten, welche sie verbreiteten, so groß, daß nicht einmal jemand daran dachte, sich bey ihnen zu erkundigen: wer sie seyen? woher sie kämen? und von wem sie die Ankunft der Räuber erfahren hätten? Bauern und Bürger in ganz Frankreich bewaffneten sich, und erwarteten einige Tage die Ankunft der Räuber vergeblich. Die Räuber erschienen nicht, und nun zogen die Bauern (wie die Verschwornen im Voraus sehr richtig berechnet hatten) gegen die Schlösser der Adelichen, zerstörten und verbrannten dieselben, ermordeten die Edelleute, oder zwangen sie, das Land zu verlassen. In Städten und in Dörfern ahmte man die Pariser Mordauftritte nach. Wer reich war, oder Ansehen hatte, der wurde verfolgt; viele wurden vom Pöbel gehängt, und ihre Köpfe auf Stangen gesteckt und herumgetragen. In allen Theilen Frankreichs läutete man die Sturmglocken; überall war Unordnung, Anarchie, Mord, Rauben und Plündern; und wer sich widersetzte, der kam in Lebensgefahr. Zu Rennes nahmen die Bürger das Zeughaus ein, beschloßen: keine Abgaben mehr zu bezahlen und jagten den Kommandanten der Stadt weg. Zu St. Malo forderten die Bürger dem Kommandanten die Schlüssel der Citadelle ab, und, als er dieselben abzugeben sich weigerte, nahm man sie ihm mit Gewalt weg. Zu Bordeaux sah sich der Kommandant der Zitadelle ge-

genöthigt, den Bürgern die Schlüssel zu übergeben. Zu Caen nahmen die Bürger die Zitadelle ein, zwangen den Magistrat, den Preis des Brodes herunter zu setzen, und ermordeten den Marquis de Belsunce mit unerhörter Grausamkeit. Der Pöbel war so begierig ihn umzubringen, daß man von mehreren Seiten zugleich auf ihn schoß, wodurch viele seiner Mörder selbst fielen. In der Nähe der Nationalversammlung sogar geschahen ähnliche Grausamkeiten. Zu Versailles befreyte der Pöbel einen Vatermörder, der gerädert werden sollte, von dem Rade, auf welchem er schon lag, und hängte an seiner Stelle eine arme, unschuldige Frau auf. Zu St. Germain hängte das Volk einen Müller auf. Zu Poissy konnten einige Mitglieder der Nationalversammlung dem wüthenden Pöbel nur mit großer Mühe ein unschuldiges Schlachtopfer entreissen. Zu St. Denis, zwey Stunden von Paris, drang ein Haufe des niedrigsten Pöbels nach Mitternacht in das Haus des Maire der Stadt, und zwang ihn, den Preis des Brodes herunter zu setzen. Obgleich dieses nicht von ihm abhieng, willigte er dennoch ein, und unterschrieb den ihm vorgelegten Befehl. Dessen ungeachtet war der Pöbel, von einem heimlichen Feinde des Maire aufgewiegelt, damit nicht zufrieden, sondern bemächtigte sich seiner und wollte ihn aufhängen. Er wehrte sich, aber der Pöbel warf ihn nieder und hielt ihn fest. Ein Taglöhner zog sein rostiges Messer aus der Tasche, und fieng an, ihm den Hals abzuschneiden, während ihn die übrigen mit Messerstichen durchbohrten. Noch schrie er um Gnade, um Erbarmung. Nun warf der Taglöhner sein rostiges Messer weg und sagte ganz kaltblütig zu seinem Nachbar: „Leihe mir dein Messer, meines taugt nicht.“ Dieser lieh ihm ein kleines Taschenmesser, und

damit sägte jener dem Maire vollends den Kopf ab. Während dieses geschah, fuhren die übrigen fort, den Unglücklichen mit Dolchstichen in den Magen und den Unterleib zu durchbohren. Einer unter ihnen, der vorzüglich geschäftig war, drehte sein Messer in den Eingeweiden des Maire hin und her, und fragte lächelnd, indem der Unmensch Spott mit Grausamkeit vereinigte: „Fühlst du das? Empfindest du eine angenehme Kühle?“ Dem Leichnam wurde nachher der Kopf zwischen die Füße gebunden, und in diesem Zustande ward derselbe durch alle Strassen der Stadt geschleift. Jedermann gesteht, daß der Ermordete ein rechtschaffener und ein allgemein geliebter Mann gewesen sey. Seine Frau ist seit jenem Tage verrückt geblieben.a) In dem Haven zu Brest, wo die Hälfte der französischen Seemacht lag, wäre es thöricht gewesen, Räuber anzukündigen. Herr de la Luzerne schickte daher einen Eilbothen dahin, und kündigte einen Ueberfall der Engländer an. Der Minister war kein Mitglied der Verschwörung, er war selbst von den Verschwornen betrogen worden, welche ihm falsche Nachrichten aus England hatten übersenden lassen. Die Engländer kamen nicht, so wenig als an andern Orten die Räuber; aber der Aufstand wurde allgemein, und dies war es, was man wollte. Zu Dijon, Macon, Soissons, la Fere, Laon und in vielen andern Städten war der Pöbel in Bewegung; er zerstörte Schlösser, Palläste, öffentliche Gebäude, und weigerte sich, die Abgaben zu bezahlen. In Burgund wurden 72 Schlösser geplündert und verbrannt; die Kirchen sogar wurden beraubt. Die Edelleute durften es nicht wagen,

a) Histoire de France pendant trois mois p. 142.

das ihnen zugehörige Korn nach der Erndte in die Scheunen bringen zu lassen, weil die Bauern die Scheunen zu verbrennen drohten; daher blieb die Erndte auf den Feldern liegen und verdarb größtentheils.

Zu Straßburg brach das Volk in die Häuser einiger Magistratspersonen und kaum konnten diese noch ihr Leben retten. Bald nachher umringte der Pöbel das Rathhaus, zerriß und verbrannte die Papiere in der Kanzley und im Archiv, betrank sich in den Kellern, bestahl die Kassen und zerstörte nachher alles. Auf Befehl des Kommandanten, Herrn von Klinglin, sahen die Truppen diesen Unordnungen ganz ruhig zu, ohne denselben im mindesten Einhalt zu thun. Am folgenden Tage stieg die Unordnung auf den höchsten Grad, und nun erst wurden die Soldaten gegen das zusammengelaufene Gesindel kommandirt, welches auch bald zerstreut war. Nicht lange nachher wurden ähnliche Auftritte wiederholt, und nun waren auch die Truppen rebellisch und brachten in Gesellschaft des Pöbels eine ganze Nacht mit rauben, stehlen und morden zu. Zu Lyon bemächtigten sich die Bürger des Arsenals und des Pulvermagazins. Die Verschwornen sandten von Paris den Schauspieler Bordier nach Rouen, um auch dort das Volk aufzuwiegeln. Er führte seinen Auftrag aus; die Mauthhäuser und einige andere Häuser wurden von dem Pöbel geplündert und verbrannt. Bordier wurde bald nachher gefangen genommen, jedoch von den Bürgern wieder frey gemacht. Er floh, aber man holte ihn ein; er wurde zurück gebracht; ihm ward, als einem Störer der öffentlichen Ruhe, der Prozeß gemacht; und, zu wohlverdienter Strafe sowohl, als zu einem abschreckenden Beyspiele für andere, wurde er aufgehängt.

Zu Besançon war der Aufruhr sehr groß. Die regelmäßigen Truppen waren mit den Bürgersoldaten in Streit gerathen, und ein Soldat des Regiments Enghien hatte einen Bürger getödtet. Uebelgesinnte und von den Verschwornen abgesandte Volksaufwiegler theilten unter die Soldaten Geld aus, um dieselben zu dem Abfalle von ihren Offizieren zu bewegen. Nur zu gut erreichten sie ihren Zweck. Ein grosser Theil der Garnison verließ die Stadt, schweifte auf den benachbarten Dörfern umher und begieng die grösten Ausschweifungen. Um Ruhe und Ordnung in der Stadt sowohl, als die Freundschaft zwischen den Truppen und der Miliz wiederum herzustellen, wurde ein öffentliches, feyerliches Gastmahl veranstaltet, und der Befehlshaber, Marquis de Langeron (ein rechtschaffener, aber schwacher Mann) gab dazu seine Einwilligung.

Um 11 Uhr Vormittags wurden in der Stadt unter freyem Himmel, zwischen den Alleen eines öffentlichen Spazierganges, lange Tische gedeckt, und mit Wein und Eßwaaren reichlich versehen. Anfänglich waren sie Alle munter und fröhlich. Bald aber wurden sie betrunken, und da fiengen die Unordnungen an. Aller Wein war ausgeleert. Um sich nun noch mehr Wein zu verschaffen, zogen sie tobend und lärmend in der Stadt umher; drangen in den Pallast des Erzbischoffs und plünderten die Keller. Andere beraubten die Klöster und die Häuser der angesehensten Einwohner der Stadt. Achtundvierzig Stunden lang war Niemand weder seines Lebens, noch seines Eigenthums sicher. Dann faßten die betrunkenen Soldaten den Beschluß: alle sogenannten Aristokraten zu ermorden; mit ihren Offizieren den Anfang zu machen; und mit den Edelleuten und den Parlamentsgliedern das

Fest zu endigen. Die Soldaten begaben sich auf den Weg, um diesen Entschluß auszuführen; und der Pöbel folgte ihnen jauchzend und jubelnd nach. Mit Trommeln und Pfeifen voraus, und mit dem Kriegsgeschrey: „An die Laterne ihr Aristokraten! Ihr Aristokraten an die Laterne!" zogen sie nach dem Hause des Intendanten der Provinz, des Herrn Caumartin de St. Ange. Es war Nacht, und er lag schon zu Bette. Schreyend und fluchend drang der Pöbel, nebst den Soldaten in sein Haus. Ein Theil des Haufens begab sich sogleich nach dem Keller, um die noch übrig gebliebene Besinnungskraft vollends zu vernichten. Andere suchten den Intendanten in seinem Schlafzimmer auf, um denselben zu ermorden, und sich, wie sie sich ausdrückten, in seinem Blute zu baden. Herr de St. Ange, durch dieses schreckliche Mordgeschrey aus dem Schlafe geweckt, sprang aus dem Bette, und rettete sich, vor ihrer Wuth, durch den Garten seines Hauses. In der Schlafmütze und in bloßen Füßen kam er in das Haus des Kommandanten, Herrn de Langeron. Dieser war ganz unschlüssig, wie er es anfangen sollte, um die Unruhen zu stillen, und in seiner Unentschlossenheit würde er wahrscheinlich gar nichts gethan haben, wenn sich nicht zum Glücke, ein anderer Mann gefunden hätte, welcher aus Patriotismus sich vornahm, ohne Befehl des Kommandanten und ohne den Beystand desselben, die Unruhen zu stillen. Dieser Mann war der Graf Ludwig de Narbonne, der Kommandant der Bürgermilitz. Mit eben so großer Klugheit als Tapferkeit führte derselbe sein Vorhaben aus, und erreichte seinen Zweck. Er stellte die Ruhe her, und die Rädelsführer des Aufruhrs wurden hingerichtet. Dieser Mann spielte überhaupt, seit der Revolution, eine große Rolle in der Provinz Franche-Comte. Durch seinen Edel-

muth, seine Großmuth, seine Gutherzigkeit, seine Höflichkeit, seine Tapferkeit und seine Freygebigkeit erwarb er sich allgemeines Zutrauen und allgemeine Bewunderung. a)

In dem Elsaß und in dem Sundgau fielen die Bauern über die Juden her, plünderten die Häuser derselben, verübten an ihnen die schrecklichsten Grausamkeiten und verjagten sie aus dem Lande. Einige hundert Juden flüchteten sich vor ihren Verfolgern nach Basel in der Schweitz. Daselbst wurden sie in Schutz genommen und unentgeldlich mit allem Nothwendigen versehen. Lavater, welcher sich damals zu Basel befand, schrieb eine kleine Schrift, und theilte, was der Verkauf derselben einbrachte, unter die vertriebenen und flüchtigen Juden aus. Nach einiger Zeit kehrten sie in ihr Vaterland zurück, liessen alsdann durch einen ihrer gelehrtesten Rabbiner ein Gebet verfertigen, welches noch jetzo an jedem Sabbathstage, für die Stadt Basel und für die großmüthigen Einwohner derselben, gleich nach dem Gebete für den König, in ihren Synagogen gebetet wird. b)

Mademoiselle Saint Val, eine berühmte Schauspielerin, reiste während dieser unruhigen Zeiten von Besancon nach Genf. Als sie nach dem Dorfe Jougne kam, untersuchte die Bürgermilitz ihr Gepäcke, um sich zu überzeugen, daß sie kein gemünztes Geld mit sich aus dem Königreiche führe. Man fand 1,200 Stück Schild-Louisd'ors, eine Krone, Zepter und einen königlichen Mantel. Hiedurch wurde sie sehr verdächtig, und die gröste Anzahl der Bürgersoldaten bestand darauf: sie sey

a) Voyage d'une Française en Suisse, T. 2. p. 167.
b) Etrennes helvétiennes et patriotiques pour l'an 1790.

die Königin, und müsse daher angehalten werden. Vergeblich gab sie ihren Namen nebst ihrem Stande an; man hielt sie nicht für eine Theaterkönigin, sondern für die Königin des französischen Reiches, und sie wurde so lange angehalten, bis sich endlich der Irrthum auf eine überzeugende Art entwickelte. a)

Zu Troyes, in Champagne, ermordete der Pöbel den Maire der Stadt. In allen Städten, welche Festungen oder Zitadellen hatten, bemächtigte sich der Pöbel derselben. Ganz Frankreich war unter den Waffen. Reisende wurden in jeder Stadt, in jedem Dorfe angehalten und ausgefragt. Wer keinen Paß hatte, oder keine Nationalkokarde trug, der wurde gefangen genommen, durchsucht, zu dem Richter des Orts (d. h. zu dem Dorfschulzen) gebracht, und bey dem geringsten Verdachte nach der nächsten Stadt in das Gefängniß geführt. Ein Edelmann zu seyn, das war ein unverzeihliches Verbrechen. Zu Mans wurde Herr von Montesson mit seinem Schwiegervater gemißhandelt. In Languedok ward Herr von Barras in Gegenwart seiner hochschwangern Gemahlin, welche vor Schrecken auf der Stelle todt niederfiel, von dem Pöbel in Stücken gehauen. In der Normandie wurde ein Adelicher, welcher schon seit langer Zeit lahm war, von dem Volke aus dem Bette geholt und auf einen Scheiterhaufen gelegt, den die Unmenschen ansteckten. Er wurde noch gerettet, aber schon waren seine Hände verbrannt. In der Franche-Comte drangen die Bauern mit Beilen und Messern in die Häuser der Adelichen, und zwangen sie, ihren Rechten zu entsagen. Die Prinzessin von Listenay wurde in ihrem eigenen Zimmer von dem Pöbel niedergeworfen, und ihr

a) Voyage d'une Française. T. 2. p. 227.

ein Strick um den Hals gelegt. Ihre beyden Töchter, welche bey ihr sich befanden, fielen ohnmächtig neben ihrer Mutter nieder. Die schöne, siebzehnjährige Vikomtesse von Segur fand kein anderes Mittel, das Schloß zu retten, welches sie bewohnte, als daß sie eine Flinte schulterte, sich für einen patriotischen Offizier erklärte und ihre Bauern selbst anführte. Die Herzogin von Tonnerre, der Graf Allemand und andere Adeliche wurden auch von dem Pöbel gemißhandelt. Der Chevalier d'Ambly wurde nackt ausgezogen und auf einen Misthaufen geworfen. Um ihn herum tanzten die Kannibalen; sie rauften dem Grafen Haare und Augenbraunen aus, und ließen ihn endlich halb todt liegen. Der Marquis von Ormenay, ein lahmer Greis, wurde des Nachts aus seinem Schlosse verjagt, und entgieng kaum noch durch eine schnelle Flucht nach der Schweitz, mit seinen Töchtern, der Wuth des Pöbels. Dem Grafen von Montesu und seiner Gemahlin hielt der Pöbel drey Stunden lang die Pistolen auf die Brust. Sie baten um den Tod, als um eine Gnade, und wurden endlich aus ihrem Wagen gerissen und in einen Teich geworfen, aus welchem ein vorüberziehendes Regiment sie herauszog, und von dem Tode rettete. Der Baron Montjustin, vorher ein Liebling des Volkes, wurde von dem Pöbel in einen Ziehbrunnen gehängt, und mußte in dieser Stellung anderthalb Stunden lang die Berathschlagung: ob man ihn fallen lassen solle oder nicht, mit anhören. Mehr Beyspiele der unglaublichen Grausamkeiten zu erzählen, welche der übermüthige Pöbel gegen seine vormaligen Herren ausübte: dies würde für den Schriftsteller eine unangenehme Arbeit, für den Leser eine Abscheu und Entsetzen erregende Lektüre seyn.

# Historische Nachrichten
und
politische Betrachtungen
über die
# französische Revolution

von
Christoph Girtanner
der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor; der königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London, so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. s. w.

Zweyten Bandes
Zweyte Abtheilung.

Zweyte, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

# Sechstes Buch.

## Geschichte der Französischen Staatsveränderung, von der Wiederkunft des Herrn Neckers bis zu der Gefangennehmung des Königs.

Leben und Karakter des Herzogs von Orleans. Vergleichung mit Algernon Sidney. Betrachtungen nach Burke. Einfluß des Pariser Pöbels auf die Nationalversammlung. Berathschlagungen über die Rechte des Menschen. Aufhebung aller Feudalrechte. Folgen derselben. Anekdote. Geschichte des Französischen Adels von seinem ersten Ursprunge an. Freudenrausch zu Paris. Neuer Aufruhr daselbst. Gefahr, in welcher sich die Herren Lavoisier und de la Salle befanden. Mirabeau als Volksaufwiegler. Demokratische Schriftsteller. Loustalot. Marat. Camille Desmoulins. Seine schwärmerische Beschreibung der Nacht des vierten Augusts. Der Bürgerrath zu Paris. Einrichtung der Bürgermiliz. Belohnung, welche die französischen Gardisten erhielten. Einrichtung des Bürgerrathes. Bailly's Karakter entwickelt sich. La Fayettes großmüthige Gesinnungen. Trauriger Zustand des Reiches. Necker in der Versammlung. Ausgeschriebenes Anlehen. Debatten über die Aufhebung der Zehenden. Debatten über die Rechte des Menschen. Des Herrn Rabaud vortrefliche Rede über die Toleranz. Schilderung des Zustandes von Frankreich. Neckers Brief an die Versammlung. Karakteristische Züge der Pariser. Der Leibarzt Laubry. Der Abbe Fauchet. Versammlung der Schuh-

der. Trauerspiel Karl der Neunte. Berathschlagungen über die königliche Genehmigung. Unruhen zu Paris. Camille Desmoulins. Die Pariser drohen der Nationalversammlung. Berathschlagung über die Thronfolge. Anekdote von Mirabeau. Vorstellungen des Königs. Der König sendet sein Silbergeschirr in die Münze. Necker in der Versammlung. Debatten über seinen Vorschlag. Geldmangel. Lächerliche Vorschläge, um demselben abzuhelfen. Mounier wird zum Präsidenten gewählt. Aufruhr wegen dieser Wahl. Mouniers Bemerkungen über die Versammlung. Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Politische Betrachtungen über diese Bekanntmachung. Nationalversammlung. Fünf Parthien in derselben: Royalisten, Patrioten, Verschworne, Demokraten, Furchtsame. Mouniers Bemerkungen. Zeitverlust. Ablesen der Reden. Abendsitzungen. Uebertreibungen der Demokraten. Die Stimmen waren nicht frey. Wie die Stimmen gesammelt wurden. Uebereilung in den Berathschlagungen. Eitelkeit der Mitglieder. Lärm und Geschrey während der Debatten. Was die Versammlung kostete. Innere Einrichtung der Nationalversammlung.

---

J. Harrington succeedet, at least to his own satisfaction, being now convinced, that no Government is of so accidental, or arbitrary an institution, as people are wont to imagine, there being in societies natural causes, producing their necessary effects, as well as in the earth or the air. Hence he frequently argued, that the troubles of his time were not to be wholly attributed to wilfulneſs or faction, neither to the misgovernment of the Prince, nor the stubborneſs of the people, but to a change in the balance of property, which, ever since Henry the sevenths time, was daily

falling into the scale of the Commons, from that of the king and the Lords, as in his book he evidently demonstrates and explains; .... that as long as the causes of these disorders remained, as long would the like effects unavoidably follow ...... That Empire follows the balance of property, wheter lodged in one, in a few, or in many hands, he was the first that ever made out. It is incredible to think what gross and numberless errors were committed by all the writers before him, even by the best of them, for want of understanding this plain truth, which is the foundation of all Politics.

TOLANDS life of J. HARRINGTON.

---

Der Herzog von Orleans, ohne eben öffentlich zu erscheinen, spielte im Geheim eine große Rolle, und zog die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich auf sich. Er, der wegen seines Stolzes, wegen seines Geitzes, und wegen seiner übertriebenen Ausschweifungen dem Volke so sehr verhaßt gewesen war, wurde nun beynahe angebetet. Nicht nur gab er freywillig alle seine Vorrechte als Prinz auf; nicht nur hatte er im vorigen Winter große Summen unter die niedrigen Volksklassen ausgetheilt; nicht nur nahm er öffentlich alle Forderungen des Bürgerstandes in Schutz, sondern er gab sogar zu, daß in dem Pallaste, welchen er bewohnte, im Palais Royal, alle Mißvergnügten sich versammelten; daß daselbst alle gewaltsamen Maasregeln genommen, und von da ausgeführt wurden.

Ludwig Philipp Joseph Herzog von Or-

leans ist der Urenkel des Regenten, welcher, wie bekannt, mit vielen Talenten und einer grossen Seele, alle nur möglichen Laster in sich vereinigte; welcher gegen die ausdrückliche Verordnung des verstorbenen Ludwigs des Vierzehnten, nach dessen Tode zum Vormunder des minderjährigen Königs und zum Regenten von Frankreich sich aufwarf; und von welchem man vermuthet hat, daß er, wenn alle seine Anschläge geglückt wären, die auf dem französischen Throne sitzende königliche Familie ganz ausgerottet haben würde. Der Sohn des Regenten war in der Jugend ausschweifend und im Alter in seine eigene Frau so sterblich verliebt, daß er nach ihrem Tode aus Schmerz und aus religiöser Schwermuth verrückt wurde, und bald nachher starb. Er hinterließ einen einzigen Sohn (den Vater des jetzigen Herzogs), welcher vor wenigen Jahren gestorben ist, und wegen seines sanften, gutmüthigen und frommen Karakters allgemein beliebt war. Seine Gemahlin (die Mutter des jetzigen Herzogs) war hingegen wegen ihrer Ausschweifungen in ganz Frankreich berüchtigt. Ich werfe einen Schleier über das Detail derselben. Soviel ist gewiß, daß alles, was uns die Geschichte von der berühmten Messalina erzählt, weit hinter demjenigen zurückbleibt, was diese Herzogin that. Sie gieng zuletzt öffentlich mit Männern aus den allerniedrigsten Klassen um und starb an den Folgen ihrer Ausschweifungen eines Todes, dessen sonst nur die Verworfensten des weiblichen Geschlechts zu sterben pflegen. Im Jahre 1747 gebar sie Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Chartres, den jetzigen Herzog von Orleans. Seine erste Erziehung, unter einer solchen Mutter, und die Gegenstände, welche ihm täglich, schon in seiner Kindheit, vor Augen schwebten, lassen sich besser denken,

als beschreiben. Im fröhlichen Kreise seiner Engländischen Freunde erzählte der Herzog zuweilen Züge aus seinen Kinderjahren, an welche er sich noch mit Vergnügen zurück erinnerte; Züge, die ich nicht zu wiederholen wage. Eben so eile ich auch über die Jugendgeschichte des Herzogs weg. Sie besteht in einer Reihe von Auftritten, welche aus den finstern Orten, an denen sie vorgiengen, nicht an das Tageslicht gezogen werden dürfen. Der Baron Breteuil (dessen Familie durch das Haus Orleans sich gehoben hatte und demselben von jeher ergeben war), der Baron Breteuil und der Herzog von Fitz-James waren die Jugendfreunde und die Gefährten des Herzogs. Auf Anrathen Ludwigs des Funfzehnten heyrathete er die schöne, allgemein geliebte und sanftmüthige Tochter des Herzogs von Penthievre. Seiner Heyrath mit einer so tugendhaften Prinzessin ungeachtet, setzte er seine Ausschweifungen noch, wie vorher fort. Im Palais Royal und zu St. Cloud wurden wahre Bacchanalien gefeyert, und auf dem Theater zu St. Cloud wurden Schauspiele aufgeführt, welche man nicht ohne Abscheu auch nur lesen kann. Nachdem der ausgemergelte und erschlaffte Körper des Herzogs Demselben zu Fortsetzung dieser Lebensart keine Kräfte mehr übrig ließ, so fieng die Spielsucht an, ihn zu beherrschen. Er gieng nach England, und fand dort Geschmack an den Pferderennen. Er brachte Pferde und Jokeys mit sich nach Frankreich herüber, und machte bald die Pferderennen zur Mode. Bey Vincennes, in der Ebene zu Sablons, bey Fontainebleau und an andern Orten sah man Pferderennen und Wetten, wie in England. Tausende von Louisd'ors wurden gewettet und verloren, und der Herzog von Orleans gewann am meisten; denn er hatte aus England Reu-

ter mitgebracht, welche mit allen den Kunstgriffen, die angewandt werden müssen, um die Wette zu gewinnen, oder auch um dieselbe zu gehöriger Zeit zu verlieren, genau bekannt waren. Er gewann allein; er gewann alles und Niemand wollte mehr gegen ihn wetten. Viele von den Herren des Hofes versanken unter einer Schuldenlast, von der sie sich nicht befreyen konnten. Der Herzog von Orleans suchte den König zu bewegen, an den Wetten, welche bey solchen Wettrennen geschahen, Theil zu nehmen. Er schickte einst, während des Rennens, den Marquis von Conflans zum Könige, um demselben sagen zu lassen, alle Herren seines Hofes seyen bey dem Spiele interessirt und wünschten Seine Majestät auch dabey zu sehen. Ludwig der Sechszehnte, immer ökonomisch und von jeher ein Feind aller Spiele, antwortete: „Wohlan! damit es nicht scheine, als wolle ich allein nicht mitspielen, so will ich auch einen Thaler wetten!“ Einst gewann der Herzog von dem Grafen von Artois 1000 Louisd'ors, indem er den Reitknecht des Grafen bestach. Das berühmte Pferd des Grafen litt dabey so sehr, daß es hinkend wurde. Es hatte 42,800 Livres gekostet und mußte für 150 Livres verkauft werden. Den Herzog von Fitz-James, seinen Freund, ruinirte Orleans durch dieses Spiel ganz, und dem Grafen von Artois gewann er in allem gegen 80 Millionen Livres ab. Auch die Königin verlor viel an ihn. Endlich ließ der König die Pferderennen verbieten. Nun waren die Hazardspiele die Lieblingsneigung des Herzogs. Er spielte mit allen Herren des Hofes, und gewann; er spielte in den berühmtesten Spielklubs in London, und gewann. Man beschuldigte ihn daher allgemein, daß er die Kunst verstehe, das Glück zu verbessern.

Denjenigen, die um ihn waren, wurde der Herzog durch die unglaublich große Furchtsamkeit und Feigheit seines Karakters lächerlich. In dem Seetreffen zwischen den Engländern und den Frankreichern zu Oueffant befand sich Orleans auf der Flotte, und sollte ein Schiff kommandiren. Statt dessen versteckte er sich in dem Raume des Schiffes. Der Nation, und vorzüglich den Parisern machte er sich verhaßt, indem er sie aus Eigennutz eines der schönsten, öffentlichen Spaziergänge, des Palais Royal, beraubte. Eine große Menge Menschen verlor hiebey nicht blos Vergnügen, sondern auch Unterhalt. In diese Klasse gehörten alle diejenigen, welche in den Strassen zunächst am Palais Royal Gasthöfe hielten, oder meublirte Zimmer vermietheten. Eine Menge Prozesse gegen den Herzog wurden beym Parlamente anhängig gemacht, aber alle wurden entweder gar nicht, oder zum Vortheile des Herzogs entschieden, und dadurch nahm die Zahl seiner Feinde noch immer mehr zu. Durch eine Beleidigung, deren genauere Umstände in dem ersten Bande erzählt worden sind, aufgebracht, wurde Orleans der erklärte Feind der Königin. Während der berühmten Halsbandgeschichte war er ein Freund und Vertheidiger des Kardinal Rohan. Er unterstützte auch Neckern gegen alle Hofkabalen und erhielt ihn bey seiner Stelle, ungeachtet Necker, wie Jedermann wußte, der Königin persönlich verhaßt war. In dem Lit de Justice, welches der König im Parlamente hielt, war es der Herzog, der gegen den despotischen Befehl des Monarchen zu protestiren wagte. Er wurde dafür, wie oben erzählt worden ist, vom Hofe verwiesen. Dieser Schritt söhnte das Volk mit Orleans wiederum aus, und seit dieser Zeit setzte es alle seine Hoffnung auf den Herzog. Die Reichsstände wur-

den zusammenberufen, und nun suchte der Herzog (Er, der sich bisher um das Volk nicht nur gar nicht bekümmert, sondern dasselbe sogar verachtet hatte) auf einmal Popularität. Während des strengen Winters theilte er viel Geld unter die Armen mit anscheinender Großmuth aus. Beträchtliche Summen wandte er daran, um seine Freunde zu Abgesandten bey den Reichsständen erwählen zu lassen, wo er sich eine starke Parthie zu machen suchte. Sehr viele Mitglieder der Nationalversammlung haben ihre Wahl dem Herzoge zu danken. Er wurde daher auch, gleich im Anfange, zum Präsidenten der National-versammlung gewählt; aber er nahm diese Stelle nicht an. Damals kam Mirabeau nach Paris, und dies war gerade der Mann, den der Herzog suchte. Mirabeau kam nach Paris als Abgesandter des Bürgerstandes der Provenze. Er, selbst von Adel, selbst ein Graf, hatte seinen Adel aufgegeben, um Abgesandter des Bürgerstandes zu werden. Jedermann kannte Mirabeau. Man wußte, daß er ein Mann ohne Sitten war, welcher sein Vermögen verzehrt hatte, und welcher von seiner Familie und von dem Adel seiner Provinz verachtet wurde. Durch Schriften gegen die guten Sitten und gegen die Regierung hatte er sich selbst entehrt, und nichts war ihm übrig geblieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, als sonderbar zu scheinen. Er fieng daher an, gegen die Großen und gegen den Adel zu deklamiren, und schrieb Broschüren über Broschüren, Journale über Journale, weil ihn der Hunger dazu trieb. Man rieth dem Herzoge, diesen Mann in sein Interesse zu ziehen. Der Herzog that es; er schenkte Mirabeau Wagen und Pferde und Geld. Mirabeau nahm das Geschenk mit Dank an, und erbot sich zu allem, wozu man ihn gebrauchen wollte.

# Sechstes Buch.

## Geschichte der Französischen Staatsveränderung, von der Wiederkunft des Herrn Neckers bis zu der Gefangennehmung des Königs.

Leben und Karakter des Herzogs von Orleans. Vergleichung mit Algernon Sidney. Betrachtungen nach Burke. Einfluß des Pariser Pöbels auf die Nationalversammlung. Berathschlagungen über die Rechte des Menschen. Aufhebung aller Feudalrechte. Folgen derselben. Anekdote. Geschichte des Französischen Adels von seinem ersten Ursprunge an. Freudenrausch zu Paris. Neuer Aufruhr daselbst. Gefahr, in welcher sich die Herren Lavoisier und de la Salle befanden. Mirabeau als Volksaufwiegler. Demokratische Schriftsteller. Loustalot. Marat. Camille Desmoulins. Seine schwärmerische Beschreibung der Nacht des vierten Augusts. Der Bürgerrath zu Paris. Einrichtung der Bürgermiliz. Belohnung, welche die französischen Gardisten erhielten. Einrichtung des Bürgerrathes. Bailly's Karakter entwickelt sich. La Fayettes großmüthige Gesinnungen. Trauriger Zustand des Reiches. Necker in der Versammlung. Ausgeschriebenes Anlehen. Debatten über die Aufhebung der Zehenden. Debatten über die Rechte des Menschen. Des Herrn Rabaud vortrefliche Rede über die Toleranz. Schilderung des Zustandes von Frankreich. Neckers Brief an die Versammlung. Karakteristische Züge der Pariser. Der Leibarzt Laubry. Der Abbe Fauchet. Versammlung der Schuh-

zu achten? welcher in Ohnmacht fällt, wenn er den grossen Streich zu schlagen bereit ist? welcher einen Panzer von Pappdeckel anzieht, wenn er die Rotte der, von ihm selbst gedungenen Meuchelmörder anführt? Immer läßt er (zum Glücke Frankreichs) den bequemsten Zeitpunkt vorüberstreichen und zaudert, und zögert, und zagt, bis der erwünschte Augenblick verflossen und unwiederbringlich verloren ist. Er versteht gar nicht die seltene Kunst: die Gelegenheit bey der Stirnlocke zu ergreifen; eine Kunst, welche nie dem wirklich grossen Manne fehlt, und welche niemals ein mittelmäßiger Kopf lernen wird. Uebereilung ist sein zweyter Fehler. Entweder wartet er zu lange, oder nicht lange genug. Ungeduldig das Ende seiner Plane zu sehen, übereilt er sich und schlägt den dezisiven Streich, ehe es noch Zeit ist. Dadurch verräth er seinen Plan und erreicht seinen Zweck nicht. Verschlossenheit und Verschwiegenheit sind überdies zwey Tugenden, die er nicht besitzt und ohne welche doch unmöglich etwas Grosses auszuführen steht. Zufolge dieser Schilderung seines Karakters scheint es, daß, so gefährlich auch seine Plane für die Ruhe Frankreichs seyn mögen, dennoch von ihm nicht viel zu befürchten ist; denn sein Karakter ist gerade so, wie derselbe seyn muß, um das Gelingen seiner Projekte selbst zu verhindern. Seine Seele ist zu klein und zu schwach; er hat weder Muth noch Kraft. Er wäre jetzt Cromwell der Zweyte, wenn ihm nicht die Natur eine so kleine und so schwache Seele gegeben hätte! Wahrscheinlich aber gab sie ihm dieselbe, um grosses Unglück zu verhüten! Mit dem Ehrgeitze, mit dem Hange zur Wollust und mit den Grundsätzen eines Julius Cäsar besitzt er, glücklicherweise, weder dessen Seelengröße, noch seinen Muth, noch seine Talente.

Der Mann, dessen Leben ich so eben beschrieben und dessen Karakter ich geschildert habe, wagte es, sich an die Spitze der Verschwornen zu stellen, oder vielmehr: Er war es, der von den Verschwornen an ihre Spitze gestellt wurde. Er übernahm die Rolle eines Brutus, eines Cäsar, eines Tell, eines Oranien, eines Cromwell, eines Ludlow, eines Washington, eines Franklin, eines Algernon Sidney — — Algernon Sidney! — — Verzeihung, ehrwürdiger Schatten! Verzeihung, daß ich deinen, jedem Freunde der Freyheit theuren und heiligen Namen, neben dem Namen eines Orleans genannt habe! Algernon Sidney und Orleans, welch ein Abstand! Sidney focht in den bürgerlichen Kriegen gegen den König Karl den Ersten, und auf der Fahne des Regiments, welches er anführte, standen die Worte: „Die heilige Liebe des Vaterlandes giebt uns Muth.“ a) Orleans hingegen stellte sich an die Spitze der, mit versteckten Dolchen bewaffneten Meuchelmörder, und führte sie gegen den königlichen Pallast und gegen die königliche Familie an. Sidney hatte Muth genug, den entscheidenden Streich selbst zu schlagen und den Tyrannen aus dem Wege zu räumen; aber er wollte es aus Patriotismus thun. Sein Wahlspruch war: b) „Diese, dem Tyrannen feindselige „Hand sucht durch den Schwertstreich Ruhe und Frieden „im Schooße der Freyheit;“ Orleans hingegen hatte nicht einmal Muth genug, seine Rotte von Meuchelmördern selbst anzuführen; und was er suchte, das war nicht

a) Sanctus Amor Patriæ dat animum.
b) — — — Manus haec inimica Tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem.

Ruhe, nicht Friede und Freyheit, sondern Anarchie, Uneinigkeit, Zwietracht und einen usurpirten Königsthron. Von Sidney sagt sein Freund Pelham: er würde nie eine Handlung gethan, nie ein Wort gesprochen haben, auch nicht, um dadurch sein eigenes Leben zu retten, wenn er geglaubt hätte, daß diese Handlung, oder diese Rede der Freyheit und dem Wohl seines Vaterlandes entgegen seyn könnte. Von Orleans erzählen seine Freunde keine anderen Handlungen, als Herkulische Thaten bey Freudenmädchen, oder Betrügereyen im Spiel; keine andern Reden, als niedrige Scherze, oder schändliche Zweydeutigkeiten. Sidney starb als Märtyrer der Freyheit; er wurde unschuldiger Weise des Hochverraths angeklagt und nach dem Schafote geführt. Dort legte er sein Haupt ruhig auf den Block, und erwartete den tödtlichen Streich. Der Scharfrichter fragte ihn, einer in solchen Fällen angenommenen Gewohnheit zufolge, ob er auch nicht wieder aufstehen würde? „Nein" sagte Sidney unerschrocken und kaltblütig, „nicht eher, als an der allgemeinen Auferstehung. Hau zu!" — So sprach und handelte Sidney. Orleans hingegen fällt in Ohnmacht, wenn er nur Gefahr vermuthet! Welch ein Abstand zwischen Orleans und Algernon Sidney! Verzeihung, noch einmal Verzeihung, ehrwürdiger Schatten, daß ich dich aus der Unterwelt heraufrief, um dich neben einen Orleans zu stellen!

Ueberhaupt ist die Bemerkung sehr wichtig und sehr wahr, daß sich die französische Revolution dadurch von andern Revolutionen, deren die Geschichte erwähnt, unterscheidet, daß die Anführer derselben, die Häupter der Verschwornen, alle, ohne Ausnahme, kleinmüthige, verächtliche, verworfene und lasterhafte Menschen wa-

ren; dahingegen bey allen andern Verschwörungen, bey allen andern Revolutionen, sich doch wenigstens ein Held befand. Helden waren in Frankreich la Fayette und de la Salle; aber diese gehörten nicht unter die Verschwornen. „Andere Revolutionen," sagt Burke, „sind von Personen geleitet worden, welche, indem sie Veränderungen im Staate unternahmen, oder ausführten, ihren Ehrgeiz gleichsam heiligten, weil sie dem Volke, dessen Ruhe sie störten, mehr Ansehen und Würde verschafften. Sie hatten grosse Plane. Sie suchten über ihr Vaterland zu herrschen; nicht dasselbe zu Grunde zu richten. Sie waren Männer von grossen Talenten, von grosser Kenntniß und Erfahrung, sowohl in Civil- als Militairsachen; sie waren zwar der Schrecken, aber auch zugleich die Zierde ihres Zeitalters. Sie stritten sich nicht unter einander, wie Wechseljuden, welcher von ihnen, durch eine betrügerische Zirkulation und durch kreditloses Papiergeld, dem Elende und dem Ruin, welchen ihre ausgearteten Rathschläge ihrem Vaterlande zugezogen hatten, am besten abzuhelfen im Stande sey. Das Kompliment, welches einem der grossen bösen Menschen der Vorzeit (Cromwell) von seinem Verwandten, einem berühmten Dichter jener Zeit, gemacht worden ist, beweist, was eigentlich sein Vorsatz war; ein Vorsatz, den er wirklich, im Verfolge seines Ehrgeizes, beynahe ausgeführt hat."

„Beständig, so wie Sie sich heben, erhebt sich auch zugleich mit Ihnen der Staat. Er fühlt nicht die Uebel einer Veränderung, weil dieselbe durch Sie geschieht. Eine Veränderung, derjenigen gleich, welche auf der Welt grossem Schauplatze vorgeht,

den zusammenberufen, und nun suchte der Herzog (Er, der sich bisher um das Volk nicht nur gar nicht bekümmert, sondern dasselbe sogar verachtet hatte) auf einmal Popularität. Während des strengen Winters theilte er viel Geld unter die Armen mit anscheinender Großmuth aus. Beträchtliche Summen wandte er daran, um seine Freunde zu Abgesandten bey den Reichsständen erwählen zu lassen, wo er sich eine starke Parthie zu machen suchte. Sehr viele Mitglieder der Nationalversammlung haben ihre Wahl dem Herzoge zu danken. Er wurde daher auch, gleich im Anfange, zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt; aber er nahm diese Stelle nicht an. Damals kam Mirabeau nach Paris, und dies war gerade der Mann, den der Herzog suchte. Mirabeau kam nach Paris als Abgesandter des Bürgerstandes der Provenze. Er, selbst von Adel, selbst ein Graf, hatte seinen Adel aufgegeben, um Abgesandter des Bürgerstandes zu werden. Jedermann kannte Mirabeau. Man wußte, daß er ein Mann ohne Sitten war, welcher sein Vermögen verzehrt hatte, und welcher von seiner Familie und von dem Adel seiner Provinz verachtet wurde. Durch Schriften gegen die guten Sitten und gegen die Regierung hatte er sich selbst entehrt, und nichts war ihm übrig geblieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, als sonderbar zu scheinen. Er fieng daher an, gegen die Großen und gegen den Adel zu deklamiren, und schrieb Broschüren über Broschüren, Journale über Journale, weil ihn der Hunger dazu trieb. Man rieth dem Herzoge, diesen Mann in sein Interesse zu ziehen. Der Herzog that es; er schenkte Mirabeau Wagen und Pferde und Geld. Mirabeau nahm das Geschenk mit Dank an, und erbot sich zu allem, wozu man ihn gebrauchen wollte.

… ein gr… …gen des Natur-
… …er die Rechte
…en, …ungen im
…e waren … Schatz
…och vorhanden. …
…and Tugend, alle …
… Stände blieben. Aber
…derwerfung in Frankreich
…asse, die Quelle des Lebens
…er gelähmt a)."

…er Hauptstadt, wie in dem vori-
…den ist, die Wahlherren gezwungen
…s Barons Besenval gefaßten Ent-
…en, so zwang er nunmehr seine Stell-
…e statt der Wahlherren auf dem Rathhause
…hielten, zu befehlen, daß Besenval de-
…ach Paris gebracht werden solle. Von Paris
…Gesandtschaft an die Nationalversammlung ge-
…n derselben diesen Beschluß bekannt zu machen.
…Nationalversammlung willigte in die Gefangen-
…ng Besenvals ein: sie mußte einwilligen, weil sie
…vor dem Pariser Pöbel, und vor der Parthie unter
selbst, die es mit dem Pariser Pöbel hielt, fürchtete.
…aum war zu Paris die Ruhe wieder hergestellt, als sich
der Einfluß des Volkes auf die Nationalversammlung,
und der Einfluß einer Parthie in der Nationalversamm-
lung auf das Volk, immer mehr und mehr zu zeigen an-
fieng. Schrecken und Furcht bemächtigten sich der größ-
ten Anzahl der Mitglieder, und die Verschwornen er-

a) Burke reflections on the revolution in France. p. 70.

Ruhe, nicht Friede und Freyheit, sondern Anarchie, Uneinigkeit, Zwietracht und einen usurpirten Königsthron. Von Sidney sagt sein Freund Pelham: er würde nie eine Handlung gethan, nie ein Wort gesprochen haben, auch nicht, um dadurch sein eigenes Leben zu retten, wenn er geglaubt hätte, daß diese Handlung, oder diese Rede der Freyheit und dem Wohl seines Vaterlandes entgegen seyn könnte. Von Orleans erzählen seine Freunde keine anderen Handlungen, als Herkulische Thaten bey Freudenmädchen, oder Betrügereyen im Spiel; keine andern Reden, als niedrige Scherze, oder schändliche Zweydeutigkeiten. Sidney starb als Märtyrer der Freyheit; er wurde unschuldiger Weise des Hochverraths angeklagt und nach dem Schafote geführt. Dort legte er sein Haupt ruhig auf den Block, und erwartete den tödtlichen Streich. Der Scharfrichter fragte ihn, einer in solchen Fällen angenommenen Gewohnheit zufolge, ob er auch nicht wieder aufstehen würde? „Nein" sagte Sidney unerschrocken und kaltblütig, „nicht eher, als an der allgemeinen Auferstehung. Hau zu!" — So sprach und handelte Sidney. Orleans hingegen fällt in Ohnmacht, wenn er nur Gefahr vermuthet! Welch ein Abstand zwischen Orleans und Algernon Sidney! Verzeihung, noch einmal Verzeihung, ehrwürdiger Schatten, daß ich dich aus der Unterwelt heraufrief, um dich neben einen Orleans zu stellen!

Ueberhaupt ist die Bemerkung sehr wichtig und sehr wahr, daß sich die französische Revolution dadurch von andern Revolutionen, deren die Geschichte erwähnt, unterscheidet, daß die Anführer derselben, die Häupter der Verschwornen, alle, ohne Ausnahme, kleinmüthige, verächtliche, verworfene und lasterhafte Menschen wa-

ren; dahingegen bey allen andern Verschwörungen, bey allen andern Revolutionen, sich doch wenigstens ein Held befand. Helden waren in Frankreich la Fayette und de la Salle; aber diese gehörten nicht unter die Verschwornen. „Andere Revolutionen," sagt Burke, „sind von Personen geleitet worden, welche, indem sie Veränderungen im Staate unternahmen, oder ausführten, ihren Ehrgeiz gleichsam heiligten, weil sie dem Volke, dessen Ruhe sie störten, mehr Ansehen und Würde verschafften. Sie hatten grosse Plane. Sie suchten über ihr Vaterland zu herrschen; nicht dasselbe zu Grunde zu richten. Sie waren Männer von grossen Talenten, von grosser Kenntniß und Erfahrung, sowohl in Civil- als Militairsachen; sie waren zwar der Schrecken, aber auch zugleich die Zierde ihres Zeitalters. Sie stritten sich nicht unter einander, wie Wechseljuden, welcher von ihnen, durch eine betrügerische Zirkulation und durch kreditloses Papiergeld, dem Elende und dem Ruin, welchen ihre ausgearteten Rathschläge ihrem Vaterlande zugezogen hatten, am besten abzuhelfen im Stande sey. Das Kompliment, welches einem der grossen bösen Menschen der Vorzeit (Cromwell) von seinem Verwandten, einem berühmten Dichter jener Zeit, gemacht worden ist, beweist, was eigentlich sein Vorsatz war; ein Vorsatz, den er wirklich, im Verfolge seines Ehrgeizes, beynahe ausgeführt hat."

„Beständig, so wie Sie sich heben, erhebt sich auch zugleich mit Ihnen der Staat. Er fühlt nicht die Uebel einer Veränderung, weil dieselbe durch Sie geschieht. Eine Veränderung, derjenigen gleich, welche auf der Welt grossem Schauplatze vorgeht,

wenn ohne Geräusch die aufgehende Sonne der Nacht unsichere Dämmrung zerstreut a)."

„Diese Störer der Ruhe waren nicht sowohl Männer, welche Macht an sich zu reissen suchten, als solche, die den ihnen von der Natur bestimmten Platz, in der Gesellschaft einnahmen. Sie erhoben sich, um die Welt zu erleuchten, und zu verschönern. Sie siegten über ihre Feinde, indem sie durch größere Heldentugenden sich vor ihnen auszeichneten. Die Hand, welche gleich einem Würgengel, das Land schlug, theilte demselben zu gleicher Zeit die Kraft und die Stärke mit, unter denen es gelitten hatte. Männer dieser Art waren, Cromwell, die Guisen, die Condes, die Colignys. Solche Männer waren die Richelieus, welche in einem ruhigern Zeitpunkte sich wie zu den Zeiten eines Bürgerkrieges betrugen. Ein solcher war auch, aber mit einem bessern Herzen, und für eine gerechtere Sache streitend, Heinrich der Vierte, ob er gleich in bürgerlichen Unruhen aufgewachsen war, welches auch auf seinen Karakter einen merklichen Einfluß gehabt hatte. Es ist in der That bewundernswürdig zu sehen, wie schnell Frankreich, wenn es nur einen Augenblick sich erholen konnte; von dem längsten und schrecklichsten Bürgerkriege, der irgend eine Nation gedrückt hatte, sich wieder herstellte und zu seinem vorigen Zustande erhob. Warum? Bey allen Mordthaten war doch in Frankreich das Gemüth nicht todtgeschlagen worden. Eine selbstbewußte

a) Still as you rise, the state exalted too,
Finds no distemper, whilst 'tis chang'd by you;
Chang'd like the world's great scene, when, without noise,
The rising sun night's vulgar lights destroys.

wußte Würde, ein edler Stolz, ein großmüthiges Gefühl von Ehre und Nacheiferung, war nicht erloschen. Im Gegentheile, es wurde angefacht und entzündet. Die verschiedenen Theile der Staatsmaschine waren zwar auseinander geworfen, aber sie wären doch vorhanden. Alle Ehrenbezeigungen für Tapferkeit und Tugend, alle Belohnungen, alle Vorrechte der Stände blieben. Aber die gegenwärtige Durcheinanderwerfung in Frankreich hat, gleich einem Schlagflusse, die Quelle des Lebens angegriffen und alle Glieder gelähmt a).“

Nachdem der Pöbel der Hauptstadt, wie in dem vorigen Buche erzählt worden ist, die Wahlherren gezwungen hatte, den wegen des Barons Besenval gefaßten Entschluß zu widerrufen, so zwang er nunmehr seine Stellvertreter, welche statt der Wahlherren auf dem Rathhause ihre Sitzungen hielten, zu befehlen, daß Besenval bewacht und nach Paris gebracht werden solle. Von Paris wurde eine Gesandtschaft an die Nationalversammlung geschickt, um derselben diesen Beschluß bekannt zu machen. Auch die Nationalversammlung willigte in die Gefangennehmung Besenvals ein: sie mußte einwilligen, weil sie sich vor dem Pariser Pöbel, und vor der Parthie unter sich selbst, die es mit dem Pariser Pöbel hielt, fürchtete. Kaum war zu Paris die Ruhe wieder hergestellt, als sich der Einfluß des Volkes auf die Nationalversammlung, und der Einfluß einer Parthie in der Nationalversammlung auf das Volk, immer mehr und mehr zu zeigen anfieng. Schrecken und Furcht bemächtigten sich der größten Anzahl der Mitglieder, und die Verschwornen er-

---

a) Burke reflections on the revolution in France. p. 70.

hielten, was sie wollten a). Die Nationalversammlung wurde bald nachher durch ein auffallendes Beyspiel überzeugt, daß die Stimmen nicht mehr frey wären, und daß jetzo niemand in Frankreich regiere, als die mächtige Parthie, welcher die Hauptstadt zu Gebote stand. Am ersten August war durch Mehrheit der Stimmen Herr Thouret, ein Mann, dessen grosse Talente und gemäßigte Grundsätze allgemein bekannt waren, zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt worden. Da ihm aber die Parthie der Verschwornen nicht günstig war: so erschallte der Versammlungssaal von Verwünschungen, von Drohungen, und die lärmenden Mitglieder appellirten an das Volk. Stellvertreter der französischen Nation; Mitglieder der Nationalversammlung, schickten Boten nach Paris und nach dem Palais Royal. Schon wurden die Sturmglocken aufs neue angezogen, und zu einem neuen Auflaufe wurden Anstalten gemacht, als Herr Thouret, um den Frieden zu erhalten, sich weigerte, die Stelle anzunehmen. Von diesem Augenblicke an fühlten die Verschwornen ihre ganze Stärke, und herrschten nunmehr in der Nationalversammlung, beynahe eben so unumschränkt, als sie unter dem Pariser Pöbel zu herrschen gewohnt waren.

Ganz Europa erwartete von der Nationalversammlung, daß sie damit anfangen würde, den Unordnungen zu steuren; Ruhe, Ordnung und Achtung für die Gesetze wieder herzustellen; und den Finanzen aufzuhelfen. Aber dieses that sie nicht. Gesetze und Finanzen blieben als Nebensachen auf künftige Zeiten liegen, und sie beschäftigte sich lange Zeit

---

a) Mémoires du Comte de Lally-Tolendal. p. 95. et 106.

bloß allein mit den allgemeinen Grundsätzen des Naturrechts, mit metaphysischen Spekulationen über die Rechte des Menschen und des Bürgers. Die Unordnungen im ganzen Reiche nahmen indessen zu, der königliche Schatz war leer, und die Auslagen wurden nicht bezahlt.

Am 27. und 28sten Julius geschah in der Versammlung der erste Vortrag über die neue Staatsverfassung. Der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Clermont Tonnerre und Herr Mounier, lasen jeder einen Aufsatz darüber ab. Dann entstand die Frage: ob dem Gesetzbuche des neuen Staatsrechtes eine Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers vorgesetzt werden solle, oder nicht? Man stritt lange für und gegen eine solche Bekanntmachung. Ich will hier einige der vorzüglichsten Gründe anführen. „Die Zeitgenossen sowohl als die Nachwelt," sagt ein berühmter Schriftsteller, „müssen unstreitig eine gesetzgebende Versammlung nach ihren Thaten, und nicht nach ihren Reden beurtheilen: hierin verfahren sie, wie die Geschichte und das Gesetz, welche sich beyde darauf einschränken, die Handlungen der Menschen zu beurtheilen. Indessen verdienen doch, in den Jahrbüchern der Zeit, mit den Beschlüssen auch zugleich die bestimmenden Beweggründe dieser Beschlüsse, und der Streit der Meynungen, zwischen denen sie gleichsam hin und her geworfen worden sind, aufbewahrt zu werden. Geist und Karakter einer Versammlung läßt sich nicht aus zwey oder drey Reden beurtheilen. Um diesen Geist kennen zu lernen, muß man dieselbe in verschiedenen Lagen betrachten, und aus allen möglichen Gesichtspunkten sehen. Ein unrichtiges oder ein seichtes Raisonnement verdient daher in diesen Jahrbüchern eben sowohl eine Stelle, als ein richtiges und wahres. Thatsachen

genau erzählt, richtig geordnet, und von der unerträglichen Weitschweifigkeit der gesprochenen Reden befreyt; dieß verlangt die Geschichte, und dieses wird sie, auch noch in künftigen Jahrhunderten, mit Vergnügen lesen."

„Der isolirte Mensch," sagte Herr Creniere, hat keine Rechte; dieß ist das Gesetz der Natur: der gesellschaftliche Mensch hat natürliche und unvergebliche Rechte; dieß ist ein Axiom der Vernunft. Staatsbürger, welche diese Rechte ausüben, sind ein freyes Volk: Unterthanen, welche sie nicht ausüben, sind weiter nichts, als ein Haufe gefesselter oder betrogener Menschen. Die Bestimmung und Festsetzung dieser natürlichen und unvergeblichen Rechte, die vor den Gesetzen, welche bloß allein positive oder relative Rechte bestimmen, vorhergehen muß, nenne ich die Staatsverfassung eines Volks, und ich glaube, daß diese Konstitutionsgesetze für sich, und ohne Verbindung mit den übrigen Gesetzen seyn müssen."

Graf von Montmorency. Frankreich kommt es zu, der Welt einen Kodex der Weisheit vorzulegen, welcher nachher von allen Völkern angenommen werden wird.

Herr von Castellane. Seit Karl dem Grossen hat man diese Rechte ganz vergessen; es ist nun Zeit, sie wieder in Erinnerung zu bringen. Die Frankreicher sind nicht alle zusammen solche Thoren geworden, daß sie zu ihrem Monarchen gesagt haben: „Wir übergeben Dir eine willkührliche Macht über unsere Person; wir wollen nur so lange frey bleiben, bis es Dir gefällt, uns zu Sklaven zu machen; dann aber sollen auch unsere Kinder die Sklaven Deiner Kinder seyn. Nach Willkühr kannst Du uns dann unsern Familien entreissen, uns in Gefängnisse

werfen, und darin umkommen lassen, wenn Deine Maitresse oder dein Liebling es verlangt. Unsere sterbende Stimme wird niemand hören. Dein wirklicher oder vorgeblicher Wille, wird alle Thaten, welche in Deinem Namen geschehen, gerecht machen, und Du allein sollst zugleich unser Ankläger, unser Richter, und unser Henker seyn.“ Uebrigens beweist auch die Erfahrung, die Nothwendigkeit einer solchen Bekanntmachung der Rechte; denn in England seufzen die Menschen noch unter der Last der Mißbräuche, weil sie ihre Rechte noch nicht kennen.

Herr Target. Um ein freyes Volk zu bilden, muß man dasselbe die Rechte der Freyheit kennen lehren. Keine Wahrheit kann ihm schaden. Man muß es durch Aufklärung zum Glück führen, und wir können dieses auf keine Weise besser thun, als wenn wir die Gesetze der Natur in Erz graben.

Bischof von Langres. Die Staatsverfassung besteht in einem Koder von Gesetzen; was kein Gesetz ist, gehört nicht zur Staatsverfassung. Durch Grundsätze spricht man mit der Vernunft, um sie zu überzeugen; durch Gesetze mit dem Willen, um ihn zu unterwerfen. Das Volk ist gar nicht fähig, solche Maximen zu verstehen. Will man es aufklären, so muß dieses durch Bücher, und nicht durch abstrakte Bekanntmachungen geschehen.

Herr de Landine. Wir wollen uns nicht mit abstrakten Ideen beschäftigen; wir wollen uns hüten, Grundsätze auseinander zu setzen, die im Grunde wahr, sehr scharfsinnig ausgedrückt, aber für jetzo unnütze sind. Lassen Sie uns Gemeinsinn genug haben, um einzusehen, daß wir unsere Laufbahn nicht zu sehr ausdehnen

dürfen, wenn wir zum Ziele gelangen wollen. Weit davon entfernt, bis auf den Ursprung aller Gesellschaft zurück zu gehen, wollen wir diejenige Gesellschaft verbessern, in welcher wir uns befinden. Lassen wir den Naturmenschen, und beschäftigen wir uns mit dem Schicksale des zivilisirten Menschen. Ohne zu untersuchen, was wir gewesen sind, oder was wir noch sind: lassen Sie uns bestimmen, was wir seyn sollen. Mit der Theorie dürfen wir uns jetzo nicht beschäftigen. Locke, Cumberland, Smith, Hume, Rousseau, haben darüber alles gesagt, was sich sagen läßt: wir haben es jetzo blos mit der Praxis zu thun. Wir bekümmern uns nicht um Regierungsform überhaupt; sondern um unsere Regierungsform. Unstreitig ist der Mensch von Natur frey: das dürfen wir ihm aber nicht bekannt machen; sondern wir müssen es dahin bringen, daß er es sey. Ein Gesetz, welches die Verhaftbriefe, diese Werkzeuge der Tyranney, welche für uns eben das sind, was der seidene Strick in Asien ist, aufheben wird: ein solches Gesetz wird zum öffentlichen Glücke mehr beytragen, als alle Maximen und alle schönen Einleitungen. Den Tyrann, welcher im Stande wäre, künftig die Gesetze unter die Füße zu treten, wird auch eine eitle Bekanntmachung der Rechte nicht zurück halten, und für die Nachwelt wird das Gesetz selbst mehr zu unserm Vortheile beweisen, als die Vorrede desselben. In der That, wenn wir klug handeln wollen, so müssen wir jetzo nicht Zeit verlieren, sondern Zeit zu gewinnen suchen. Wenn wir klug seyn wollen, so dürfen wir nicht den raisonnirenden Frankreichern eine ungeheure Laufbahn von Streitigkeiten, Meynungen und Kommentaren eröffnen. Das achtzehnte Jahrhundert hat Wissenschaften und Künste aufgeklärt,

aber es hat für die Gesetzgebung noch nichts gethan: jetzo ist die Zeit da, dieselbe zu schaffen. Laßt das Gesetz kurz und gedrängt seyn, damit es in das Gedächtniß aller, selbst unserer Kinder, sich einpräge; laßt es einfach seyn, damit es jedermann verstehe. Behalten wir für uns das Studium der Grundsätze, die Grundlagen unserer Arbeit, und lassen wir das Volk die Früchte derselben einerndten. So verbirgt sich in der Erde das grosse Fundament eines Pallastes, und das Auge des Volks genießt nur den Anblick des Ganzen und die Majestät des Gebäudes. Eilen wir, dieses Gebäude aufzuführen, und möge es der Betrachtung des Weisen, und der Anschauung der Nachwelt würdig seyn!

Herr Dupont. Wem sollen wir Gesetze geben, wenn wir so lange warten, bis der Geist der Unabhängigkeit sich aller Gemüther bemächtigt, und alle Bande des gesellschaftlichen Vertrags zerrissen hat? Lassen Sie uns den Ruhm Gutes zu thun, der Eitelkeit bewundert zu werden, vorziehen.

Am vierten August beschloß die Nationalversammlung, daß eine Bekanntmachung der Rechte nothwendig sey.

Nachdem die metaphysischen Diskussionen lange Zeit in der Versammlung gedauert hatten, ändert sich auf einmal die Scene. Diese metaphysische, diese moralische, diese langsam überlegende Versammlung, verwandelt sich plötzlich in die allerunüberlegteste, gedankenloseste, ungerechteste Versammlung, die noch je vorhanden gewesen ist. Während der Zeit, da sie über die Rechte des Bürgers sich berathschlagt, beraubt sie den angesehensten, reichsten, und, wegen der dem Vaterlande geleisteten Dienste, vorzüglichsten Theil der Nation, nicht nur aller seiner Vorrechte, sondern sogar seines Eigenthums, und wirft

mit einem unbesonnenen, heftigen Eifer, in einer Nacht, das Gebäude vieler Jahrhunderte um. Und nachdem die Versammlung diese grosse That ausgeführt, nachdem sie durch ein neues auffallendes Beyspiel bewiesen hat, daß die Volksregierung weit ungerechter ist, weit despotischer verfährt, als der monarchische Despotismus, hält sie sich selbst eine Lobrede, und freut sich, ihre über sich erhabenen Mitbürger bis zu sich herabgesetzt zu haben, eben so, wie sich Kinder freuen, wenn sie ihren Spielgesellen heimlich das Spielzeug wegnehmen können, um dessen Besitz sie dieselben schon lange beneidet hatten. Die Vorrechte des Adels, welche aufgehoben wurden, waren zwar ungerecht und drückend; sie beruhten, so wie das ganze Feudalsystem in Frankreich, auf Anmassungen und auf Usurpationen im mittlern Zeitalter; nicht auf angestammten oder angeerbten Rechten. Das ganze Feudalsystem mußte umgeworfen werden, wenn Frankreich frey und glücklich werden sollte; nur hätte eine solche Umwerfung langsam, bedächtlich, und mit Schonung für die gegenwärtigen Besitzer, aber ohne Rücksicht auf ihre Nachkommen, geschehen müssen; denn selbst um frey zu werden, darf man nicht ungerecht seyn.

Diese merkwürdige Sitzung, welche in der Geschichte von Frankreich sowohl, als in der Geschichte des menschlichen Herzens, Epoche machen wird, dauerte von acht Uhr des Abends bis um zwey Uhr des Morgens. Es war die Nacht des vierten Augusts. Die Nationalversammlung hatte vor ihren Augen das Gemälde aller der Greuel, welche im Königreiche, von einem Ende zum andern vorgiengen, und man hatte vorgeschlagen, durch eine Proklamation dem Laufe dieser schrecklichen Unordnungen, welche eine Folge der Gesetzlosigkeit waren, Ein-

haltzuthun. Herr Target las einen Plan zu einer solchen Proklamation vor, als der Vikomte von Noailles aufstand, und behauptete: die Ruhe unter dem Volke könnte nicht eher hergestellt werden, als bis man durch Thatsachen würde bewiesen haben, daß man wirklich etwas für dasselbe zu thun gesonnen sey. Er schlug dem zufolge vor, das Feudalsystem ganz aufzuheben. Diese Worte wirkten auf die Versammlung wie ein elektrischer Schlag. In großmüthiger Schwärmerey erhob sich dieselbe über alle Berechnungen, und über alles Nachdenken. Der Adel und die Geistlichkeit stritten sich wechselsweise um das Verdienst größerer Aufopferungen. So schnell man nur sprechen konnte, so schnell vernichtete man auch, ohne Unterschied, Rechte und Usurpationen; die Prärogativen der Tyranney und die Prärogativen der Ehre. In fünf Stunden war das Werk von zehn Jahrhunderten über den Haufen geworfen. Alle Vorschläge wurden ohne Debatten, ohne Untersuchung, ohne Stimmensammlung, durch Akklamation angenommen. Man fieng damit an, die Vorrechte des Adels, in Rücksicht auf Bezahlung der Abgaben, zu vernichten; dann hob man alle Feudalrechte, Frohndienste, persönliche Dienstbarkeiten, Abgaben, Zehenden, Jagdgerechtigkeiten, Fischgerechtigkeiten, alle Vorrechte der Provinzen, und die Vorrechte des geistlichen Standes auf. Der Lärm war unbeschreiblich groß. Die Nationalversammlung glich einem betrunkenen Haufen, und die Klugheit und Mäßigung, mit der man allemal eine wichtige Veränderung, selbst vom Bösen zum Guten, vornehmen muß, wurden ganz aus den Augen gesetzt. Herr Dupont machte zwischen dem Lärm eine Bemerkung, auf die man nicht einmal hörte. Nachdem man schon das grosse Werk der

mit einem unbesonnenen, heftigen Eifer, in einer Nacht, das Gebäude vieler Jahrhunderte um. Und nachdem die Versammlung diese grosse That ausgeführt, nachdem sie durch ein neues auffallendes Beyspiel bewiesen hat, daß die Volksregierung weit ungerechter ist, weit despotischer verfährt, als der monarchische Despotismus, hält sie sich selbst eine Lobrede, und freut sich, ihre über sich erhabenen Mitbürger bis zu sich herabgesetzt zu haben, eben so, wie sich Kinder freuen, wenn sie ihren Spielgesellen heimlich das Spielzeug wegnehmen können, um dessen Besitz sie dieselben schon lange beneidet hatten. Die Vorrechte des Adels, welche aufgehoben wurden, waren zwar ungerecht und drückend; sie beruhten, so wie das ganze Feudalsystem in Frankreich, auf Anmassungen und auf Usurpationen im mittlern Zeitalter, nicht auf angestammten oder angeerbten Rechten. Das ganze Feudalsystem mußte umgeworfen werden, wenn Frankreich frey und glücklich werden sollte; nur hätte eine solche Umwerfung langsam, bedächtlich, und mit Schonung für die gegenwärtigen Besitzer, aber ohne Rücksicht auf ihre Nachkommen, geschehen müssen; denn selbst um frey zu werden, darf man nicht ungerecht seyn.

Diese merkwürdige Sitzung, welche in der Geschichte von Frankreich sowohl, als in der Geschichte des menschlichen Herzens, Epoche machen wird, dauerte von acht Uhr des Abends bis um zwey Uhr des Morgens. Es war die Nacht des vierten Augusts. Die Nationalversammlung hatte vor ihren Augen das Gemälde aller der Greuel, welche im Königreiche, von einem Ende zum andern vorgiengen, und man hatte vorgeschlagen, durch eine Proklamation dem Laufe dieser schrecklichen Unordnungen, welche eine Folge der Gesetzlosigkeit waren, Ein-

halt zu thun. Herr Target las einen Plan zu einer solchen Proklamation vor, als der Vikomte von Noailles aufstand, und behauptete: die Ruhe unter dem Volke könnte nicht eher hergestellt werden, als bis man durch Thatsachen würde bewiesen haben, daß man wirklich etwas für dasselbe zu thun gesonnen sey. Er schlug dem zufolge vor, das Feudalsystem ganz aufzuheben. Diese Worte wirkten auf die Versammlung wie ein elektrischer Schlag. In großmüthiger Schwärmerey erhob sich dieselbe über alle Berechnungen, und über alles Nachdenken. Der Adel und die Geistlichkeit stritten sich wechselsweise um das Verdienst größerer Aufopferungen. So schnell man nur sprechen konnte, so schnell vernichtete man auch, ohne Unterschied, Rechte und Usurpationen; die Prärogativen der Tyranney und die Prärogativen der Ehre. In fünf Stunden war das Werk von zehn Jahrhunderten über den Haufen geworfen. Alle Vorschläge wurden ohne Debatten, ohne Untersuchung, ohne Stimmensammlung, durch Akklamation angenommen. Man fieng damit an, die Vorrechte des Adels, in Rücksicht auf Bezahlung der Abgaben, zu vernichten; dann hob man alle Feudalrechte, Frohndienste, persönliche Dienstbarkeiten, Abgaben, Zehenden, Jagdgerechtigkeiten, Fischgerechtigkeiten, alle Vorrechte der Provinzen, und die Vorrechte des geistlichen Standes auf. Der Lärm war unbeschreiblich groß. Die Nationalversammlung glich einem betrunkenen Haufen, und die Klugheit und Mäßigung, mit der man allemal eine wichtige Veränderung, selbst vom Bösen zum Guten, vornehmen muß, wurden ganz aus den Augen gesetzt. Herr Dupont machte zwischen dem Lärm eine Bemerkung, auf die man nicht einmal hörte. Nachdem man schon das grosse Werk der

Staatsumwerfung ganz geendigt zu haben glaubte, stand noch der Graf von Virieu auf: „Ich verlange," rief er, „wie Katull, auch meinen Sperling darzubieten. Die Taubenhäuser der adelichen Güter sind dem Ackerbau schädlich; ich opfere dem Staate die meinigen auf." Ehe noch die Versammlung auseinander gieng, schlug der Erzbischof von Paris vor, am folgenden Tage ein feyerliches Te Deum in der königlichen Kapelle zu singen. Dieser Vorschlag wurde durch Akklamation genehmigt. Dann schlug der Herzog von Liancourt vor, eine Medaille schlagen zu lassen, um das Andenken dieser merkwürdigen Nacht zu verewigen; und Lally-Tolendal, um die Versammlung aus ihrem Enthusiasmus wiederum zur gesunden Vernunft zurück zu führen, schlug vor: Ludwig dem Sechszehnten den Titel des Wiederherstellers der Freyheit Frankreichs zu geben.

Als die in dieser Nacht gemachten Beschlüsse zu Paris bekannt wurden, waren die Urtheile sehr verschieden. Von dem Volke wurden dieselben mit einem lauten Jubelgeschrey aufgenommen. Aber die Vernünftigen, selbst unter den Patrioten, hörten die Nachricht mit Unwillen. „Was für ein Recht," so fragten sie, „was für ein Recht hatten die Abgesandten des Adels und der Geistlichkeit, die Vorrechte und das Eigenthum der beyden ersten Stände des Reichs einer verächtlichen Popularität aufzuopfern? Was für ein Verdienst liegt in einer solchen Großmuth, welche wegschenkt, was ihr nicht zugehört? Wie konnten die so bedächtlichen Stellvertreter der französischen Nation, welche neunzehn Sitzungen über der Frage zubrachten, ob sie eine Erklärung der Rechte des Menschen bekannt machen sollten oder nicht, nun auf einmal, in einer Nacht,

das ganze Reich und die ganze politische Einrichtung Frankreichs über den Haufen werfen, und, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, zwanzig neue Gesetze machen, welche so vielen Tausenden Stand und Eigenthum rauben? Ist es nicht deutlich genug, daß diese, mit so vielem Lärm, ohne vorhergegangene Ueberlegung, ohne Nachdenken gefaßten Beschlüsse, mehr eine Folge des Freyheitsrausches, als das Werk einer weisen Versammlung von Gesetzgebern sind?“ So sprachen die vernünftigen Patrioten. Das Volk hingegen, welches nun auf einmal von allen Banden der Feudalregierung sich befreyet sah, machte von der ihm geschenkten Freyheit mit eben dem Enthusiasmus Gebrauch, mit welchem man sie ihm geschenkt hatte. Das Korn war reif, und man wollte eben die Erndte anfangen, als zu Paris diese Beschlüsse bekannt gemacht wurden. Da nun, durch einen dieser Beschlüsse, alle Jagdgerechtigkeit aufgehoben war, und folglich die Jagd jedem frey gegeben wurde: so machten, noch an demselbigen Tage, und in der darauf folgenden Nacht, eine unglaubliche Menge Müßiggänger von dieser Erlaubniß Gebrauch. Sie liefen herum, und vertilgten alle Haasen, Rebhühner, Kaninichen, Hirsche und Rehe. Ein Augenzeuge versichert: er habe des Nachts, in der Nachbarschaft von Paris, mehr als vierhundert Flintenschüsse in einer Stunde gehört a). Zuweilen geschah es auch, daß in der Finsterniß einer dieser Jäger den andern traf. Die zum Schneiden reife Erndte war dahin; sie lag zertreten auf den Feldern, und, wie la Fontaine sagt:

---

a) Histoire de France pendant trois mois, p. 138.

— — — les chiens et les gens
Firent plus de dégat dans une heure de tems;
Que n'en auroient fait en cent ans
Tous les lièvres de la province.

Nur allein die Wälder und die Besitzungen des Herzogs von Orleans wurden verschont; sonst keine, selbst die Besitzungen des Königs und seiner Brüder nicht. Man jagte, nicht um des Vergnügens der Jagd willen, sondern bloß allein um die neuerlangte Freyheit zu versuchen, und um das kindische Vergnügen, zu zerstören, in vollem Maasse ausüben zu können. Am 5. September hörte der König, als er sich auf der Jagd befand, im Walde, ganz nahe bey ihm, verschiedene Schüsse fallen. Er wandte sich zu seinen Begleitern, und fragte: „Wo bin ich?" — In Ihrem Lande, Sire. — „Ich will wissen, ob ich mich auf meinen eigenen Domainen, oder auf den Gütern eines meiner Unterthanen befinde?" — Sire, Eure Majestät befindet sich auf Ihren eigenen Domainen. — „Dann geht hin, und sagt diesen Leuten, ich jage nicht auf ihren Gütern, aber sie sollen auch nicht auf den meinigen jagen. Macht ihnen deutlich, daß die Jagd zwar frey ist, aber daß jeder nur auf seinen eigenen Gütern jagen darf a).

Die Geschichte des französischen Adels ist folgende. Vor Cäsars Zeiten waren die Gallier ein freyes, unterjochtes Volk, bey welchem kein Unterschied der Stände Statt fand. Cäsar eroberte Gallien, aber die Gallier

---

a) En ce cas-là, dites à ces gens, que je ne chasse par sur leurs terres, et qu'ils ne viennent pas chasser sur les miennes. Expliquez leurs, que la chasse est libre, mais qu'il faut que chacun chasse chez soi.

blieben frey. Zwar nahmen sie Sitten und Gewohnheiten der Römer, ihrer Ueberwinder, an, übrigens aber genossen sie einer völligen Freyheit, und jeder Gallier hatte das Recht zu Rom, auf alle religiöse, Civil- und Militairstellen Anspruch zu machen; sogar auf den Thron, auf die Stelle eines Cäsars. Mehr als einmal hat ein Gallier das Diadem und den kaiserlichen Purpur getragen. Titus Antoninus, Septimius Severus, Carakalla, Carus, Avitus, waren Gallier. Die von den Römern eroberten Völkerschaften waren zwar den Römern unterthan, aber sie waren nicht römische Sklaven. Die Römer hatten keine andere Sklaven als Kriegsgefangene und Verbrecher. So blieben die Gallier eine freye Nation, unter welcher alle Staatsbürger gleiche Rechte genossen, und unter welcher kein Unterschied der Stände Statt fand, bis die Franken in Frankreich einfielen. Diese Franken waren ebenfalls ein freyes Volk. Sie kamen aus den deutschen Wäldern, kannten keinen Unterschied der Stände, waren alle unter sich gleich, und hatten keine andere Sklaven als ihre Kriegsgefangene. Zu der Zeit, da die Franken in Gallien einfielen, waren die Gallier schon lange der römischen Herrschaft müde. Ihr Land hatte weder Friede noch Ruhe; es wurde unaufhörlich, durch bürgerliche Kriege, und durch die Streitigkeiten der verschiedenen Prätendenten zum kaiserlichen Throne, verheert. Wenn die römischen Legionen das Land nicht durch bürgerliche Kriege verwüsteten, so verliessen sie dasselbe, und dann war es den Verheerungen der einfallenden deutschen Völkerschaften ausgesetzt. Aus allen diesen Gründen wünschten die Gallier von der römischen Herrschaft frey zu seyn. Sobald demnach die Franken in ihr Land einfielen, vereinigten sie sich mit denselben, und

suchten, mit ihnen gemeinschaftlich, die Römer zu vertreiben. Ein anderer Grund kam noch hinzu. Die christliche Religion war schon damals in verschiedene Sekten getheilt, und diese Sekten verfolgten sich untereinander (wie sie von jeher gethan haben) auf das grausamste. Die herrschende Sekte war der Arianismus. Er herrschte in Spanien, in Italien und im morgenländischen Reiche, war aber noch nicht bis nach Gallien gekommen. Die gallischen Bischöfe, welche sich weit mehr vor dem Arianismus der Römer, als vor dem Heidenthume der Franken fürchteten, munterten das Volk auf, sich den Franken nicht zu widersetzen, sondern ihnen vielmehr gegen die Römer beyzustehen. Auf diese Weise wurden die Römer aus Gallien verjagt. Chlodowig und seine Franken nahmen die christliche Religion an, und bald machten die Franken mit den Galliern, durch die genaueste Vermischung, nur Ein freyes und unabhängiges Volk aus, unter welchem gar kein Unterschied der Stände Statt fand. Die Gallier behielten alle die Ländereyen, welche sie vorher besessen hatten, und die Franken bemächtigten sich der Ländereyen und Güter, welche vorher im Besitze der nunmehr vertriebenen Römer gewesen waren. Diese den Franken zugehörigen Ländereyen, hiessen Salische Güter, weil sie nach dem Salischen Gesetze verwaltet wurden, welches nicht erlaubte, daß sie auf den Weiberstamm übergiengen. Die Güter der Gallier erbten sich hingegen nach dem römischen Gesetze fort, welches die Gallier, auch nach Vertreibung der Römer noch beybehielten, und welches erlaubte, daß die Güter auch auf den Weiberstamm übergehen konnten. Uebrigens waren sich alle Staatsbürger, Franken und Gallier, einander gleich, und die Geburt gab keinem vor dem an-

dern einen Vorzug. Sklaven oder Leibeigene gab es zwar in der Folge in Frankreich, wie aus einer Verordnung Karls des Grossen erhellt, welcher im Jahre 796, durch einen Parlamentsschluß, zu Aachen, den Bischöfen verbot, keinen Leibeigenen zu konsekriren: aber diese Leibeigenen waren weder Franken noch Gallier. Es waren die Nachkömmlinge der Kriegsgefangenen, welche Chlodowig und seine Nachfolger, Karl Martel, und Karl der Grosse selbst, in den Kriegen mit den Gothen, Burgundern, Hunnen, Sarazenen, Sachsen, und andern Völkerschaften, gemacht hatten. Die Franken hatten in ihrem Lande die Gewohnheit, sich jährlich einmal, im Märze, auf freyem Felde zu versammeln, um daselbst über Krieg und Frieden sich zu berathschlagen. Diese Versammlungen setzten sie nun auch in Gallien, mit den Galliern vermischt fort, und berathschlagten sich über Gesetze, Auflagen und andere Staatsangelegenheiten. Die Felder, auf welchen diese Volksversammlungen im Märze gehalten wurden, erhielten den Namen Märzfelder (champs de Mars). Ausser diesen Volksversammlungen im Märze, gab es noch von Chlodowigs Zeiten an Gerichtshöfe, welche in Civil- und Kriminalsachen, ohne weitern Appel, urtheilten. Dieses Gericht hielt seine Sitzungen im Pallaste der Könige; alle Mitglieder wurden willkührlich von dem Könige ernannt; und in der Folge erhielt es den Namen Parlament. Das Parlament bestand aus den sogenannten Pfalzgrafen (comtes du Palais), welche der König willkührlich unter seinen Unterthanen wählte, und die auch Proceres genannt wurden, und aus den Gelehrten, welche Doctores Legum hiessen. Die französischen Parlamenter waren dem zufolge nicht, wie das engländische Parlament, die

Stellvertreter der Nation; sie waren keine Landstände, keine Fortsetzung der Volksversammlungen im März; sondern blosse Gerichtshöfe, deren Mitglieder der König, und er allein, nach Willkühr und ohne Unterschied, unter allen seinen Unterthanen auswählte. Das Parlament reiste mit dem Hofe in dem Reiche herum, und, sobald sich der Hof für beständig zu Paris niederließ, gaben die Könige jeder Provinz ihr eigenes Parlament. Alle Parlamenter in Frankreich sind von den Königen errichtete Gerichtshöfe, deren Stellen von Personen besetzt wurden, auf welcher Wahl das Volk nicht den allerentferntesten Einfluß hatte, und welche dem zufolge auch nicht die Stellvertreter des Volkes, sondern die Stellvertreter des Königs waren, der die gesetzgebende und die ausübende Gewalt in seiner Person vereinigte. Chlodowig, der Ueberwinder der Römer in Gallien, war der neuen Religion, welche er angenommen hatte, sehr ergeben; er hatte grosse Ehrfurcht vor dem heiligen Remigius, und vor andern gallischen Bischöfen. Er bat daher auch diese mit der übrigen Geistlichkeit, an den Nationalversammlungen auf dem Märzfelde Theil zu nehmen. Sie kamen dahin mit allem dem Uebergewichte, welches die Religion ihren Stellvertretern über unwissende und abergläubische Völker giebt, und mit allem dem Einflusse, welchen ein durch Nachdenken und Lektüre gebildeter Geist, über rohe und ungebildete Krieger und Soldaten nothwendig haben muß; daher die grosse Gewalt der Geistlichen in Frankreich von den ältesten Zeiten her. Die Geistlichen nahmen in diesen Nationalversammlungen sogleich die erste Stelle ein, und die andächtige Frömmigkeit jener Zeiten dachte nicht daran, ihnen dieses Vorrecht streitig zu machen; daher hieß der geistliche Stand von jeher der erste Stand.

Die

Die Nationalversammlungen auf dem Märzfelde wurden auch Parlamenter genannt; obgleich, wie schon gezeigt worden ist, die königlichen Parlamenter, welche bis auf die neuesten Zeiten geblieben sind, mit diesem Volksparlamente gar nichts gemein hatten.

Unter den fränkischen Königen waren dem zufolge zwey Stände im Staat, der geistliche Stand und das Volk; aber, welches wohl zu merken ist, nur eine Kaste, nur ein Geblüt; denn das Ansehen der Geistlichen war, wie das Ansehen der übrigen königlichen Offiziere, persönlich, nicht erblich. Sie kamen alle aus dem Volke, und das Ansehen, welches sie erhielten, hatten sie dem Amte, welches sie bekleideten, nicht ihrer Person, oder ihrer Geburt zu verdanken. Damals gab es noch keinen Adel a). Die Herzoge, Grafen, und die sogenannten Maires du Palais, waren damals Personen, welche ansehnliche Stellen am Hofe und im Militair bekleideten, aber das Ansehen war persönlich, nicht erblich. Sie waren die ersten im Volke, aber sie gehörten doch immer noch zu dem Volke. Die Könige wählten sie nach Gutdünken aus dem Volke, und es gab damals in Frankreich nicht ein einziges Individuum, welches nicht durch Talente und Tapferkeit zu den ersten Stellen im Staate hätte gelangen können. Sogar im Jahr 1560 sagte der Kanzler de l'Hopital in der Anrede, welche er an die versammelten Reichsstände hielt: Es gebe Niemand

---

a) In lege salica, Nobilium nulla fit mentio. De Valois p. 485. Man vergleiche auch, was der Abbe Dubos, und ein Ungenannter, im Jahre 1788, hierüber gesagt haben. Dem vortrefflichen Ungenannten bin ich in dieser Geschichte vorzüglich gefolgt.

im dritten Stande, der nicht zu den ersten Stellen in der Kirche, im Civilstande und im Militair gelangen könne a). Dieser grösste Mann war selbst ein Beweis für das, was er sagte, denn er war aus dem Bürgerstande. Der Präsident Henaut sagt: „Die Gallier und die Fränkreicher hatten das Recht, zu allen Stellen im Staate und im Militaire zu gelangen, ihre Herkunst mochte seyn, welche sie wollte b).“ Und bald nachher sagte er, indem er Matharel citirt: „Die Konstitution des Königreichs Frankreich ist so vortrefflich, daß sie auch die in dem niedrigsten Stande gebornen Bürger des Staats, von den allerhöchsten Ehrenstellen weder jemals ausgeschlossen hat, noch jemals ausschliessen wird.“

Die persönliche Gleichheit aller Staatsbürger in Frankreich wurde zuerst aufgehoben, als unter den letzten Königen der ersten Linie, die Maires du Palais sich die Schwäche und die Unthätigkeit dieser Fürsten zu Nutze machten, sich ihre Stellen erblich zueigneten, dieselben auf ihre Kinder übertrugen, und alle übrigen Stellen mit ihren Kreaturen und Protegirten besetzten. Aus dieser Usurpation entstand allmählig der französische Adel, und das Reich wurde aus einer Monarchie in eine Aristokratie verwandelt. Die Macht dieser neu entstandenen Aristokraten wurde bald sehr groß. Sie setzten Childerich den Dritten, den letzten Merovingischen König, ab, und erhoben auf den Thron den König Pipin, den Sohn Karl Martels, und den Vater Karls des

a) De la Popelinière Histoire de France. T. I. l. 8.

b) Histoire de France par le Président Hénaut, remarques particulières, premier volume. p. 117.

Grossen. Die Verdienste des Karl Martels, welcher Frankreich und ganz Europa vor dem Einbruche der Sarazenen und vor dem Joche der Mahomedaner beschützte; die thätige Kraft seines Sohns Pipin; der Heldenmuth, die Siege, die Eroberungen, der Ruhm und alle erhabenen Eigenschaften Karls des Grossen; hielten die Revolution noch auf, aber unter Ludwig dem Schwachen brach dieselbe aus. Dieser unglückliche und schwache Monarch, wurde von seinen eigenen Söhnen und von den Grossen seines Hofes bald abgesetzt, bald wiederum auf den Thron erhoben, und dadurch gewöhnten sich die Grossen an Aufruhr und an Unruhen. Karl der Kahle, und die übrigen Nachfolger Ludwigs, waren alle schwach oder unglücklich; sie liessen sich die Macht aus den Händen reissen; der Adel befestigte sich immer mehr und mehr; das Feudalsystem wurde gegründet; und die Regierungsform Frankreichs war, bis auf die neuesten Zeiten, dem Namen nach eine Monarchie, in der That aber eine Aristokratie.

Das Feudalsystem nahm dem Könige seine Macht und sein Ansehen, ließ ihm nur den Schatten derselben, und die Nation wurde durch dieses System in die traurigste Sklaverey gestürzt. Einige wenige erhoben sich, um die grosse Menge desto tiefer erniedrigen zu können. Sie erhoben sich über diejenigen, welche mit ihnen aus einem Geblüte abstammten, mit ihnen einerley Ursprung hatten. In den ersten Zeiten des Reichs waren, wie oben gezeigt worden ist, alle Staatsbürger von Geburt gleich; die Könige besetzten Civil- und Militairstellen nach Willkühr, und gaben sie denjenigen, welche sie derselben für würdig hielten. Diese Stellen waren nicht erblich, und während der dreyhundert Jahren, in wel-

chen die erste Linie auf dem Throne saß, gab es in Frankreich keinen erblichen Adel; das Salische Gesetz erkannte keinen Adel. Aber unter der zweyten Linie entstand eine neue Art von Eigenthum, unter dem Namen eines Lehen, und eine neue Kaste erhob sich mitten aus der Nation, und über dieselbe. Die Herzoge, oder die Befehlshaber der Provinzen; die Grafen, oder die Befehlshaber der Städte, und andere Unterbeamte, machten sich die Schwäche des königlichen Ansehens zu Nutze, und behielten die ihnen von dem Könige anvertrauten Stellen, in ihren Häusern erblich. Durch Usurpation behielten sie die Ländereyen und die Güter eigenthümlich, welche ihnen bloß allein zu verwalten waren anvertraut worden. Nun entstand der Adel; es entstanden Herren und Unterthanen; Lehnsherren und Vasallen a). Freygeborne Bürger des Staats waren nunmehr in Sklaven, in Knechte und in Leibeigene verwandelt, und die Herren nahmen sich nunmehr Rechte über ihre Unterthanen heraus, welche den Menschen bis unter das Thier erniedrigten; wie z. B. die sogenannte main morte, das abscheuliche droit de cuissage, und andere ähnliche Rechte. So tief war die Menschheit noch nie gesunken, als in dem Zeitalter, wo diese Rechte ausgeübt wurden. Die Nation kann in einem monarchischen Staate niemals genug darüber wachen, daß in das königliche Ansehen keine Eingriffe geschehen. Erlaubt sie solche Eingriffe: so geht sie der Aristokratie, dem drückendsten Despotismus zu; ein Despotismus, der so unerträglich wird, daß das Volk, wie im vorigen Jahrhunderte in

---

a) Histoire de France par le Président Hénaut, p. 117. 118.

Dänemark geschah, sich lieber freywillig dem Monarchen *unbedingt* unterwerfen wird, um nur von einem so schweren Joche befreyt zu werden.

In diesem Zustande befand sich die französische Nation, als die Karolingische Linie in der Person Ludwigs des Fünften, ausstarb, und als *Hugo Capet*, der erste König der dritten Linie, den Thron bestieg. Die Könige dieser Linie suchten sich allmählig das verlorne Ansehen wieder zu verschaffen; sie nahmen allmählig den Lehnsherren ihre Gewalt und machten die Leibeigenen frey. Frankreich war damals in dem Zustande, in welchem noch vor kurzem Pohlen, und jetzo Ungarn sich befindet; aber durch die unaufhörlichen Bemühungen der Könige der jetztregierenden Linie wurden die Unterthanen von dem Joche, welches sie drückte, immer mehr und mehr befreyt, und im Jahr 1303, unter *Philipp* dem *Schönen* wurde das Volk, unter dem Namen des *dritten Standes*, zum erstenmal zu der Versammlung der Reichsstände zugelassen; ein Vorrecht, welches dasselbe, seit dieser Zeit, beständig behalten hat. Dieses ist die kurze Geschichte der Entstehung des Adels und des Feudalsystems in Frankreich. Der französische Adel hat in der Folge dem Staate grosse und wichtige Dienste geleistet, aber er hat, dessen ungeachtet, immer fortgefahren, sich als eine eigene, besondere, und bessere *Kaste* anzusehen, und sein Geblüt für besser zu halten, als das bürgerliche Geblüt. Er hat sich aus diesem ungereimten Vorurtheile, welches nicht nur der gesunden Vernunft und der Geschichte, sondern auch der Religion selbst widerspricht, welche uns lehrt, daß wir alle, adelich oder nicht, von Einem gemeinschaftlichen Vater und von Einer gemeinschaftlichen Mutter abstammen; er hat sich aus diesem Vorurtheile in

Frankreich gegen die Bürgerlichen oft die größten Ungerechtigkeiten erlaubt; alle Stellen in Kirche und Staat ausschließend sich zugeeignet; und endlich im Jahr 1781 von der Regierung einen Befehl ausgewirkt, vermöge welches kein Frankreicher, der nicht ein geborner Adelicher sey, eine Offiziersstelle in der Armee soll erhalten können. Eine solche Verordnung in unserem Zeitalter! eine Verordnung, welche den unbedeutenden Zufall der Geburt über alles selbsterworbene Verdienst erhebt! Wer erstaunt nicht darüber! Eine solche Verordnung benimmt der Nation alles Ehrgefühl, sie unterdrückt das Verdienst und erstickt alle Nacheiferung. Unstreitig hat der König in einem monarchischen Staate das Recht, Civil- und Militairstellen nach Gutdünken zu vergeben; unstreitig wird seine Wahl beynahe immer auf den Adel seines Reiches fallen, welcher durch eine bessere Erziehung mehr zu solchen Stellen vorbereitet ist, als die Bürgerlichen; aber eben deswegen, weil der König das unumschränkte Recht hat, die Stellen so zu besetzen, wie er es für gut findet; eben deswegen läßt sich nicht einsehen, warum er sich selbst durch ein positives Gesetz die Hände binden und seine eigene Macht einschränken sollte; und zwar durch ein Gesetz, welches nicht nur gar keinen Nutzen hat, sondern vielmehr durch Unterdrückung des Verdienstes äusserst schädlich werden kann. Der Bürgerstand hat von jeher in allen Staaten große Männer geliefert. Der bürgerliche Marius rettete durch seine Siege über die Cimbrer und Teutonen, Rom und Italien; Belisarius und Narses, die grösten Feldherren des orientalischen Kaiserthums, waren keine Patrizier; die holländischen Admirale Tromp und Ruiter, die Schutzgötter ihres Vaterlandes, waren anfänglich ge-

meine Matrosen gewesen; der Admiral Benbow, zu den Zeiten der Königin Anna, war ein Matrose gewesen; der Admiral Hauke, welcher im Jahr 1756 so wichtige Siege über die Frankreicher davon trug, war zu London im Fündlingshospitale erzogen worden; Menzikoff, unter Peter dem Grossen, war der Sohn eines Pastetenbeckers; die grosse Katharina Alexiowna, die Gemahlin Peters des Grossen, war eine gemeine Dienstmagd gewesen, der Kanzler de l'Hopital, Fabert, Catinat, Vauban, die Medicis, Kempenfeld, Duquesne, Renau, Jean Bart, Duguat-Trouin, Franklin, Washington und so viele andere, große und berühmte Staatsmänner waren von bürgerlicher Herkunft. Geburt kann also nicht zu Ehrenstellen im Staate unfähig machen, wenn nicht der Staat selbst darunter leiden soll! Wie viele große Generale und Admirale von bürgerlicher Herkunft hat nicht Rußland gehabt! Die Adelichen müssen allemal den Vorzug vor den Bürgerlichen haben! dieses ist billig; aber niemals dürfen sie das ausschließende Recht haben, sonst verwandelt sich der Staat in eine Aristokratie, und die königliche Macht wird ein bloßer Schatten ohne Körper.

Als die Nachricht von den Beschlüssen des vierten Augusts in Paris ankam, war die Freude sehr groß; es war ein wahrer Freudenrausch. Man sprach mit Enthusiasmus von den Mitgliedern der Nationalversammlung; man nannte sie die Väter des Vaterlandes. Bekannte und Unbekannte, die sich auf der Strasse antrafen, umarmten einander und wünschten sich Glück. „Jetzo sind wir frey,“ rief man sich zu, „und nunmehr wird über Frankreich eine ganz andere Sonne scheinen!“ So gros-

ses Zutrauen auch die Nation in die Weisheit der Nationalversammlung setzte, so hatte sie dennoch eine so unerwartete Wohlthat so schnell nicht von derselben zu erwarten gehofft. Brüderliche Liebe und Freude war auf allen Gesichtern zu lesen, aber noch an demselbigen Tage gieng diese Freude durch einen unerwarteten Vorfall aufs Neue in Furcht und Unruhe über.

Am fünften August, des Morgens um 9 Uhr, fuhr ein beladenes Boot von drey Mann geführt die Seine herunter. Einige Vorübergehende fragten: womit das Boot geladen sey? Die Männer antworteten: „Mit Schießpulver aus dem Zeughause.“ Sogleich wurde das Fahrzeug aufgehalten, und in kurzer Zeit verbreitete sich durch alle Quartiere der Stadt die schreckliche Nachricht: die Kontrerevolution habe schon angefangen, und alles Pulver aus dem Arsenale werde weggeführt. Die Schiffleute wurden nach dem Rathhause gebracht und verhört. Herr Lavoisier, welcher die Aufsicht über das Arsenal hatte, mußte erscheinen und wurde ausgefragt. Er übergab zu seiner Vertheidigung den, von dem Marquis de la Salle unterschriebenen Befehl, zufolge welches er das Pulver ausgeliefert hatte. Der Saal des Rathhauses und der Greveplatz waren beyde mit einer ungeheuren Menge Menschen angefüllt, welche lärmten und tobten, und den Kopf des Herrn Lavoisier verlangten. Einige behaupteten: der Marquis de la Salle habe die Unterschrift des Herrn de la Fayette nachgemacht; andere sagten: Herr Lavoisier habe eine falsche Unterschrift des Marquis de la Salle untergeschoben. Lärm und Unruhe unter dem Volke waren unbeschreiblich groß. Herr Lavoisier gab eine Erklärung über die Bestimmung dieses Schießpulvers. Es sey, sagte er, schlechtes Pulver, welches zwar brenne,

aber nicht weit trage, und überhaupt keine Kraft habe. Es würde für die Neger auf der Küste von Guinea verfertigt und die Sklavenhändler pflegten allemal von diesem Pulver mitzunehmen. Er habe auf Verlangen und nach erhaltener Erlaubniß dieses Schießpulver, welches ohnehin für die Stadt Paris von keinem Nutzen seyn könne, nach Essone gesandt, um es gegen gutes und brauchbares Schießpulver umzutauschen. In den Kunstausdrücken pflege man das gute Schießpulver: Poudre de guerre a) zu nennen; dieses hingegen heiße, weil es für den Sclavenhandel (traite des Negres) bestimmt sey: Poudre de traite b). „Ja! Ja!“ rief der Haufe, „de la poudre de traitre.“ c) Das Volk war mit dieser Erklärung nicht zufrieden, sondern verlangte den Kopf des Herrn Lavoisier. Dieser konnte sich nur mit der größten Mühe und nur durch Hülfe einiger Freunde der Wuth des Pöbels entziehen. Er begab sich nach dem Palais Royal, zu einem seiner Freunde, bey welchem er sich versteckt hielt; und noch nicht lange war er da, als der Pöbel einen Kopf, auf eine Stange gesteckt, im Garten des Palais Royal herumtrug und dabey ausrief: „Dies ist der Kopf des Herrn Lavoisier! Dies ist der Kopf des Herrn Lavoisier.“ Herr Lavoisier pflegt diese Geschichte selbst zu erzählen, und noch jetzt kann er nicht ohne Schrecken an die gefährliche Lage zurück denken, in welcher er sich damals befand.

Am sechsten August versammelte sich der Pöbel abermals und suchte den Marquis de la Salle in seinem Hause auf, um ihn als einen Verräther hinzurichten.

---

a) Schießpulver für den Krieg bestimmt.

b) Schießpulver für den Sclavenhandel bestimmt.

c) Schießpulver zur Verrätherey bestimmt.

Er war nicht zu finden, und nunmehr zog der Haufe nach dem Greveplatze und nach dem Rathhause. Gegen sechs Uhr des Abends verlangten mehr, als achtzigtausend auf dem Greveplatze versammelte Menschen mit wildem Mordgeschrey den Kopf desjenigen Mannes, der sich durch seinen Heldenmuth am vierzehnten Julius so sehr ausgezeichnet hatte. Der Pöbel behauptete: de la Salle sey auf dem Rathhause versteckt. Die Schranken vor dem Rathhause wurden eingerissen; die Wache ward über den Haufen geworfen; der wüthende Pöbel drang in den Saal und verlangte von dem Bürgerrathe, schäumend vor Wuth, den Kopf des Marquis de la Salle. La Fayette erschien. Er hatte schon die gehörigen Anstalten getroffen, um die Ruhe wieder herzustellen, und nun setzte er sich ganz kaltblütig unter die Rathsherren, hörte die Beschwerden des Volks geduldig an, antwortete Jedem, machte Scherz, und zwang auch diejenigen, welche am wüthendsten waren, zum Lachen. Um das Volk zufrieden zu stellen, sandte er ein Detaschement von funfzig Mann aus, den Schuldigen aufzusuchen. Damit aber war der Pöbel nicht zufrieden. „Er ist nicht weit von hier!“ riefen sie alle, und nun suchten sie ihn im Saale, in allen Ecken, sogar unter den Bänken und Stühlen. Sie suchten ihn auch in allen andern Zimmern des Rathhauses und sogar oben im Thurme. Es wurde finster, und die Gefahr nahm zu. Das wüthende Mordgeschrey erschallte aufs neue von dem Greveplatze her, und im Saale. Der Pöbel wollte ein Schlachtopfer, gleichviel welches. Man konnte deutlich bemerken, daß diejenigen, die im Saale am meisten Lärm machten, nur mit verstellter Wuth so laut schrieen, und dafür bezahlt waren, das Volk zur Zwietracht und zum Aufruhr aufzu-

wiegeln. a) Die Nacht war schon angebrochen, und noch hatte der Lärm im Saale nicht aufgehört. Endlich sagte la Fayette: „Nun ists genug; Sie sind müde, meine Freunde, und ich kann meine Augen nicht länger offen behalten. Lassen Sie uns ruhig nach Hause gehen und uns zu Bette legen. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, daß auf dem Greveplatze alles ruhig ist, und daß weder daselbst, noch in den benachbarten Straßen das Volk sich versammelt hat. Ich schwöre Ihnen zu, Paris war nie ruhiger, als gerade jetzo: Gehen wir dann wie gute Leute nach Hause." Diese Worte des Generals thaten auf die Gemüther der Rathsherren sowohl, als auf die Gemüther der lärmenden Zuschauer eine unglaublich grosse Wirkung. Sie waren bestürzt, und blieben ungewiß, ob la Fayette im Ernste, oder im Scherze rede. Einige liefen ans Fenster, und hörten mit Erstaunen, daß auf dem Greveplatze alles ruhig war, und daß sich, ausser der Wache, kein Mensch rührte. Diejenigen, auf deren Hülfe und Unterstützung sie sich bey ihrem Mordgeschrey verlassen hatten, waren auf die unbegreiflichste Weise verschwunden, und statt ihrer war der Platz voller Soldaten. Kurz vorher belagerten sie den Bürgerrath, und nun fanden sie sich selbst belagert. Bestürzt standen sie da, und die Worte erstarben auf ihren Lippen. La Fayette stand noch einmal auf und hielt an sie eine freundschaftliche Anrede. Sie klatschten ihm Beyfall zu, und verliessen den Saal, einer nach dem andern. Das Mittel, durch welches la Fayette unvermerkt den Pöbel von dem Greveplatze entfernt hatte, schien bewundernswürdig und bewies die Größe seiner militärischen Talente. Es war

a) Dusaulx de l'insurrection Parisienne. p. 249.

folgendes. Der Greveplatz war ganz angefüllt, und das Volk verlangte mit grossem Geschrey den Marquis de la Salle, um ihn an die Laterne zu hängen. Es wurde finster und das Geschrey nahm zu. Ein Taglöhner stieg auf den eisernen Arm, an welchem die berüchtigte Laterne befestigt war. Er hielt in einer Hand einen neuen Strick, und in der andern ein brennendes Licht; und erwartete in dieser Stellung das Schlachtopfer der Wuth des Volks. So blieb er, länger als drey Viertelstunden. Indessen kamen auf Befehl des Marquis de la Fayette die französischen Gardisten, mit vier Kanonen, auf dem Greveplatze an, und erklärten: sie hielten diejenigen, welche sich erlauben würden, irgend einem Menschen, wer er auch seyn möge, das Leben zu nehmen, ehe noch das Gesetz ein Urtheil über ihn gesprochen habe, weder für Staatsbürger, noch für Frankreicher. Mit dieser Erklärung drängten sie sich in geschlossenen Reihen durch das Volk bis in die Mitte des Platzes. Von allen Distrikten kamen nach und nach kleine Detaschementer an, welche sich mit den Gardisten vereinigten und mit denselben ein Quarree formirten, das sich immer mehr und mehr erweiterte, bis es endlich den ganzen Platz einnahm, und auf diese Weise nach und nach, ohne irgend Jemand zu verletzen, den Pöbel aus demselben herausdrängte.

Schon seit einiger Zeit hatten die rechtschaffenen, patriotischgesinnten Mitglieder der Nationalversammlung mit Unwillen bemerkt, daß einige Mitglieder der Versammlung sehr oft nach Paris reisten, um daselbst das Volk aufzuwiegeln und den Pöbel in Bewegung zu setzen. Bey den letzten Unruhen zu Paris war Mirabeau vorzüglich geschäftig gewesen. Daher schlug am 1sten August Herr Regnault de St. Jean D'Angely der Na-

tionalversammlung vor: daß sie durch ein förmliches Gesetz allen ihren Mitgliedern verbieten möchte, in den Versammlungen der Pariser Distrikte zu erscheinen, wenn sie nicht den Auftrag dazu erhalten hätten, oder von der Nationalversammlung dahin abgesandt wären. Sogleich stand Mirabeau auf und behauptete: dieser Vorschlag sey eine Anspielung auf ihn, er gehe aber nach den Versammlungen der Distrikte blos allein, um denselben Plane zu der Einrichtung eines Bürgerrathes vorzulegen. a)

Die Zahl der Zeitschriften, der Journale, der Broschüren, und der Zeitungs- und Wochenblätter wurde um diese Zeit ungeheuer groß. Die meisten darunter waren schlecht, einige mittelmäßig, wenige gut. Unter den heftigen demokratischen Journalen zeichneten sich vorzüglich drey aus. Die Révolutions de Paris, von Prud'homme; die Révolutions de France & de Brabant, von Desmoulins; und der Ami du Peuple, von Marat. Prud'homme war nur Verleger, nicht Verfasser der Révolutions de Paris. Der eigentliche Verfasser dieser Zeitschrift war Loustalot, ein junger feuriger Mann, 28 Jahr alt. Dieser starb im Oktober 1790, und arbeitete nur bis zu der 60sten Nummer. Loustalot war zwar ein heftiger und zuweilen ein unbesonnener Demokrat; doch blieb er grösstentheils bescheiden und mäßig, und wurde nur gegen la Fayette ungerecht, von welchem er behauptete: daß ein zweyter General Monk mit der Zeit aus ihm werden würde. Uebrigens war Loustalot ein heller Kopf, ein sehr guter und zuweilen vortreflicher Schriftsteller. Sein früher Tod war für Frankreich ein grosser Verlust. Das Reich verlor an ihm einen

a) Mounier appel. p. 291.

rechtschaffenen Mann, einen wahren Patrioten, welcher aufrichtig das Beste seines Vaterlandes suchte, und welcher Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verabscheute.

Marat war ein ganz anderer Mann. Ein rasender Demagoge, ohne Rechtschaffenheit, ohne Menschlichkeit und ohne Grundsätze. Die Freyheit, welche er predigte, bestand in Rauben und in Morden. Er suchte das Volk aufzuwiegeln; aber alles, was er sagte, war so übertrieben, daß selbst der Pöbel ihn verachtete.

Camille Desmoulins (der vertraute Freund und Gehülfe Mirabeaus) ist ein demokratischer Schwärmer, welcher beynahe immer übertrieben, zuweilen aber sehr schön schreibt; welcher in einzelnen Stellen erhaben ist, in andern aber in das Niedrigkomische fällt; ein Mann, dessen ganze Belesenheit in der Bibel, im Plutarch und in der römischen Geschichte besteht, welche Bücher er auch unaufhörlich zitirt. Wenn er beschreibt, so ist er vortreflich; aber wenn er raisonnirt, so beweist er, daß es ihm an richtigem Verstande und an Beurtheilungskraft fehle. Sein Journal war in Frankreich der Probstein der politischen Denkungsart. Aristokraten rührten dasselbe nicht an; Demokraten verschlangen und bewunderten es; Leute von gemäßigter Denkungsart lasen es, und bedauerten den Verfasser, welcher mit starken Schritten dem Tollhause zugeht. Desmoulins ist noch ein junger Mann. Er war es, der am 12ten Julius 1789 im Palais Royal zu dem Volke redete, dasselbe aufforderte, die Waffen zu ergreifen, und der zuerst die grüne Kokarde auf seinen Hut steckte, welche man nachher gegen die blau, weiß und rothgestreifte (die Livree des Hauses Orleans) vertauscht hat.

Ueber Dasjenige, was in der Nacht des vierten Au-

gusts in der Nationalversammlung geschehen war, entzückt, schildert Desmoulins diese berühmte Nacht auf folgende Weise: „Frankreicher! wollt ihr nicht ein eigenes Fest stiften, zum Andenken dieser unsterblichen Nacht? Dieser Nacht, in welcher so große Dinge so schnell, und gleichsam durch göttliche Eingebung geschahen, und von welcher wir sagen können: daß sie uns eigentlich aus der Sklaverey Egyptens erlöst habe! Sie rottete die wilden Schweine, die Haasen und all das Gewild aus, welches unsere Staaten verheerte. Sie schaffte Zehenden, Annaten und Dispensationen ab; sie nahm Alexander dem Sechsten die Schlüssel des Himmels, und übergab dieselben dem guten Gewissen. Künftig wird der Pabst keine Abgaben mehr erhalten, wegen unschuldiger Liebkosungen zwischen Vettern und Basen. Der rüstige Oheim kann bey seiner jungen Nichte, wenn er dieselbe heyrathet, schlafen, ohne daß er nöthig haben wird, eine Dispensation für ihre Jugend zu suchen. Diese Nacht zerstörte die Tyranney der Justitz; sie schaffte die käuflichen Bedienungen ab; und befreyte Frankreich von dem Drucke seiner Parlamenter. Sie nahm uns die Gerichtsbarkeit der Edelleute; den Sterbefall und die Frohndienste; und befreyte das Land der Franken von allen Spuren der Knechtschaft. Diese Nacht gab den Frankreichern die Rechte des Menschen wieder, erklärte alle Staatsbürger für gleich, und gab jedem von ihnen auf Bedienungen und auf Ehrenstellen gleichen Anspruch. Sie entschied: daß bürgerliche, geistliche und militärische Stellen nicht mehr dem Gelde, der Geburt, den Prinzen, sondern der Nation und dem Verdienste gehörten. Diese Nacht nahm der Madame de Bearn ihre Pension von 80,000 Livres, welche sie erhielt, weil sie frech genug war, die Madame

du Barry der königlichen Familie und dem Hofe vorzustellen. In dieser Nacht verlor Madame Despremenil ihre Pension von 20,000 Livres, die sie wegen einer andern Nacht erhalten hatte, in welcher sie bey einem Minister schlief. Diese Nacht schaffte die Mehrheit der geistlichen Präbenden ab. Ein Kardinal de Lomenie verlor seine 25 oder 30 Pfründen; der Prinz von Soubise verlor seine Pension von 1,500,000 Livres; der Baron von Besenval seine 7 oder 8 Gouvernements. Diese Nacht machte den Dorfpfarrer Gregoire und den Abbe Sieyes zu Bischöffen. Sie nahm den Eminenzen ihre rothe Käppchen und gab ihnen dafür die Fischermütze des heiligen Petrus. Sie nahm den Excellenzen, den Durchlauchten und den Hoheiten die blauen, rothen und grünen Bänder ab. Diese Nacht hob Vorrechte und Zünfte auf. Nunmehro kann nach Indien handeln, nunmehr kann einen offenen Laden halten, wer Lust dazu und Vermögen hat. Meister Schneider, Meister Schuster und Meister Perukenmacher werden klagen, aber ihre Gesellen werden sich freuen. Diese Nacht verjagte die Käufer aus dem Tempel der Justitz. Die Gerechtigkeit wird künftig die Klagen des Armen und des Unterdrückten umsonst anhören. Die Advokaten sind verschwunden; diese schädliche Menschenklasse, welche die Kunst zu reden als Monopol behandelte und ausschliessend das Recht besitzen wollte, alle Prozesse des Königreiches zu führen. Nunmehr kann Jeder, welcher Vertrauen auf seine eigenen Kräfte hat, und das Zutrauen seiner Klienten besitzt, Prozesse führen. Herr d'Alembert wird aufgenommen werden, wenn er gleich ein Bastard ist; Herr Rousseau, wenn er auch der Sohn eines Schusters seyn sollte; und Herr Demosthenes, ob er gleich in seiner niedrigen Wohnung

kein

kein anständiges Vorzimmer hat. Traurige Nacht für Gerichtshöfe, für Schreiber, für Pedelle, für Prokuratoren, für Sekretairs, für Untersekretairs, für sollicitirende Schönheiten, für Thürsteher, für Advokaten, für alle Leute, welche vom Raube lebten! Unglückliche Nacht für alle Blutigel des Staates, für Generalpächter, für Höflinge, für Kardinäle, für Erzbischöffe, für Aebte, für Kanonici, für Aebtissinnen, Priores und Subpriores! Glückliche Nacht für tausend schöne, junge Nonnen, für Bernhardinerinnen und Benediktinerinnen, welche nun von den Pater Karmelitern und Franciskanern besucht werden dürfen! Glückliche Nacht für den Kaufmann, welcher nun Freyheit des Handels besitzt! für den Künstler, dessen Fleiß nunmehr frey und uneingeschränkt ist, und der künftig nicht mehr für seinen Meister arbeiten, sondern sein Brod selbst verdienen wird! Glückliche Nacht für den Landmann, dessen Gewinn sich jetzo zehenfach vermehrt hat, durch die Aufhebung der Zehenden und der Feudalrechte! Glückliche Nacht für Alle, weil nun der Weg zur Ehre und zu Bedienungen für Alle offen steht; weil nunmehr unter Frankreichern kein anderer Unterschied Statt findet, als derjenige, den Tugenden und Talente machen! Unsterblicher Chapelier! der du in jener glücklichen Nacht den Vorsitz führtest, warum endigtest du diese Sitzung so bald? Warum hörtest du die Uhr in einer Versammlung schlagen, die ganz von Patriotismus und von Enthusiasmus begeistert war? Hättest du nur noch zwey Stunden lang diese Sitzung fortgesetzt, so würde die französische Heftigkeit alle Mißbräuche auf einmal aufgehoben haben; und dann wäre die Sonne über ein Volk von Brüdern aufgegangen, und hätte eine Republik gesehen, vollkommener als die Republik des Plato war.“

Die Pariser Wahlherren hatten, wie oben erzählt worden ist, alle Gewalt in die Hände der, von der Pariser Bürgerschaft gewählten 120 Personen abgegeben. Jeder von den 60 Distrikten, in welche die Hauptstadt getheilt war, hatte zwey von diesen Personen aus seiner Mitte gewählt, und dieselben nach dem Rathhause gesandt, woselbst sie nun, unter dem Vorsitze des Herrn Maire, des Herrn Bailly, den vorläufigen Bürgerrath ausmachten, dessen vorzügliche Beschäftigung seyn sollte, über die künftige Einrichtung des würklichen Bürgerrathes sich zu berathschlagen. Diesen vorläufigen Bürgerrath nannte man: die Hundert und Zwanziger. Sie übernahmen am 31ten Julius die Gewalt aus den Händen der Wahlherren, und hielten von diesem Tage an ihre Sitzungen auf dem Rathhause. Sie fanden bald, daß ihre Anzahl bey der Menge und Verschiedenheit der Geschäfte nicht groß genug war, und daher baten sie, schon am 1sten August jeden Distrikt, noch Einen Abgesandten nach dem Rathhause zu senden. Am 5ten August erschienen diese neuen Abgesandten auf dem Rathhause, und nunmehr hieß der Bürgerrath: die Versammlung der Hundert und Achtziger. Ihre erste Arbeit war, die Einrichtung der Bürgermiliz. La Fayette legte den Plan vor, und derselbe wurde einstimmig gebilligt. Die Pariser Bürgermiliz sollte aus 31,000 Mann bestehen, worunter 1000 Offiziere. Die ganze Miliz wurde in zwey Korps getheilt: eines von 6000 Mann besoldeter Truppen, welches den Namen der besoldeten Bürgermiliz führte; und eines von 24,000 Mann nicht besoldeter Truppen. Die besoldeten Truppen bestanden aus den desertirten Soldaten verschiedener französischer Regimenter, und aus den treulosen französischen Gardisten. Die nicht besoldete Miliz bestand

aus Pariserbürgern. Ausserdem wurde Paris in sechs Divisionen getheilt, deren jede zehen Distrikte in sich begreift. Jede Division hat einen Kommandanten. In jedem Distrikte ist ein Bataillon aus fünf Kompagnien, deren jede 100 Mann stark ist. In jedem Distrikte ist eine Kompagnie besoldet und kasernirt. Diese heißt die Kompagnie des Centrums; die übrigen viere sind unbesoldete Bürgerkompagnien. Jeder Distrikt hat das Recht, die Offiziere seiner fünf Kompagnien selbst zu wählen; der Bürgerrath wählt die sechs Kommandanten; die sechzig Distrikte, das heißt, die ganze Bürgerschaft wählt den Generalkommandanten, und der Generalkommandant wählt seine Staabsoffiziere (l'Etat-Major). La Fayette wurde zum Generalkommandanten von der Bürgerschaft gewählt. Er wählte zu seinem Generalmajor Herrn de Gouvion, welcher schon an la Fayettens Seite in Amerika für die Freyheit gestritten hatte. Zum Generaladjutanten wählte la Fayette Herrn de la Jarre, welcher in Holland für die Patrioten gefochten hatte. Ausser den 30,000 Mann der Bürgermilitz wurde noch ein grosses Jägerkorps und eine zahlreiche Kavallerie errichtet, so daß die Pariser Bürgermilitz aus mehr als 40,000 Mann bestand. Den treulosen französischen Gardisten erlaubte der Bürgerrath, eine Medaille am Knopfloche zu tragen, welche zum immerwährenden Beweise ihres sogenannten Patriotismus dienen sollte. Ferner gab der Bürgerrath jedem dieser Soldaten ein sogenanntes Nationalzertifikat; und endlich schenkte ihnen der Bürgerrath alle beweglichen und unbeweglichen Güter ihres Regimentes, sogar bis auf das Hospital und die Kasernen, in welchen sie wohnten. Die Betten und übrigen Mobilien wurden ihnen von dem Bürgerrathe im Namen

der Stadt Paris um 130,000 Livres, und die Kasernen um 900,000 Livres abgekauft, und diese ungeheure Summe von 1,030,000 Livres wurde unter die Soldaten ausgetheilt. a) Alles dieses geschah nach dem ganz neuen, bis dahin unbekannten Grundsatze: daß die Kasernen und das Hospital eines Regiments, so wie die Regimentskasse, die Montirungskammer u. s. w. den Soldaten dieses Regiments eigenthümlich zugehörten!

Die Bürgermilitz wurde nunmehr nach dem beschriebenen Plane eingerichtet; die Bürgersoldaten und Offiziere wurden eingeschrieben und gewählt; und die Fahnen der verschiedenen Regimenter wurden in der Kirche eingesegnet. Nachdem dieses geschehen war, fiengen die Hundert und Achtziger am 28ten August an, über die künftige Einrichtung des Pariser Bürgerrathes sich zu berathschlagen. Aber hier fanden sich unglaubliche Schwierigkeiten. Die, der Knechtschaft gewohnten, sclavischen Pariser hatten gar keine Begriffe davon, wie die Einrichtung eines Bürgerrathes bey einem freyen Volke beschaffen seyn müsse; daher verfielen sie auf die allerungereimtesten Ideen und Plane. Einige wollten aus dem Maire einen Polizeylieutenant, und aus dem Bürgerrathe ein Polizeytribunal machen; noch andere wollten sich Venedig zum Muster nehmen, und aus dem Maire einen Doge, aus dem Bürgerrathe einen Senat und aus den Distrikten die Versammlung des Volkes machen; noch andere wollten die vollkommenste demokratische Verfassung haben und verlangten, daß jeder Beschluß des Rathes erst den versammelten Distrikten vorgelegt, und von dem Pöbel der Hauptstadt gebilligt werden solle. Diese letzte

a) Exposé des travaux de l'Assemblée générale p. 27. Histoire de la révolution T. 3. p. 30.

Meynung erlangte die Oberhand, und die versammelten Distrikte behielten sich das Recht vor: jeden Beschluß ihrer selbst gewählten Stellvertreter nach Gutdünken zu billigen, oder zu mißbilligen; jedem Befehle zu gehorchen, oder auch nicht zu gehorchen. Die Beschlüsse der Distrikte waren sich einander so widersprechend und zum Theil so ungereimt, daß sie zum Sprichworte geworden sind, und daß man zu Paris, wenn man von einem Manne sagen will, er rede abgeschmacktes Zeug, sich so ausdrückt: er redet, wie ein Distrikt (Il parle comme un District). Während dieser Streitigkeiten stieg die Anarchie auf das höchste; Jedermann befahl, Niemand gehorchte. Herr Bailly, der Maire, suchte sich diese Uneinigkeiten zu Nutze zu machen, um alle Gewalt an sich zu reißen und sich zum Könige von Paris aufzuwerfen. Dieser Mann, an dessen Rechtschaffenheit bisher Niemand gezweifelt hatte, zeigte nun auf einmal einen Ehrgeitz ohne Gränzen und eine unerwartete Falschheit des Karakters; er zeigte, daß er nicht nur schwach, sondern auch tückisch sey. Zwar hatte man schon früher angefangen, an seinem so gerühmten Patriotismus zu zweifeln; denn seitdem er zum Maire gewählt worden war, hatte er sich gegen seine Mitbürger mit unerträglichem Uebermuthe betragen, und ganz den Bauernstolz eines Emporgekommenen gezeigt. Er hatte sich Wagen und Pferde, und prächtige Livree angeschafft; hatte angefangen Audienz zu geben; Antischambre halten zu lassen; Leute, welche zu ihm kamen, zu messen (toiser); ja er hatte sogar auf seinen Wagen ein Wappen mahlen lassen, ohne daß Jemand begreifen konnte, was für ein Recht er haben könne, seit der Revolution ein Wappen zu führen. Der Abstand zwischen Bailly und la Fayette war Jeder-

mann aufgefallen. Dieser ließ an eben dem Tage, an welchem er zum Generalkommandanten der Bürgermiliz erwählt wurde, auf seinem Wagen sein angestammtes, altadeliches Wappen übermahlen, und statt desselben seinen Chiffer, L. F. darauf setzen, auch schaffte er seine Livree ab; Bailly that gerade das Gegentheil. Indessen würde man noch gerne Herrn Bailly diese kleine Eitelkeit verziehen haben, aber sein Betragen als Maire war unverzeihlich. Er bediente sich der allerverächtlichsten, demagogischen Kunstgriffe, um sich bey dem Pariserpöbel beliebt zu machen. Während er in der Versammlung der Hundert und Achtziger den Vorsitz hatte und bey allen Berathschlagungen über die künftige Einrichtung des Bürgerrathes gegenwärtig war, schrieb er heimlich, ohne den Hundert und Achtzigern vorher davon Nachricht zu geben, an die 60 Distrikte einen Brief, worinn er ihnen vorstellte, daß zwanzig Personen eine hinlängliche Anzahl für einen Bürgerrath wären, und daß auf alle Fälle dem Maire eine unumschränkte Macht übertragen werden müßte. Der Maire sollte, seiner Meynung nach, eben so unumschränkt über Paris herrschen, wie der König über Frankreich, und der Bürgerrath sollte im Kleinen das seyn, was die Nationalversammlung im Großen ist. a) So-

a) Folgende Worte sind die eigenen Worte des Herrn Bailly: Je crois que le pouvoir législatif réuni, à certains intervalles, pour se rendre compte de l'exécution des loix, ne doit point arrêter ni géner le pouvoir exécutif dans sa marche. Je crois que ce pouvoir doit être un, et que, si une partie peut être distribuée entre différents coopérateurs, il faut établir dans le Chef une supériorité d'influence, qui conserve cette unité.

bald dieser Brief des Herrn Bailly an die Distrikte bekannt wurde, schrieben die Hundert und Achtziger einen andern Brief, worinn sie das Gefährliche in dem Plane des Maire mit sehr starken Ausdrücken zeigten. a) Ueber diesen Brief der Hundert und Achtziger wurde Herr Bailly sehr aufgebracht, weil nunmehr sein ganzer geheimer Plan entdeckt war. Da er aber seit einiger Zeit mit der Orleansschen Parthie in der allergenauesten Verbindung stand, so bediente er sich nunmehr des Einflusses dieser Parthie, um dem Eindrucke, welchen jener Brief nothwendig machen mußte, zuvorzukommen. Der Brief der Hundert und Achtziger war am Morgen des 30sten Augusts den Distrikten bekannt gemacht worden, und schon am Abende desselbigen Tages war ganz Paris im Aufruhr. Die Nationalversammlung berathschlagte sich eben damals über die königliche Genehmigung, oder über das sogenannte Veto, und dieses Veto wurde der Vorwand eines Aufstandes unter dem Volke, dessen genauere Umstände unten erzählt werden sollen.

Herr Bailly hatte sich von dem Könige das prächtige Hotel, welches vormals der Polizeylieutenant bewohnt hatte, als Maire, zu seiner Wohnung ausgebeten, und seine Bitte wurde gewährt. Ueber dem Thore des Hotels wurde die Aufschrift: HOTEL DE LA POLICE her-

a) Que la Municipalité doit à la vérité distribuer et concentrer le pouvoir exécutif dans peu de mains; mais que ce pouvoir, dans quelques mains qu'il soit placé, doit être sans cesse surveillé, et circonscrit dans ses limites légitimes, par un conseil assez nombreux pour prévenir toute oligarchie.

unter genommen und mit goldenen Buchstaben in schwarzem Marmor die Aufschrift darüber gesetzt: HOTEL DE LA MAIRIE.

Von den Hundert und Achtzigern war dem Herrn Bailly ein Geschenk von 50,000 Livres angeboten worden, und er hatte dasselbe angenommen; da hingegen la Fayette, den seine Stelle zu den grösten Ausgaben täglich nöthigte, die ihm angebotene Schadloshaltung von 100,000 Livres ausschlug. „Ich habe hinlängliches Vermögen," sagte er, „um die Ausgaben zu bestreiten, welche meine Stelle mir auflegt. Sollte aber mein Vermögen zu den nöthigen Ausgaben nicht zureichen, so werde ich mir von dem Bürgerrathe einen Geldbeytrag ausbitten; denn ich lege nicht mehr Werth darauf, einen solchen Beytrag auszuschlagen, als denselben anzunehmen." a)

Am 7ten August erschienen alle Minister in der Nationalversammlung. Der Siegelbewahrer las, im Namen des Königs, ein Gemälde der Unordnungen ab, welche im ganzen Reiche Statt fanden. „Ordnung und öffentliche Sicherheit," sagte er, „sind überall zerstört. In den Provinzen ist das Eigenthum nicht mehr sicher; mordbrennerische Hände verwüsten die Wohnungen der

a) En persistant dans mon refus, je n'affecte point une fausse générosité. Je serois disposé, non seulement à accepter, mais même à demander, à solliciter, du peuple, à qui j'ai consacré ma fortune et mon sang, les indemnités de mes dépenses, si cette même fortune ne me mettoit au dessus du besoin. Elle étoit considérable. Elle a suffi à deux révolutions, et s'il en survenoit une troisième pour le bonheur du peuble, elle lui appartiendroit toute entière. So schrieb la Fayette einige Tage nachher.

Einwohner; und statt der gesetzmäßigen Gerechtigkeit herrschen Ermordungen und Proscriptionen. An einigen Orten hat man sogar die Erndte bedroht, und das Volk bis in seine künftige Hoffnung verfolgt. Wohin man keine Räuber senden kann, dahin sendet man Furcht, Schrecken und Unruhe. Die Ausgelassenheit hat keinen Einhalt; die Gesetze sind ohne Kraft; die Gerichtshöfe ohne Thätigkeit. Jammer und Elend bedecken einen Theil von Frankreich, und banges Schrecken herrscht über das Ganze. Handlung und Betriebsamkeit stehen stille; und sogar die Zufluchtsörter der Gottesfurcht sind nicht mehr vor Mördern sicher."

Nachdem der Siegelbewahrer dieses traurige Gemälde der Uebel, welche Frankreich drückten, geendigt, und die Nationalversammlung gebeten hatte, sobald als möglich diesen Uebeln Einhalt zu thun; da stand Herr Necker auf und legte eine, nicht weniger traurige Darstellung des Zustandes der Finanzen, nebst dem Plane zu einem neuen Anlehen, von 30 Millionen Livres zu 5 Prozent Interesse, vor. Als er nach Versailles zurückkam, hatte er im königlichen Schatze nicht mehr, als 400,000 Livres, theils in baarem Gelde, theils in Kassenbillets gefunden. Das Defizit war ungeheuer und der Kredit null. Indessen erwartete er Hülfe von der Nationalversammlung, aber sie beschäftigte sich nicht einmal mit diesem Gegenstande. Die Ausgaben nahmen täglich zu, und die Einnahme nahm täglich ab. Der König sah sich genöthigt, eine große Menge Korn einzukaufen, und während der Hungersnoth dasselbe austheilen zu lassen. Er mußte 12,000 Müßiggängern Arbeit verschaffen und dieselben bezahlen, damit sie keine Unordnungen anfangen möchten. Die Mauthen trugen nichts mehr ein, weil die Frechheit der Schleichhändler so groß war, und sie auf

Beschützung des Pöbels so sicher rechnen konnten, daß sie nun mit Gewalt am hellen Mittage verbotene Waaren einführten. Akzise und Zölle weigerte man sich überall zu bezahlen; die Mauthhäuser waren zerstört und geplündert; die Einnahmebücher derselben weggenommen und verbrannt; und alle anderen Abgaben, als Kopfsteuer, Salzsteuer u. s. w. blieben auch aus. Nach dieser Darstellung des traurigen Zustandes, in welchem sich die Finanzen befanden, bat Necker die Versammlung, daß sie ein Anlehen von 30 Millionen Livres zu Bestreitung der dringendsten Ausgaben, während der nächsten zwey Monate, bewilligen möchte. Neckers Rede war so schön; alles, was er sagte, schien so wahr; und die Nothwendigkeit eines Anlehens war so auffallend, daß Herr Clermont Lodeve vorschlug: ohne Berathschlagung durch Akklamation dasselbe zu bewilligen. Viele stimmten ihm bey und Niemand war dagegen, als Mirabeau aufstand und behauptete: es sey nöthig, über das Anlehen sich zu berathschlagen, die Minister müßten aber vorher abtreten. Sogleich war der größte Theil der Versammlung auf seiner Seite, die Minister giengen heraus, und nun rief Mirabeau, indem er auf Herrn Clermont Lodeve deutete: „Ich werde die Proskription dieses feilen Sklaven verlangen!“ ann suchte er die Versammlung gegen das Anlehen und gegen den Minister einzunehmen, und obgleich Jedermann die dringende Nothwendigkeit eines solchen Anlehens erkannte, so wollte doch Niemand gerne dafür stimmen, weil man dadurch die Popularität zu verlieren fürchtete. Endlich, nach langen Debatten, gerieth die Versammlung abermals in den patriotischen Rausch, und nunmehr waren es, wie in der Nacht des 4ten Augusts, keine Berathschlagungen mehr,

sondern es entstand ein allgemeines, wildes Geschrey. Mirabeau (der selbst keinen Heller im Vermögen hatte) schlug vor: das Vermögen aller Mitglieder der Nationalversammlung sollte als Kaution des Anlehens angeboten werden; alle waren es zufrieden. a) Herr de la Cote verlangte, man solle die Güter der Geistlichen dafür zum Pfande geben; und die Geistlichen traten hervor und nahmen den Vorschlag an. Beyde Vorschläge wurden aber verworfen, und die Nationalversammlung, um an ihrem Enthusiasmus auch Andere Theil nehmen zu lassen, schrieb am 9ten August das Anlehen aus, und bot nur vier und ein halb vom Hundert Interesse an; ohne für diejenigen; welche das Geld leihen sollten, auch nur die geringste Sicherheit zu versprechen, und ohne zu bestimmen, wann der Staat das Geld zurückbezahlen würde. Dieser Beschluß wurde von dem Volke mit dem grösten Beyfalle aufgenommen. Man glaubte der Nationalversammlung Dank dafür schuldig zu seyn, daß sie von der Großmuth der Nation einen so hohen Begriff zu haben schien. Jedermann lobte das Dekret, aber Niemand gab sein Geld her; und die Nationalversammlung sah sich endlich genöthigt, um sich 40 Millionen, welche der Staat dringend brauchte, zu verschaffen, ein neues Anlehen von 80 Millionen zu 5 Prozent Interesse, und in zehen Jahren zahlbar, auszuschreiben. Aber auch dieses

a) Je n'hésite donc pas à vous proposer, que l'emprunt de trente millions, actuellement nécessaire au gouvernement, soit fait sur l'engagement des membres de cette assemblée, chacun pour la somme, dont ses facultés permettont de se rendre responsable envers les prêteurs. Mirabeau peint par lui-même. T. I. p. 182.

neue Anlehen hatte keinen bessern Fortgang, als das erste, und der Erfolg lehrte unwidersprechlich, daß die Nationalversammlung, oder wenigstens Diejenigen, welche in derselben das Wort führten, vom Finanzwesen ganz und gar nichts verstünden. Zugleich war dieses für ganz Europa ein traurige Beweiß, wie tief der Kredit Frankreichs gesunken sey; ein Staatsgeheimniß, welches Necker wohl kannte, welches er aber durch seinen Plan zu verbergen gesucht hatte. Wohl der Nationalversammlung, wenn sie durch diesen ihren ersten großen Fehler in Finanzsachen klug gemacht, künftig alle Geschäfte dieser Art dem vortreflichen Minister überlassen hätte, den sie selbst, die Aufsicht über die Finanzen zu übernehmen, dringend gebeten hatte! Wohl der Nationalversammlung, wenn sie aus diesem Mißlingen ihres ersten Versuches die goldene Regel sich abstrahiret hätte: daß in Staatssachen Erfahrung mehr werth ist, als Raisonnement, und daß ein richtiger, gesunder Verstand besser, als das Genie, die Folgen eines jeden Schrittes im Voraus berechnet. „Der spekulative Gelehrte“ sagt ein vortreflicher Schriftsteller, „vermag auszumachen, was gut ist; und es gehört oft nur ein gewöhnliches Maas von Einsicht und beharrlicher Aufmerksamkeit dazu, Plane zu entwerfen, bey denen sich die Völker besser befinden müßten. Der Staatsmann hingegen frägt: was thunlich ist? Die Aufgabe für ihn ist diese: die Menschen, die neben, über, oder unter ihm seine Plane ausführen, oder dazu mitwirken müssen, in Bewegung zu setzen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Vorstellungen und ihres Willens Einheit der Richtung auf gewisse Gegenstände hervorzubringen. Die Plane mögen immerhin untadelhaft seyn, dieses ist noch nicht ge-

ung a)." Die Nationalversammlung bewies durch dieses Verfahren deutlich, daß nicht die Verweisung Neckers die nächste Veranlassung der Revolution gewesen sey. Sie bewies, daß sie in den Finanzminister und in seine Vorschläge kein Zutrauen setze; daß sie seiner Führung nicht zu folgen gedächte; und daß die Standhaftigkeit, mit welcher man auf Neckers Zurückberufung gedrungen hatte, nicht den Wunsch, Neckern wiederum zu besitzen, sondern ganz andere Absichten, zum Grunde gehabt hätte.

Die Nationalversammlung fieng nunmehr an, kaltblütig dasjenige zu untersuchen, was sie in der Nacht des vierten Augusts, im Enthusiasmus des Freyheitsrausches gethan hatte. Die Debatten über die Zehenten der Geistlichen dauerten sehr lange und waren sehr lärmend. Die Ungerechtigkeit, welche damit verbunden zu seyn schien, die Landgeistlichen dieser Zehenten, welche beynahe ihre ganze Einnahme ausmachten, zu berauben, und mit ihrem Ertrage nicht dem gedrückten Bauer, sondern dem Landeigenthümer, ein unverdientes Geschenk zu machen, wurde deutlich bewiesen. Die Geistlichen vertheidigten ihr Eigenthum mit sehr erheblichen Gründen, und sogar der Abbé Sieyes, dieser bekannte Demokrate, nahm dießmal die Parthie des Standes, welchem er zugehörte. Er stieg auf den Rednerstuhl. Man schrie und lärmte, und wollte ihn eben so wenig als die übrigen hören. Er aber, ohne aus der Fassung zu kommen, rief den Schreyern und Lärmern zu verschiedenen malen zu: „Ist es dann nicht erlaubt, meine Herren, Ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen?" Endlich hörte das Ge-

a) Rehberg im neuen deutschen Museum. 8tes Stück 1790. S. 787.

schrey allmählig auf; dann sagte er: „Wird der Zehente ohne Entschädigung abgeschafft, so bleibt er denen, die ihn schuldig sind, und wird denen genommen, welchen er rechtmäßig zugehört. Kann aber ein solcher Raub das Recht der Letztern vernichten? Oder geschieht es etwa zum Besten des Staats, zum gemeinen Nutzen, daß man eine solche Aufopferung fordert? Nein! Niemand als der Gutsbesitzer gewinnt dadurch; er, der eigentliche Schuldner, weigert sich, seine Schuld zu bezahlen. Diese Weigerung ist ein wahrer Diebstahl, und der vorgebliche Patriotismus, welcher dieselbe für rechtmäßig erkennt, ist ein versteckter Geiz. Zu sagen: der Zehente sey kein Eigenthum, ist weiter nichts als ein Leoninischer Scherz a). Bemerken Sie, meine Herren, daß die gegenwärtigen Gutsbesitzer ihre Güter nach dem Anschlage des Ertrags gekauft haben; von diesem Ertrage war aber der Zehente schon abgezogen; folglich machen Sie den Gutsbesitzern, auf eine ungerechte Weise, ein beträchtliches Geschenk. Debatten, wie die gegenwärtigen, und der Lärm, welcher seit einigen Tagen in der Versammlung herrscht, sind höchst unanständig, und werden, wie man leicht bemerken kann, vorsetzlich unterhalten b).“ Mirabeau behauptete: die Geistlichen stünden in öffentlichen Aemtern, und müßten, wie

a) Une plaisanterie Léonine.

b) Der Abbe Sieyes hat bald nachher seine Gründe gegen die Aufhebung des Zehenten, in einer vortrefflichen Schrift, welche unter dem Titel: Observations sommaires sur les biens écclesiastiques herausgekommen ist, bekannt gemacht.

andere Staatsbeamte, salarirt werden. Ueber diesen Ausdruck gab der geistliche Stand seinen Unwillen zu erkennen. Darauf fuhr Mirabeau fort: „Ja, meine Herren, es giebt nur drey Wege, wie man in der Welt existirt; entweder man bettelt, oder man stiehlt, oder man ist salarirt a). Nun entstand aufs neue ein grosser Lärm. Einige riefen ihm zu: ob er die Eigenthümer und Rentiers für nichts rechne? Andere nannten seinen Gedanken ein vortreffliches Bonmot. Noch andere sagten: dieses sey sehr präcis gesprochen. Einer, endlich, fragte ihn, zu welcher Klasse er sich selbst rechne; da er weder bettle noch salarirt sey? Der Abbe du Plaquet sagte: „Ungeachtet der ordnenden Beredsamkeit des Herrn Mirabeau, bin ich zu alt, um in einem Amte mein Brod zu verdienen; zu rechtschaffen, um zu stehlen; und zu reich, um betteln zu gehen.“ Die Debatten endigten sich damit, daß die Geistlichen die Zehenten freywillig aufgaben. Unter den abgeschafften Zehenten wurden auch diejenigen, welche den Hospitälern und dem Maltheserorden gehören, mit eingeschlossen. Der Beschluß der Abschaffung wurde (den Abbe Sieyes allein ausgenommen) einstimmig gefaßt.

Am 12ten August beschloß die Versammlung, die gefaßten Schlüsse dem Könige zur Genehmigung vorlegen zu lassen. In der zu diesem Ende aufgesetzten Addresse kam folgende Periode vor. „Die vor Freude trunkene Versammlung legt diese Beschlüsse Sr. Majestät zur Genehmigung zu Füßen.“ Als die Addresse in der Versamm-

---

a) Je ne connois que trois manières d'exister dans la société; il faut y être mendiant, voleur, ou salarié.

lung abgelesen wurde, rief Mirabeau aus: „keine Füße! keine Füße!“ und bald nachher rief er dem Vorleser zu: „Die Nationalversammlung sey weder trunken, noch betrunken a).“

Nach diesem Tage wurden die metaphysischen Diskussionen, über die Rechte des Menschen, weiter fortgesetzt. Man sprach und stritt, und beschloß nichts. Am neunzehnten August sagte endlich Lally-Tolendal: „die Nationalversammlung hat beschlossen, daß eine Bekanntmachung der Rechte des Menschen der neuen Konstitution vorgesetzt werden solle. Die Schwierigkeiten, welche wir hiebey finden, sind sehr beunruhigend. Wenn über diesen Gegenstand zwölfhundert Menschen, welche diese Versammlung ausmachen, nicht übereinkommen können: wie dürften wir dann hoffen, daß sich vier und zwanzig Millionen Menschen darüber einverstehen werden? Lassen Sie alle metaphysischen Spitzfindigkeiten, und setzen Sie Erfahrungswahrheiten an deren Stelle. Ueber die Bekanntmachung, welche Sie annehmen werden, muß weder Raisonniren noch Streiten möglich seyn. Es muß dieselbe auf den ersten Blick gefaßt und beurtheilt werden können. Wählen Sie daher die einfachste, die kürzeste, und die deutlichste Bekanntmachung. Haben Sie bisher den Menschen in der Wildniß betrachtet, so eilen Sie nunmehr, ihn aus diesem Zustande heraus zu reissen, und ihn nach Frankreich zu versetzen. Die Engländer, denen

a) Mirabeau observa: que la Majesté n'avoit pas de pieds; et le même député remarqua, qu'il n'étoit jamais décent, de répresenter une assemblée législative comme ivre ni enivrée. Mirabeau peint par lui-même. T. I. p. 193.

denen die Staatswissenschaft so viel Aufklärung, und die Gesellschaft eine so weise Regierung verdankt, haben von jeher aus ihren Gesetzen alle Metaphysik verbannt.“ Der Vikomte von Mirabeau (der Bruder des Grafen) schlug im Scherze vor, statt der Bekanntmachung der Rechte die zehen Gebote anzunehmen. Herr Lally Tolendal und Herr Mounier verlangten, daß man in der Einleitung zu dieser Bekanntmachung des höchsten Wesens erwähnen, und die Staatsverfassung auf Religion gründen solle, zufolge der Bemerkung Plutarchs, welcher sagt, es sey eher möglich, eine Stadt in die Luft zu bauen, als einen Staat ohne Religion zu gründen. Herr Monguis de Roquefort führte das Beyspiel der Römer an, welche im Eingange aller ihrer Gesetze die Götter anriefen. Einige verwarfen die Idee mit Heftigkeit, und andere vertheidigten dieselbe, bis endlich der Abbe Gregoire aufstand, und ausrief: „Was wird man von uns denken, wenn man erfährt, daß wir lange debattirt haben, ob wir im Eingange unserer Gesetze dasjenige höchste Wesen anrufen sollen, von welchem allein dieselben herkommen, und welches allein uns die nöthige Erleuchtung geben kann, um sie richtig zu bestimmen.“ Mirabeau antwortete hierauf: „Ich verwerfe den Ausdruck, in Gegenwart Gottes; denn hieraus würde ja folgen, daß irgend etwas ausser der Gegenwart Gottes geschehen könne.“

Die Sonntagssitzung des 23sten Augusts war abermals sehr lärmend und tumultuarisch, und die Art, wie gestritten wurde, war einer so erhabenen Versammlung von Gesetzgebern sehr unwürdig. Der Streit betraf die Toleranz religiöser Meynungen. Mirabeau verlangte in einer schönen Rede, daß jeder Mensch unumschränkte

Freyheit haben solle, Gott nach Gefallen dienen zu können. „Religionen," sagte er, „sind ja weiter nichts, als besondere Meynungen, eigene Arten zu denken; sie verdienen daher gar nicht, daß sich der Staat um sie bekümmere." Der Graf von Virieux behauptete: Jeder müsse unumschränkte Freyheit haben, über religiöse Gegenstände zu denken, was er wolle, aber die Mittheilung dieser Gedanken dürfe nicht anders erlaubt werden, als in so ferne dieselbe nicht die öffentliche Ruhe störe. Nun stand Herr Rabaud de Saint Etienne, ein protestantischer Geistlicher, auf, und hielt folgende vortreffliche Rede:

Meine Herren!

Ich verlange von der Versammlung Erlaubniß, die Meynung meines Vorgängers zu widerlegen, und zu beweisen, wie gefährlich die Grundsätze sind, welche er so eben vorgetragen hat. Er gesteht, daß man kein Recht habe, in die geheimsten Gedanken der Menschen einzudringen. Dieses ist aber weder eine neue, noch eine tiefgedachte Wahrheit. Noch niemals hat es einem Tyrannen einfallen können, das Geheimniß der Gedanken erforschen zu wollen; und der allersklavischste Sklave behält ganz unstreitig noch immer diejenige Freyheit übrig, welche mein Vorgänger freyen Menschen einräumen will. Er setzt hinzu, die Mittheilung der Gedanken könne äusserst gefährlich werden; es sey daher nöthig, darüber zu wachen; und das Gesetz müsse die allzu freye Mittheilung der Gedanken zu verhindern suchen; denn gerade auf diese Weise entstünden neue Religionen. Es fehlte nur noch, daß er vorgeschlagen hätte, auf der Stelle ein Tribunal zu ernennen, welchem man eine solche Oberaufsicht übertragen könnte. Nun aber sage hingegen

ich, daß die so eben vorgetragene Meynung uns geradezu unter den Despotismus der Inquisition führen würde, wenn nicht die Meynung des Publikums, auf welche mein Vorgänger sich beruft, überlaut seiner eigenen Meynung entgegen wäre. Seine Sprache ist diejenige, deren sich die Intoleranten von jeher bedienten: die Inquisition sogar hat keine andere Grundsätze gehabt. Von jeher sagte sie, in ihrer sanftscheinenden und abgemessenen Sprache: unstreitig dürfe man die Gedanken nicht angreifen; und jeder sey frey, zu glauben, was er wolle, so lange er es nicht ausbreite: da aber Ausbreitung die öffentliche Ruhe stören könnte; so müsse das Gesetz mit sorgfältiger Aufmerksamkeit über dieselbe wachen. Vermöge dieser Grundsätze haben sich die Intoleranten die Macht der Oberaufsicht übergeben lassen, und durch so viele Jahrhunderte die Gedanken gefesselt und sich unterworfen gehalten. Aber, meine Herren, bey dieser Maxime würde es gar keine Christen haben geben können. Das Christenthum wäre gar nicht vorhanden, wenn die Heiden diesen Grundsätzen, welche ihnen in der That nicht unbekannt waren, immer treu geblieben wären; sorgfältig über die Ausbreitung neuer Meynungen gewacht; und fortgefahren hätten, bekannt zu machen, daß diese Meynungen die öffentliche Ruhe störten. Ich stütze mich, meine Herren, auf Ihre eigenen Grundsätze, wenn ich von Ihnen verlange, daß Sie in einem besondern Artikel bekannt machen sollen: jeder Staatsbürger sey frey in seinen Meynungen; er habe das Recht, ungestört seinen Gottesdienst abzuwarten; und er dürfe, um seiner Religion willen, nicht beunruhigt werden. Ihre Grundsätze sind: daß die Freyheit ein allgemeines Gut

sey, an welchem alle Bürger des Staats gleichen Antheil haben. Freyheit gehört dem zufolge allen Frankreichern gleich und auf dieselbe Weise zu. Alle haben ein Recht daran; oder Niemand hat es. Wer die Freyheit ungleich vertheilt, der kennt sie nicht. Wer, in was es auch seyn mag, die Freyheit der übrigen angreift, der greift seine eigene Freyheit an, und verdient auch seinerseits, sie zu verlieren, weil er des Besitzes eines Gutes, dessen wahren Werth er nicht kennt, unwürdig ist. Eure Grundsätze sind: daß die Freyheit der Gedanken und Meynungen ein unvergebliches und unverletzbares Recht sey. Diese Freyheit, meine Herren, ist die heiligste von allen. Sie entwischt der Herrschaft der Menschen; sie zieht sich in das Innere des Gewissens zurück, als in ein unverletzliches Heiligthum, wohin kein Sterblicher das Recht hat, einzudringen. Sie allein haben die Menschen noch nicht den Gesetzen des gesellschaftlichen Vertrags unterworfen. Sie einschränken, ist ungerecht; sie angreifen wollen, ist ein Verbrechen. Die Nichtkatholiken haben in Frankreich durch das im November 1787 gegebene Edikt, weiter nichts erhalten, als was man ihnen nicht verweigern konnte. Ja! nichts, als was man ihnen nicht verweigern konnte. Ich wiederhole dieses nicht ohne Unwillen; aber es ist keine grundlose Beschuldigung; ich schäme mich zu sagen, daß es die eigentlichen Worte des Edikts selbst sind. Dieses mehr berühmte als gerechte Gesetz, bestimmt die Art, wie ihre Geburten, ihre Heurathen und ihre Todesfälle, eingeschrieben werden sollen. Es erlaubt ihnen dem zufolge einen bürgerlichen Stand und Ausübung ihrer Professionen — aber das ist auch alles. So hat man, meine Herren, im achtzehnten Jahrhunderte in Frankreich den

Grundsatz barbarischer Zeiten beybehalten, und die Nation in eine begünstigte und in eine verworfene Kaste getheilt. Man hat es sogar als einen Fortschritt in der Gesetzgebung angesehen, daß es Frankreichern, die schon seit hundert Jahren proskribirt waren, endlich erlaubt worden ist, ihre Professionen auszuüben, das heißt, zu leben; und daß ihre Kinder nicht länger als unehlich angesehen wurden. Noch sind die Formen, denen sie das Gesetz unterworfen hat, mit so vielen Einschränkungen versehen, und so sehr abgemessen, daß die Ausübung dieses Gnadengesetzes Unordnung und Betrübniß in alle Provinzen gebracht hat, wo es Protestanten giebt. Ueber diesen Gegenstand behalte ich mir vor, ausführlich zu sprechen, wenn Ihr Euch einst mit den Gesetzen selbst beschäftigen werdet. Indessen, meine Herren, (so groß ist der Unterschied zwischen Frankreichern und Frankreichern) indessen bleiben die Protestanten noch immer vieler gesellschaftlicher Rechte beraubt. Jenes Kreuz a), welches eine ehrenvolle Belohnung der Tapferkeit und der dem Vaterlande geleisteten Dienste ist, können sie nicht erhalten. Endlich, meine Herren, sind sie des Rechts, frey zu denken, beraubt; ihre Meynungen werden für strafbar gehalten; und die Freyheit, ihren Gottesdienst zu feyern, ist ihnen versagt. Die Kriminalgesetze (und was für Gesetze, die auf dem Grundsatze beruhen, daß Irrthum ein Verbrechen sey), die Kriminalgesetze gegen ihren Gottesdienst sind noch nicht aufgehoben. In vielen Provinzen müssen sie denselben in der Wüste feyern, allen Veränderungen der Witterung ausgesetzt. Wie Verbrecher sind sie genöthigt, sich der Tyranney des Gesetzes zu

---

a) Das Ludwigskreuz.

entziehen, oder vielmehr, wegen der Ungerechtigkeit des Gesetzes, dasselbe lächerlich zu machen, indem sie ihm ausweichen, und es täglich verletzen. Auf diese Weise, meine Herren, thun die Protestanten alles für das Vaterland, und das Vaterland behandelt sie mit Undankbarkeit. Sie dienen ihm als Bürger; und es behandelt sie wie in die Acht Erklärte. Sie dienen ihm als Menschen, welche von Euch frey gemacht worden sind; und es behandelt sie, wie Sklaven. Aber nun giebt es endlich eine französische Nation, und diese rufe ich jetzo an, zu Gunsten zweyer Millionen nützlicher Staatsbürger, welche heute in ihre Rechte als Frankreicher eingesetzt zu werden verlangen. Ich bin nicht so ungerecht zu denken, daß Ihr das Wort Intoleranz solltet aussprechen können. Dieses Wort ist aus unserer Sprache verbannt, oder es bleibt wenigstens in derselben, nur noch wie eines von jenen barbarischen, veralteten Wörtern, deren man sich nicht mehr bedient, weil der durch sie bezeichnete Begriff vernichtet ist. Aber, meine Herren, ich verlange auch nicht Toleranz, sondern Freyheit. Toleranz! Duldung! Verzeihung! Gnade! höchst ungerechte Ideen gegen die Dissidenten, so lange es wahr bleibt, daß Verschiedenheit der Meynungen kein Verbrechen ist! Toleranz! Ich verlange die Verbannung auch dieses Worts. Es wird, es muß verbannt werden, dieses ungerechte Wort, welches uns diejenigen, die durch Zufall oder Erziehung, von uns verschieden denken, als bedaurungswürdige Staatsbürger, als Verbrecher, denen man vergiebt, darstellt. Irrthum, meine Herren, ist kein Verbrechen. Wer dem Irrthume folgt, der hält denselben für Wahrheit. Für ihn ist er Wahrheit. Er findet sich gezwungen, denselben anzunehmen, und kein Mensch, keine Gesellschaft, hat das

Recht, ihm dieses zu verbieten. Ach! meine Herren, wo ist derjenige, der unter dieser Mischung von Wahrheiten und Irrthümern, welche die Menschen unter sich vertheilen, von einander erben, oder um welche sie sich streiten, wo ist derjenige, der es wagen dürfte, zu versichern, daß er nie geirrt habe, daß die Wahrheit beständig auf seiner Seite, und der Irrthum bey den andern sey? Ich verlange also für die französischen Protestanten, für alle Nichtkatholiken des Königreichs, was Sie, meine Herren, für sich selbst verlangen: Freyheit und Gleichheit der Rechte. Ich verlange diese für jenes, Asien entrissene Volk, welches beynahe seit achtzehn Jahrhunderten, überall herumirrt, überall verbannt und überall verfolgt wird; das Volk, welches unsere Sitten und unsere Gewohnheiten annehmen würde, wenn es durch unsere Gesetze mit uns vereinigt wäre; und welchem wir seine Moral nicht vorwerfen dürfen, weil sie die Folge unserer Barbarey und der Erniedrigung ist, zu der wir es ungerechter Weise verdammt haben. Ich verlange, meine Herren, Alles, was Sie für sich selbst verlangen, daß alle nichtkatholische Frankreicher, ganz und ohne Rückhalt, den andern Bürgern des Staats gleich seyen, weil auch sie Bürger des Staats sind, und weil das Gesetz und die Freyheit, immer unpartheyisch, die Strenge ihrer genauen Gerechtigkeit nicht ungleich austheilen dürfen. Wer unter Euch, meine Herren, (erlaubet mir zu fragen,) wer unter euch könnte, wer wollte, wer verdiente der Freyheit zu geniessen, so lange er zwey Millionen seiner Mitbürger, durch ihre Knechtschaft, mit dem trügerischen Stolze einer Freyheit kontrastiren sähe, welche keine Freyheit mehr seyn würde, weil sie ungleich vertheilt wäre? und warum, ich bitte Euch,

warum eine solche Aristokratie der Meynungen; ein solches Feudalsystem der Gedanken; wodurch zwey Millionen Staatsbürger zu einer verächtlichen Knechtschaft verdammt würden, weil sie Euren Gott auf eine andere Weise anbeten als Ihr? Ich verlange für alle Nichtkatholische, was Ihr für Euch selbst verlangt: Gleichheit der Rechte, Freyheit. Freyheit ihrer Religion; Freyheit ihres Gottesdienstes; Freyheit denselben, in dazu geheiligten Häusern, feyern zu dürfen; Gewißheit, in ihrer Religion nicht mehr gestört zu werden, als Ihr in der Eurigen; und völlige Versicherung, so wie Ihr, eben so gut als Ihr, und auf eben die Weise wie Ihr, durch das, Allen gemeine Gesetz, geschützt zu werden. Erlaubet nicht ... Großmüthiges und freyes Volk, gieb nicht zu, daß man Dir das Beyspiel anderer, noch intoleranter Völker anführe, welche Deinen Gottesdienst bey sich nicht dulden. Sie, meine Herren, müssen nicht Beyspielen folgen, Sie müssen Beyspiele geben: und daraus, daß es ungerechte Völker giebt, folgt nicht, daß Sie es seyn dürfen. Europa, welches nach Freyheit schmachtet, erwartet von Euch grosse Lehren, und Ihr seyd würdig, ihm dieselben zu geben. Möge der Kodex, an dem Ihr jetzo arbeitet, das Vorbild aller übrigen seyn, und möge gar kein Fleck darin bleiben! Sollen aber Beyspiele angeführt werden; so ahmen Sie, meine Herren, das Beyspiel jener großmüthigen Amerikaner nach, deren Civilkodex mit dem geheiligten Grundsatze, der allgemeinen Freyheit aller Religionen, anfängt. Ahmen Sie die Pensylvanier nach, welche bekannt machen, daß Alle, die einen Gott anbeten, auf welche Weise sie ihn auch anbeten mögen, die Rechte der Bürger geniessen sollen. Ahmen Sie die sanften und weisen Einwohner von Phila-

delphia nach, welche um sich her alle Arten von Gottesdienst, und zwanzig verschiedene Tempel sehen, und welche vielleicht einer so genauen Kenntniß der Freyheit, die von ihnen eroberte Freyheit zu verdanken haben. Endlich, meine Herren, komme ich auf meine, oder vielmehr auf Ihre Grundsätze zurück. Ihnen gehören diese Grundsätze. Sie haben dieselben durch ihren Muth erobert, und im Angesichte der Welt geheiligt, indem Sie bekannt gemacht haben, daß alle Menschen frey und gleich geboren werden, und auch so bleiben müssen. Die Rechte aller Frankreicher sind dieselben; alle Frankreicher sind an Rechten gleich. Daher sehe ich keinen Grund, warum einige Bürger des Staats zu den andern sollen sagen dürfen: „Wir werden frey seyn, ihr aber nicht.“ Ich sehe keinen Grund, warum einem Frankreicher erlaubt seyn solle, zu dem andern zu sagen: „Deine Rechte und die meinigen sind ungleich; ich habe Gewissensfreyheit, aber du kannst sie nicht haben, weil ich es nicht will.“ Ich sehe keinen Grund, warum nicht der gedrückte Theil dem andern antworte: „vielleicht würdet ihr so nicht sprechen, wenn ihr die kleinere Anzahl wäret; euer ausschliessender Wille ist weiter nichts als das Gesetz des Stärkern, und diesem uns zu unterwerfen, sind wir nicht verbunden.“ Das Gesetz des Stärkern konnte wohl zu der Zeit der despotischen Herrschaft eines Einzigen, dessen Wille Gesetz war, Statt finden; aber bey einem freyen Volke, welches die Rechte jedes Einzelnen achtet, findet es nicht Statt. Eben so wenig als Sie, meine Herren, kann ich begreifen, was ein ausschliessendes Recht ist; eben so wenig kann ich ein ausschliessendes Privilegium zugeben; es bestehe nun worin es wolle: aber das ausschliessende Privile-

gium, das Monopol der Meynungen und des Gottesdienstes, scheint mir die höchste Ungerechtigkeit zu seyn. Sie können nicht ein einziges Recht haben, das nicht auch mir zugehört; wenn Sie es ausüben, so muß auch ich es ausüben; sind Sie frey, so muß auch ich frey seyn; dürfen Sie ihren Gottesdienst feyern, so muß auch ich den meinigen feyern dürfen; wollen Sie nicht beunruhigt seyn, so darf auch ich nicht beunruhigt werden. Und wenn, ungeachtet der Evidenz dieser Grundsätze, Sie uns verböten, unsern Gottesdienst gemeinschaftlich zu feyern, unter dem Vorwande, daß Sie viele, und wir nur wenige seyen: so wäre dieses weiter nichts als das Gesetz des Stärkern; es wäre die allergrößte Ungerechtigkeit, und Sie würden gegen Ihre eigenen Grundsätze handeln. Sie werden sich also nicht, meine Herren, dem Vorwurfe aussetzen, gleich in dem ersten Anfange Ihrer geheiligten Gesetzgebung, mit sich selbst im Widerspruche zu stehen; vor einigen Tagen bekannt gemacht zu haben, daß alle Menschen an Rechten gleich seyn, und heute bekannt zu machen, daß sie an Rechten ungleich seyn; bekannt gemacht zu haben, jeder sey frey, das zu thun, was dem andern nicht schade, und heute bekannt zu machen, zwey Millionen unserer Mitbürger seyen nicht frey, einen Gottesdienst zu feyern, der niemand, auch nur im mindesten, schadet oder Unrecht thut. Sie sind zu weise, meine Herren, um aus der Religion einen Gegenstand der Eigenliebe zu machen, und an die Stelle der Intoleranz des Hochmuthes und der Herrschsucht, welche beynahe durch funfzehn Jahrhunderte, Ströme von Blut fliessen gemacht hat, eine Intoleranz der Eitelkeit setzen zu wollen. Sie werden sich nicht darüber wundern, daß es Menschen giebt, welche anders denken als Sie,

welche Gott auf eine andere Weise anbeten als Sie; und Sie werden nicht Verschiedenheit der Denkungsart als ein Unrecht ansehen, das man Ihnen anthun will. Belehrt durch die lange und blutige Erfahrung mehrerer Jahrhunderte; belehrt durch die Fehler Ihrer Väter, und durch die auf dieselben erfolgte verdiente Strafe; werden Sie ohne Zweifel sagen: „Endlich ist es Zeit, das wüthende Schwert, welches noch von dem Blute unserer Mitbürger trieft, aus den Händen zu legen; endlich ist es Zeit, denselben zu lang verkannte Rechte wieder einzuräumen; endlich ist es Zeit, die ungerechte Scheidewand, welche sie von uns trennt, über den Haufen zu werfen, und sie dahin zu bringen, ein Vaterland zu lieben, welches sie verbannte und aus seinem Schoosse verstieß.“ Sie sind zu weise, meine Herren, um sich einzubilden, daß Ihnen aufbehalten sey, zu thun, was die Menschen seit sechs tausend Jahren nicht haben thun können; alle Menschen zu Einem und demselben Gottesdienste zurück zu bringen. Sie können nicht glauben, daß der Nationalversammlung aufbehalten sey, eine Verschiedenheit, welche von jeher vorhanden gewesen ist, verschwinden zu machen, noch daß Sie ein Recht haben, dessen sich Gott selbst nicht bedienen will. Ich unterdrücke, meine Herren, eine Menge von Bewegründen, welche Ihnen zwey Millionen unglücklicher Nebenmenschen interessant und theuer machen müßten. Noch besprützt von dem Blute ihrer Väter würden sie sich Ihnen darstellen; die von den Fesseln, welche sie getragen haben, noch übrigen Eindrücke würden sie Ihnen weisen. Mein Vaterland ist jetzo frey, und ich will, gleich ihm, sowohl das Uebel, das wir mit ihm gemeinschaftlich gelitten haben, als das noch größere Uebel, dessen Schlacht-

opfer wir allein waren, vergessen. Nur verlange ich, daß es sich der Freyheit würdig zeige, und dieselbe an alle Staatsbürger, ohne Unterschied von Rang, Geburt und Religion, gleich austheile, und daß Sie den Dissidenten alles das geben, was Sie für sich selbst nehmen. Ich verlange dem zufolge, meine Herren, daß, in Erwartung der Abschaffung der die Nichtkatholiken betreffenden Gesetze, und ihrer völligen Gleichstellung mit allen übrigen Frankreichern, Sie folgenden Artikel in die Bekanntmachung der Rechte einrücken: „Jeder Mensch ist in seinen Meynungen frey; jeder Staatsbürger hat das Recht, ungestört seinen Gottesdienst zu feyern, und Niemand darf seiner Religion wegen beunruhigt werden.“

Die Bischöfe von Clermont und von Lydda widerlegten diese schöne Rede des Herrn Rabaud de Saint Etienne, oder brachten wenigstens Gründe dagegen vor; Mirabeau, und andere, vertheidigten dagegen die Grundsätze, welche dieselbe enthielt; und nach einem grossen Tumulte, zwischen anhaltendem Lärm und Geschrey, beschloß endlich die Versammlung, daß der Artikel folgendermassen abgefaßt werden solle: Kein Mensch darf seiner Meynungen wegen, auch nicht der Religionsmeynungen wegen, beunruhigt werden; jedoch vorausgesetzt, daß ihre Mittheilung nicht die öffentliche, durch das Gesetz festgesetzte Ruhe störe. Dieser gefaßte Beschluß sagt, wie man leicht einsieht, eigentlich gar nichts, denn der Nachsatz steht mit dem Vordersatze im Widerspruch, und hebt denselben auf a).

a) C'est ainsi, que, dans un siècle de lumières,

Am 27ten August schlug Herr Bouche vor, ohne ferneren Verzug, über die Einrichtung der Bürgerräthe in allen Theilen des Reichs sich zu berathschlagen. Herr Bureau de Puzy unterstützte diesen Vorschlag, und schilderte sehr lebhaft den traurigen Zustand, in welchem sich Frankreich befinde. „Die Nationalversammlung“ sagte er „hat feyerlich die geheiligten Rechte, welche jeder Mensch in die Gesellschaft bringt und welche er nie verlieren kann, anerkannt; folglich hat sie sich gegen Frankreich, gegen die ganze Welt verbindlich gemacht, die Staatsverfassung, welche das Reich von ihr erwartet, auf die unveränderlichen Grundlagen der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Wahrheit aufzuführen. Zwar schätze ich mich glücklich, meine Herren, der Erste zu seyn, welcher Ihnen zu einem so schönen Anfange Glück wünscht; aber dennoch gestehe ich, daß ein Gefühl von Unruhe und von Furcht die süssen Hoffnungen, welche, seit diesem Eingange in die Laufbahn, jeder rechtschaffene Frankreicher gefaßt hat, in mir etwas dämpft und schwächer macht. Ich betrachte bey mir selbst, daß, ehe Sie anfangen konnten, das majestätische Gebäude einer fehlerlosen Staatsverfassung aufzuführen, es vorher nöthig war, den gothischen, barbarischen, unzusammenhängenden Koloß unserer vorigen Einrichtung von Grund aus umzustürzen. Einige Theile dieses alten Denkmahls hätten, um des allgemeinen Nutzens willen, noch auf kurze Zeit erhalten werden können und sollen; sie sind aber bey

---

l'assemblée nationale, au lieu d'étouffer le germe de l'intolérance, l'a placé, comme en réserve, dans une déclaration des droits de l'homme! Mirabeau peint par lui-même. T. 1. p. 347.

dem Stoße, der die ganze Masse erschütterte, mit gewichen; der Einsturz benachbarter Theile hat sie nachgezogen, und so war dann die gänzliche Zerstörung des Gebäudes vollendet. Auch sehen wir jetzo die Gesetze vergessen, oder verachtet; das öffentliche Ansehen und die Gerichtshöfe verkannt, oder unvermögend; die Quellen, welche den Schatz der Nation füllten, abgeleitet oder versiegt; das Volk allen Uebertreibungen der Ausgelassenheit, die es Freyheit nennt, sich überlassen; wir hören die Truppen, ohne Gehorsam und ohne Disziplin, ihre Unordnung Patriotismus nennen, und die Nation mit einer gänzlichen Auseinandergehung der Armee bedrohen. Alle Bande, welche den Staat mit dem Fürsten, die Stadt mit der Regierung, die Staatsbürger mit ihren Mitbürgern verbanden, sind auseinander gezogen, aufgelößt, oder zerrissen. Indessen haben die Stellvertreter des französischen Volks, mitten unter den Trümmern unserer politischen Verfassung, deren Menge und Unordnung wir mit Erstaunen betrachten, die Materialien des Gebäudes, welches auf diesem Schutthaufen aufgeführt werden soll, nicht nur nicht zubereitet, sondern sogar nicht einmal herbeygeschafft, und der, kaum noch der Wuth des Despotismus entgangenen Nation droht, in den Konvulsionen der Gesetzlosigkeit ein schrecklicher Untergang. Bey der Schilderung dieses Gemäldes habe ich, meine Herren, nicht die sträfliche Absicht, ein falsches, oder trügerisches Licht auf die Weisheit der, von Ihnen genommenen Maasregeln zu werfen. Unstreitig mußte das, was Sie gethan haben, geschehen. Es giebt Vorfälle, welche die menschliche Klugheit nicht voraussehen kann, aber welche sie ergreifen muß, wenn sie sich ihr darbieten. Als alte und beklagungswürdige Vorurtheile,

die zur Schande und zum Unglück Frankreichs nur zu lange geherrscht haben, sich der Zerstörung, welche Sie denselben schon zugedacht hatten, freywillig selbst darboten, durften sie nicht zugeben, daß dieselben durchwischten, wenn Sie sich selbst nicht strafbar zu machen Gefahr laufen wollten. Neues Unglück war die Folge dieser ewig merkwürdigen Revolution. Das Volk setzt nunmehr seinen Ansprüchen gar keine Gränzen mehr. Durch die Erinnerung an seine vorige Sklaverey war es wild und grausam geworden, und kaum ist es noch besänftigt, als schon die schnelle Gerechtigkeit, welche es von ihnen erhalten hat, und welche es zu erwarten nicht berechtigt war, dasselbe erhitzt und ungerecht macht; vielleicht wird das zu stark gewordene Gefühl seiner eigenen Kräfte es sogar aufrührisch machen.“ Die Berathschlagung wurde durch einen Brief des Herrn Necker unterbrochen, der an die Versammlung kam, und sogleich vorgelesen wurde. Herr Necker schrieb: „Das neue, von der Nationalversammlung ausgeschriebene Anlehen habe gar keinen Fortgang. Er habe es gleich vorausgesehen, daß es so gehen würde; und damit die Nationalversammlung diese gemachte Erfahrung nützen könne, so wolle er jetzt die Gründe angeben, welche an diesem schlechten Fortgange ihres Projekts Schuld seyen. Sie hätten das Interesse des Anlehens nicht noch tiefer heruntersetzen und auch die Zeit der Wiederbezahlung genau angeben, und nicht unbestimmt lassen sollen.“ Nun fällt Herr Necker abermals in den ihm eigenen Ton der unausstehlichsten Ruhmredigkeit, sagt aber der Versammlung sehr viel Wahres und Treffendes. Er fängt an zu fühlen, wie mißlich es um die Popularität ist, und wie leicht dasselbe Volk bald denselben Mann anbetet und bald ihn verwünscht. Man

höre ihn selbst: „Ich sehe mein Ministerleben, so lange es dauert, als eine wahre Aufopferung an; und in dieser Aufopferung begreife ich Gesundheit, Ruhe, guten Ruf, ja sogar das öffentliche Wohlwollen; für mich das Theuerste von allen Gütern. In unruhigen Zeiten lassen sich die Gesinnungen der Menschen nicht mehr im Voraus berechnen; oft halten sie sich an Denjenigen, welcher zuletzt gehandelt, zuletzt gesprochen hat; unwiderstehlich reißt der Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks sie mit sich fort, und die Schutzwehr des Vergangenen dient Niemand mehr.“ Nach kurzen Debatten über diesen Brief, und Einwilligung in das neue von Necker vorgeschlagene Anlehen fuhr die Versammlung in ihren Arbeiten fort. Wie undankbar, wie ungroßmüthig handelte die Nationalversammlung gegen Necker, dem sie doch ihre Zusammenberufung, ihr Daseyn schuldig war! Zur Belohnung für das Gute, welches er die Versammlung in den Stand gesetzt hatte auszuführen, wurden seine Talente unnütze gemacht, seine Gesinnungen verleumdet und sein Einfluß vernichtet. Immer standen die gezwungenen Lobsprüche der Versammlung im Widerspruche mit ihren Handlungen gegen ihn. Er hatte, wie Raynal sehr schön sagt,a) die Nationalversammlung in das Schiff gerufen, als dasselbe im Begriffe stand unterzugehen, um ihm dasselbe retten zu helfen. Sie hätte den Leck ausbessern und das Schiff regieren, ihn aber am Steuerruder lassen sollen. Statt dessen machte sie aus ihm einen unthätigen Passagier, und das Schiffsvolk, immer aufrüh-

---

a) Raynal lettre à l'assemblée nationale p. 16. Raynal hat geläugnet, daß dieser Brief von ihm sey.

rührisch, oder unter sich selbst uneinig, hörte nur dann auf ihn, wenn eineZeitlang der Schrecken grösser ward, als der böse Wille, oder wenn die Abgründe des Meeres sich öffneten und das Schiff zu verschlingen drohten.

Die Hauptstadt war indessen ziemlich ruhig, und während dieser Ruhe zeigte sich in einigen auffallenden Zügen, der sich immer gleiche Karakter der Frankreicher, und vorzüglich der Pariser. Der Patriotismus artete in Spielerey aus. Mädchen schulterten Flinten und zogen mit auf die Wache zum grossen Vergnügen der Wachtstuben, aber nicht zur Sicherheit von Paris. Hin und wieder sah man an den Ecken der Strassen Papiere angeschlagen, welche diesen Patriotismus der Parisermädchen bekannt machten. Folgendes ist eine getreue Abschrift eines solchen Anschlages:

*District de l'Abbaye St. Germain des Prés.*

Mademoiselle Dubief, marchande lingère, rue Dauphine, N. 31. montera la garde au corps-de-garde, rue Dauphine, au Musée, où elle montera, à dix heures précises du matin. Le 3. Août 1789.

Vu bon et montée par le Seur Fontenay.

Signé Oudet capitaine.

Aber nicht nur die Weiber hatte der Patriotismus ergriffen, auch die Kinder nahmen Theil daran. Sie versammelten sich hauffenweise mit kleinen Trommeln, mit hölzernen Säbeln und mit hölzernen Flinten, ahmten ihre Väter nach, und errichteten eine Bürgermiliz unter sich. Leider aber ahmten sie ihre Väter auch darin nach, daß sie sich um die Offiziersstellen stritten. Und dieser Streit gieng so weit, daß sie sich bis auf das Blut verwundeten, so daß ernsthafte Folgen daraus entstanden, und

sich die Polizey genöthigt sah, diese Kinderspiele zu verbieten. Unter den Aerzten zeichnete sich Herr Laubry, Leibärzt des Königs, aus, welcher von der Nationalversammlung den Titel eines Leibarztes der Versammlung verlangte, und erhielt; dem zufolge war er Leibarzt der gesetzgebenden und der ausübenden Gewalt. Unter den geistlichen Rednern machte sich vorzüglich Einer berühmt, welcher auch zugleich im Bürgerrathe der Hauptstadt eine ansehnliche Stelle bekleidete: der Abbe Fauchet. Durch seine übertriebenen Deklamationen und durch seine geschraubte Beredsamkeit machte er, als Kanzelredner, viel Glück, und wurde der Liebling des Volkes. Den 5ten August 1789 hielt er eine Predigt, worin unter andern auch folgende Stelle vorkam: „Die falschen Ausleger der göttlichen Orakel haben, im Namen des Himmels, die Völker unter den willkührlichen Befehlen ihrer Oberhäupter kriechen machen wollen! Sie haben den Despotismus geheiligt und Gott zum Mitschuldigen der Tyrannen gemacht! Diese falschen Lehrer triumphirten, weil geschrieben steht: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aber was nicht des Kaisers ist, muß man ihm das auch geben? Nein! Nun ist aber die Freyheit nicht des Kaisers, sie ist der menschlichen Natur, folglich . . . .“ In einer andern, gedruckten Predigt sagt er: „die Gottheit sey eine Mitbürgerin des Menschengeschlechts“ a) und gleich nachher hebt er folgende Tirade an: „Unter den Kleidern der Schäfer verbergen sich und laufen herum viele wüthende Löwen. Die Hyder der Aristokratie, welche ihre 600 stolze Köpfe bis in die Wolken erhob, und mit ihren ehernen Füßen alle

a) La Divinité est Concitoyenne du genre humain.

Kinder des Vaterlandes wie Koth zertrat, hat in Einem Tage durch Eine That alle ihre Köpfe und alle ihre Füße verloren!“ Ein andermal sagte er in einer Predigt: „Die Aristokraten hätten Christum gekreuzigt.“ Redner standen auf Stühlen, an den Ecken der Strassen, auf öffentlichen Plätzen und im Palais Royal, die dem Volke schmeichelten, seine Tapferkeit und seine Grossmuth lobten, die Grösse seines moralischen Karakters erhoben und wiederholt erklärten, daß die Frankreicher nunmehr sowohl Griechen als Römer, weit hinter sich zurückließen. a)

Den 18ten August versammelten sich gegen 3000 Schneiderpurzsche, und hielten auf einem freyen Platze geheime Conferenzen. Damit sich kein falscher Bruder unter sie mische, wurde an den Eingang eine Wache gestellt, die Niemand hineinließ, der nicht einen von Nadeln durchstochenen Zeigefinger vorweisen konnte. Nach geendigter Berathschlagung schickte diese ehrwürdige Versammlung Gesandte an den Bürgerrath von Paris, die verlangen sollten: erstens, daß man ihren Lohn auf 40 Sous des Tages erhöhe; zweytens, daß den Kleiderhändlern das Recht genommen werde, neue Kleider zu verkaufen. Zu eben der Zeit versammelten sich auch die Friseurs in den Elisäischen Feldern. Sie wurden aber auseinander gejagt, und ein Offizier der Marechaussee kam dabey ums Leben.

Das Trauerspiel: Karl der Neunte von Chenier war, kurz vor der Revolution, von der Censur aus sehr auffallenden Gründen (die man leicht einsieht und billigen muß, wenn man das Stück selbst gelesen



a) Révolutions de Paris N. 8.

hat) aufzuführen verboten worden. Im August aber verlangte das Parterre die Aufführung dieses Stückes mit lärmendem Geschrey. Herr Fleury, der Direktor der Schauspieler, erschien und sagte: „seine Truppe mache es sich zur Pflicht, erst die Erlaubniß zur Aufführung abzuwarten.“ Sogleich rief eine Stimme aus dem Parterre: „Keine Erlaubniß! wir geben sie Euch, weiter braucht es keiner! Wir haben die Freyheit aufführen zu lassen, was wir wollen, so wie zu denken, was wir wollen.“ Ein langes fortgesetztes und allgemeines Beyfallklatschen unterstützte den Redner. Nun kam Herr Fleury aufs neue hervor und sagte zu dem Sprecher: „Mein Herr! ich nehme mir die Freyheit Sie zu fragen, ob Sie uns Erlaubniß geben können, gegen Gesetze zu handeln, denen wir seit hundert Jahren gehorcht haben.“ Das Parterre appellirte an den Bürgerrath der Hauptstadt und erhielt, was es verlangte.

Solche Züge sind für den Geschichtforscher von grossem Werthe, indem sie den Geist des Volkes zu erkennen geben und uns lehren, was sich dasselbe für Begriffe von der neuerworbenen Freyheit machte. Je genauer man die Geschichte der französischen Revolution kennen lernt, desto mehr wird man überzeugt, daß sich von den Frankreichern eben das sagen läßt, was ein großer, politischer Schriftsteller von den Römern, während ihres Verfalls, sagte: „Sie beweisen, daß sie weder die Sklaverey, noch die Freyheit ertragen können!“ Wem der vorige Zustand von Frankreich, der Nationalkarakter der Frankreicher, und ihre auf das höchste getriebene Sucht, durch Kleinigkeiten zu glänzen und der Mode zu folgen, nicht ganz unbekannt ist, der wird auch wohl nichts anders von ihnen erwarten. Welcher Menschenkenner könnte Tugen-

den, die da Seelengrösse und erhabene Denkungsart voraussetzen, von Stutzern erwarten, für welche bisher die Farbe ihres Rockes, oder die Frisur ihrer Haare, die wichtigste Angelegenheit gewesen war? Nosti complures juvenes, barba et coma nitidos, de capsula totos; nihil ab illis speraveris forte, nihil solidum. Seneca ad Lucil.

Am 29ten August fieng die Nationalversammlung an, über die wichtige Frage sich zu berathschlagen: in wie ferne die königliche Genehmigung nothwendig sey, um den Beschlüssen der Nationalversammlung Gültigkeit zu geben, und dieselben zu Reichsgesetzen zu erheben? Der Graf Lameth schlug vor, „zuerst die Natur der gesetzgebenden Gewalt zu bestimmen, ehe man von der ausübenden Gewalt handele, welche aus der ersten entspringe.“ Die ausübende Gewalt entspringt aber keinesweges aus der gesetzgebenden; beyde sind von einander durchaus verschieden; auf ihrer sorgfältigsten Trennung beruht alle Freyheit; und beyde entspringen gemeinschaftlich aus dem Volke, als aus welchem überhaupt alle Gewalt entspringt. Um dem Volke zu verbergen, wovon eigentlich die Rede sey, erfand man das Wort Veto. Man sprach von dem Veto des Königs, und ob dem Könige ein vernichtendes, oder nur ein aufschiebendes, oder gar kein Veto zugestanden werden solle. Die Debatten in der Nationalversammlung waren sehr lärmend. Alle Vernünftigen und Gemäßigten verlangten, daß der König, so wie in England, das Recht haben solle, einem Beschlusse der Nationalversammlung seine Genehmigung zu versagen, wenn er denselben dem Besten des Staates nicht für zu-

träglich halten sollte. Die Demokraten hingegen, oder die sogenannten Wüthenden (enragés) behaupteten, daß die Genehmigung des Königs, um den Schlüssen Kraft und Gültigkeit zu geben, gar nicht nothwendig sey. Die gemäßigte Parthie schien die Oberhand zu gewinnen. „Was ist ein aufschiebendes Veto?“ fragte Herr Mounier. „Was heißt das: ein Recht zu verhindern, das dennoch nicht verhindert? Eine Genehmigung, die nur bedingt ausgeübt wird, ist gar keine Genehmigung. Beyde Ideen widersprechen sich. Nehmen wir sie an, so eilen wir mit schnellen Schritten einer Demokratie zu. Und ausserdem sagen die Befehle unsrer Kommittenten nichts von einem solchen aufschiebenden Veto; vielmehr verlangen sie ausdrücklich, daß wir mit Beystimmung, mit Einwilligung des Königs unsere Gesetze machen sollen. Wie dürften wir es dann wagen, gegen ihren so deutlich ausgedrückten Willen zu handeln?“

Indessen entstanden große Unruhen zu Paris. Die wüthende Parthey der Nationalversammlung wiegelte das Volk gegen diejenigen Mitglieder auf, welche die Nothwendigkeit der königlichen Genehmigung vertheidigten. Dem Pöbel sagte man, das Veto sey eine neue Auflage, und daher wurde derselbe sehr gegen diejenigen aufgebracht, welche dafür stimmten. In allen Straßen von Paris versammelten sich Haufen von Handwerkern und Tagelöhnern, die sich unter einander berathschlagten, was mit dem Veto anzufangen sey. Einige glaubten, es wäre ein Mann, der Herr le Veto hieße, und schlugen ganz ernsthaft vor: diesen bösen Aristokraten an den Laternenpfahl aufzuhängen. Das Palais Royal war ganz angefüllt; die Gemüther wurden durch einige gedungene Werkzeuge der Bosheit erhitzt; und

Proscriptionslisten giengen von Hand zu Hand, auf welchen der Name Mounier oben an stand.

Am 30ten August stellte sich der Schwärmer Camille Desmoulins, der vertraute Freund Mirabeaus, im Palais Royal auf einen Tisch, und hielt folgende Anrede an das versammelte Volk: „Meine Herren! Eben habe ich einen Brief von Versailles erhalten, worin man mir schreibt, daß der Graf Mirabeau seines Lebens nicht sicher sey. Weil er unsere Freyheit vertheidigt, darum ist er in so grosser Gefahr, und die Gerechtigkeit fordert von uns, daß wir seine Vertheidigung übernehmen sollen. Der Kaiser hat Friede mit den Türken gemacht, damit er seine Armee gegen uns gebrauchen könne. Die Königin wird ihrem Bruder wahrscheinlich entgegen gehen wollen, um sich mit ihm zu vereinigen; und der König, welcher seine Gemahlin liebt, wird dieselbe nicht verlassen wollen. Erlauben wir ihm, sich aus dem Königreiche wegzubegeben, so müssen wir wenigstens den Dauphin als Geissel zurück behalten. Aber ich glaube, wir würden besser thun, wenn wir, um uns nicht der Gefahr auszusetzen, diesen guten König zu verlieren, eine Gesandtschaft an Ihn absenden und Ihn bitten würden, daß er die Königin in das Kloster St. Cyr einsperren lassen solle. Wäre dieses erst geschehen, so könnten wir den König nach Paris bringen, um uns seiner Person zu versichern. Alle gegenwärtigen Unruhen werden durch ungefähr 20 Prälaten erregt, deren Köpfe wir haben sollten.“ a)

Hierauf wurde unter dem, durch diese und andere aufrührische Reden, aufgewiegelten Pöbel vorgeschlagen und

---

a) Procedure du Châtelet. Témoin. 317.

beschlossen: daß man nach Versailles ziehen; alle Mitglieder der Nationalversammlung, welche für die königliche Genehmigung stimmen würden, als Aristokraten und Verräther des Vaterlandes auf die Todesliste setzen; und den König, die Königin, nebst dem Dauphin mit bewaffneter Hand von Versailles abholen und nach Paris bringen wolle.

Am Abende desselben Tages, des 30ten Augusts, kamen zwey Abgesandte des im Palais Royal versammelten Gesindels nach dem Rathhause, wo die Hundert und Achtziger versammelt waren. „Wir kommen" so sprach Einer von ihnen, „wir kommen hieher, um Ihnen bekannt zu machen, daß eine schreckliche Gährung im Palais Royal herrscht; daß eine grosse Anzahl bewaffneter Männer sich versammelt, um nach Versailles zu ziehen, und daselbst zu verhindern, daß das königliche Veto von der Nationalversammlung nicht dem Könige zugestanden werde; und um dem Grafen von Mirabeau eine Leibwache von 200 Mann zu geben; denn er hat uns selbst geschrieben, er befinde sich wegen seines Patriotismus in der allergrößten Lebensgefahr." a) Kaum hatte dieser Abgesandte seine Rede geendigt, und kaum hatten die Berathschlagungen über dieselbe angefangen, als schon eine neue Gesandtschaft aus dem Palais Royal ankam, welche ankündigte, daß der Marquis de St.

a) Der Demagoge Pisistratus zeigte in den Strassen von Athen eine Menge Wunden, welche er sich selbst beygebracht hatte, und rief das Volk, dessen Beschützer er zu seyn vorgab, um Schutz an. „Seht hier (so sprach er) diese blutenden Wunden. Meinem Eifer für die Demokratie habe ich dieselben zu danken, und der Standhaftigkeit, mit welcher ich die Rechte des Volks vertheidige."

Hurüge an der Spitze eines bewaffneten Haufens nach Versailles gezogen sey, um der Nationalversammlung eine drohende Addresse zu überreichen; die aristokratischen Mitglieder derselben aufzuhängen und den König, mit seiner Familie nach Paris zu bringen. Bald nachher kam die Nachricht, daß la Fayette seinen Truppen Befehl gegeben hätte, sich am Thore diesen Schwindelköpfen zu widersetzen, und ihnen die Reise nach Versailles nicht zu erlauben, sondern sie zu nöthigen, nach Paris zurück zu kehren, welches auch geschehen sey. Es war nunmehr 11 Uhr des Nachts. Der Marquis de St. Huruge, und die übrigen sogenannten Patrioten waren auf das äusserste erbittert darüber, daß man ihnen nicht erlaubt hatte, ihr Vorhaben auszuführen. Am folgenden Tage, Montags am 31ten August, versammeln sich die Patrioten im Palais Royal und senden eine Gesandtschaft nach dem Rathhause, um sich über das Verfahren des Bürgerrathes zu beklagen. Die Abgesandten werden in den Saal herein gelassen, und Einer von ihnen spricht mit funkelnden Augen und drohenden Geberden: „Wir haben von den im Palais Royal versammelten Bürgern den Auftrag erhalten, von Ihnen zu verlangen, daß Sie die Distrikte versammeln sollen. Wir verlangen daher, daß Sie die Distrikte heute noch, und zwar des Abends um 5 Uhr versammeln, und daß Sie auf der Stelle in jedem Distrikte die Trommel rühren, und die Versammlung ansagen lassen.“ Die Hundert und Achtziger berathschlagen sich über diese Bitte, und der Präsident antwortet, im Namen des Bürgerraths: „Der Bürgerrath kann keine Gesandtschaft annehmen, als eine solche, die von einer gesetzmäßig eingerichteten Zunft kommt. Er würde auch Sie nicht angenommen

haben, wenn Sie nicht vorgegeben hätten, daß Sie Mittel vorschlagen wollten, um im Palais Royal die Ruhe wieder herzustellen. Dies ist Alles, was wir Ihnen zu sagen haben." Die Abgesandten begeben sich hinweg, drohen aber noch im Weggehen, den Rathsherren mit geballter Faust. Sie kommen nach dem Palais Royal zurück, und bringen dem versammelten Volke diese Antwort. Eine allgemeine Wuth bemächtigt sich aller Gemüther bey Anhörung dieser Erzählung, und Alle schreyen wie rasend: „Nach dem Rathhause! Nach dem Rathhause! Versammlung der Distrikte! der Distrikte! Kein Veto! Kein Veto! Keine Aristokraten! Keine Tyrannen!" Aufs neue wird von dem Volke, oder von denjenigen, welche dasselbe führten, eine Gesandtschaft von acht Personen nach dem Rathhause gesandt. Die Abgesandten treten in den Saal des Rathhauses, und Einer von ihnen sagt: „Meine Herren! Uns ist nicht unbekannt, wie ungünstig Sie die Abgesandten der im Palais Royal versammelten Staatsbürger aufzunehmen pflegen; auch wissen wir, daß sie den Zusammenfluß dieser Menschen für gefährlich halten. Jedoch, meine Herren, wenn die Bürger des Palais Royal von jeher die, gegen den Auflauf des Volkes gegebenen Gesetze strenge befolgt hätten, so wäre auch die Bastille noch vorhanden, und Sie, meine Herren, würden nicht die Ehre haben, unsere Stellvertreter zu seyn. Hüten Sie Sich daher, diejenigen, welche jetzo mit Ihnen, im Namen der in diesem Augenblicke im Palais Royal versammelten Staatsbürger sprechen, für Aufrührer zu halten. Es ist nöthig, daß einige besser unterrichtete Bürger sich in den Strudel werfen, um seine Bewegungen zu einem nützlichen Zwecke hinzuleiten. Jeder von uns trägt in

seinem Herzen mit geringerem Ruhme und geringerem Verdienste den Patriotismus eines Bailly und eines la Fayette. Wir wissen, meine Herren, daß die Nationalversammlung sich gegenwärtig mit der Frage beschäftigt: ob in der neuen Konstitution der König die verneinende Gewalt, oder das Veto haben solle oder nicht? Wir wissen, daß viele Mitglieder der Versammlung für das Veto gestimmt haben. Dennoch, meine Herren, giebt es nicht einen einzigen Bürger von Paris, welcher nicht das Veto für eine Entheiligung der Nation hielte. Vor einer Stunde haben wir zwanzigtausend Bürger rufen hören: „Kein Veto! Keine Tyrannen!“ Das einzige Mittel, meine Herren, um die Wuth des Volkes aufzuhalten, ist, daß Sie demselben die gesetzmäßigen Wege eröffnen. Es will die Aufführung seiner Stellvertreter bey der Nationalversammlung untersuchen; es will diejenigen zurückrufen, welche seines Zutrauens unwürdig sind; denn das Zutrauen läßt sich nicht erzwingen; und es will bekannt machen, daß es dem Könige kein Veto zuzugestehen gesonnen sey.“ Der Präsident des Bürgerrathes antwortete dem Redner: daß der Bürgerrath die Abgesandten eines zusammengelaufenen Haufens unmöglich für Abgesandte des Volks erkennen könne, und daher auch ihre Bitten und Vorstellungen keiner nähern Untersuchung würdigen werde. Die Abgesandten brachten diese Antwort nach dem Palais-Royal zurück, und das Volk gieng ruhig auseinander.

Am folgenden Tage ließ der Bürgerrath an alle Ecken der Strassen ein sehr strenges Verbot gegen allen Volksauflauf anschlagen. Dieses Verbot fieng sich auf folgende Weise an: „Die Versammlung der Stellvertreter der Bürgerschaft, voll des tiefsten Unwillens über dasjenige, was in

den vorigen Tagen im Palais Royal vorgegangen ist, sieht mit gerechtem Schmerze, daß, zu einer Zeit, wo sechzig Distrikte dem Eifer der Staatsbürger eröffnet sind, um ihre Plane für das gemeine Beste in denselben vorzutragen, man dennoch fortfähret, durch schaamlose Verläumdungen und durch blutdürstige Vorschläge die Wohnung eines, von der Nation geliebten und geehrten Prinzen zu entheiligen." a) Ausserdem wurde der Marquis de St. Hurnge, als der Anstifter des Aufruhrs ins Gefängniß gesetzt, und dadurch war die Ruhe wiederum hergestellt.

Montags, am 31ten August wurden die Debatten der Nationalversammlung, über das königliche Veto, durch das Vorlesen zweyer Briefe unterbrochen, welche der Präsident der Nationalversammlung von Paris erhalten hatte. Der erste kündigte an: daß 15,000 bewaffnete Pariser im Begriffe stünden, nach Versailles zu kommen, um den wiederaufkeimenden Aristokratismus auszurotten. b) Der zweyte Brief war von Herrn la Fayette des Morgens um zwey Uhr geschrieben und enthielt die Nachricht, daß die Ruhe wiederum hergestellt sey.

Auch Herr von Lally-Tolendal hatte von Paris drohende Briefe erhalten, und mit denselben eine Abschrift der sehr langen Proskriptionsliste, auf welcher er auch seinen eigenen Namen gefunden hatte. „Dessen ungeachtet" sagte er, „werde ich die Nothwendigkeit der königlichen Genehmigung bis an den letzten Hauch mei-

---

a) Das Palais Royal ist, wie bekannt, die Wohnung des Herzogs von Orleans.

b) Pour faire justice de l'Aristocratie renaissante.

nes Lebens vertheidigen.“ Der Vikomte von Mirabeau verlangte, daß die Briefe nebst den Proskriptionslisten gedruckt werden sollten; aber während er noch sprach, kam ein neuer Brief von der sogenannten patriotischen Gesellschaft im Palais Royal, an den Präsidenten. Der Brief wurde vorgelesen. Er enthielt heftige Deklamationen gegen das unbedingte Veto, wodurch man einem einzigen Menschen die Macht einräumen wolle, sich dem Wohl einer ganzen Nation zu widersetzen. Ferner wurde gedroht, daß 15,000 Mann und ein Artilleriezug bereit seyen, nach Versailles zu kommen, um die aristokratische Koalition auszurotten; worunter man die Geistlichkeit, den größten Theil des Adels, und hundert und zwanzig unwissende oder verrätherische Mitglieder des Bürgerstandes rechne. In einem zweyten Briefe, welcher an die Sekretairs der Nationalversammlung gerichtet war, beschuldigte man diese, daß sie bestochen seyen, man drohte, die alten Lehren zu wiederholen a), die Schlösser zu erleuchten b), und endigte mit folgenden Worten: entweder ändert euch, oder flieht c).

Während des Vorlesens dieser Briefe war der größte Theil der Nationalversammlung mit Schrecken und Unwillen erfüllt worden. Der Despotismus hatte es nicht gewagt, die Freyheit der Stimmen in der Versammlung einzuschränken; aber die neuerworbene, sogenannte

---

a) De renouveller les anciennes leçons.

b) D'éclairer les chateaux.

c) Changez, ou sauvez-vous!

Freyheit, fieng gleich damit an, die Freyheit der Berathschlagungen zu vernichten. Vor den Abgesandten einer verächtlichen Kaffeehausgesellschaft der Hauptstadt, mußten die Stellvertreter einer grossen Nation zittern! Durch diese Drohungen erreichten die Demokraten ihren Zweck. Aus Furcht von dem Pöbel ermordet zu werden, stimmten nun die meisten Mitglieder gegen die königliche Genehmigung. Das Resultat der Berathschlagung war nicht die Folge einer kaltblütigen Ueberlegung, sondern die Wirkung des Schreckens und der Furcht, obgleich sehr viele Mitglieder standhaft blieben, und die Drohungen des Pöbels verachteten.

Herr von Clermont-Tonnerre sagte, „Die uns von Paris mitgetheilten Nachrichten sind freylich abschreckend, aber wir haben uns schon in noch gefährlichern Lagen befunden. Durch Klugheit und Ueberlegung fanden wir damals Mittel, uns heraus zu ziehen, und diese werden wir auch jetzo finden. Entweder wird es uns gelingen, das Gute zu thun; oder wir werden umkommen, indem wir es thun: ich weiß nicht, welches von beyden ehrenvoller ist.“

„Wir sind,“ sagte Herr Dupont, „in den allerstürmischsten Zeiten ganz ruhig geblieben. Wie könnten uns denn jetzo 15000 Mann beunruhigen, die von einigen Partheygängern aufgewiegelt werden, welche in der von ihnen zu stiftenden neuen Republik, Einfluß zu haben wünschen. Lassen Sie uns ein ewiges Beyspiel des Muthes geben, mit welchem man die Freyheit und das Wohl der Gesellschaft vertheidigen muß.“

Herr Mounier verlangte, daß man den Schuldigen, wenn sie ihre Mitschuldigen anklagen würden, Vergebung und Gnade, und denjenigen, welche die Ur-

geber oder die Mitglieder der Verschwörung gegen den Staat entdecken würden, eine Belohnung von 500,000 Livres versprechen sollte. Bey diesem Vorschlage entstand in der Versammlung ein grosser Lärm, und derselbe wurde durch Mehrheit der Stimmen verworfen. Es war einer gewissen Parthie sehr viel daran gelegen, daß ein solcher Vorschlag nicht angenommen werde, denn sonst wäre das Geheimniß, welches sie so sorgfältig verbargen, bald entdeckt worden. Nachher wurden die Debatten über die königliche Genehmigung fortgesetzt.

Herr Rabaud de Saint Etienne sagte: „Ich kann unmöglich glauben, daß irgend jemand in dieser Versammlung auf den ungereimten Gedanken fallen könne, das Reich in eine Republik verwandeln zu wollen. Jedermann weiß, daß die republikanische Regierungsform kaum für kleine Staaten taugt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß jede Republik in eine Aristokratie oder in den Despotismus übergeht. Ausserdem haben die Frankreicher von jeher die heilige und ehrwürdige, alte Monarchie geliebt; sie haben das erhabene Geblüt ihrer Könige geliebt, und für dieselben selbst ihr Blut vergossen. Sie verehren den wohlthätigsten Fürsten, den sie als Wiederhersteller der französischen Freyheit ausgerufen haben. Die französische Regierungsform ist dem zufolge monarchisch .... Ich verabscheue den Despotismus, und schon die bloße Idee des ministeriellen Despotismus macht mich zittern; aber der Despotismus der Aristokratie, von welcher Art dieselbe auch sey, und wo sie sich auch befinde, scheint mir der unerträglichste von allen. Einem Despoten kann man durch Entfernung entgehen. Man sieht wenigstens die Hand nicht, welche die Ketten schmiedet, und den ersten

Ring derselben hält: aber der aristokratische Despotismus drückt an allen Orten, und auf alle Menschen gleich stark, und seine beständige, gehässige Gegenwart, erweckt Bitterkeit und reizt die Rachsucht. Daher glaube ich, daß wir sogar dem Despotismus der Nationalversammlungen zuvorkommen, und die künftigen Generationen vor einem Uebel verwahren sollten, das leicht eben so groß werden könnte, als dasjenige war, dessen Schlachtopfer wir geworden sind. Die Freyheit steht zwischen zweyen Abgründen, und hat zur Rechten und zur Linken den Despotismus. Unsere Pflicht ist es, beyden auszuweichen."

Nach Herrn Rabaud hielt Herr Bethion de Villeneuve eine lange Rede, welche sehr beklatscht ward. Das unbedingte Veto hielt er für die allergefährlichste politische Erfindung. Montesquieu, behauptete er, habe von Politik nichts verstanden. Die engländische Konstitution mit ihrem Veto, mit ihrem Oberhause und ihren Parlamentswahlen, sey ein wahres Ungeheuer, und jeder vernünftige Engländer führe bittere Klagen darüber. „Ueberall in Europa sieht man," fuhr er fort, „daß die ausübende Gewalt sich alles anmasset. Ist sie erblich und bey der Gesetzgebung mitwirkend: so wird sie zu mächtig. Kann der König das Gesetz aufhalten: so ist er mächtiger als die Nation, welche ihn geschaffen hat. Alle Gewalt muß bey dem Volke bleiben, und dieses wird seine Stellvertreter schon im Zaume zu halten wissen. An das Volk muß der König appelliren, wenn er mit der gesetzgebenden Gewalt uneinig ist; und dieses Recht zu appelliren, ist das einzige aufschiebende Veto, welches man ihm zugestehen darf." Die ausübende Gewalt soll

an

an das Volk appelliren! O! der tiefen, tiefen Politik des Herrn Pethion de Villeneuve!

Der Graf Mirabeau hielt eine schöne Rede zu Gunsten des unbedingten Veto a).

Auch der Graf d'Antraigues hielt eine vortreffliche Rede, zu Vertheidigung des unbedingten Veto. Er endigte seine Rede mit folgender Bemerkung: „Keiner von Euch, meine Herren, darf vergessen, vermöge welches Rechtes er in dieser erhabenen Versammlung sitzt. Ihr müßt das Beyspiel einer vollkommenen Unterwürfigkeit unter den allgemeinen Willen der Nation geben. Sie hat gesprochen. Sie verlangt die königliche Genehmigung. Ihr dürft Euch daher nicht bedenken, dieselbe anzunehmen. Und wenn sogar der König durch ein Uebermaaß derjenigen Güte, von welcher er uns schon so viele Beweise gegeben hat, dieses Recht, dieses so wesentliche Vorrecht seiner Würde, aufgeben sollte: so könnte doch das Volk dasselbe nicht verlieren, und es würde vielleicht in einem solchen Falle dem Könige mehr Ansehen wieder zurückgeben, als ihm eigentlich gehört."

Herr von Landine sagte dagegen: „Ferne sey von mir der Gedanke, daß der Wille eines Einzigen den Wil-

---

a) Pendant qu'on délibéroit à Paris sur les moyens de protéger les jours de M. de Mirabeau, considéré par le peuple comme le rempart de sa liberté; qu'on venoit d'arrêter au Palais Royal qu'une garde lui seroit donnée, pour veiller à sa sureté, M. de Mirabeau prononçoit à l'assemblée un discours plein de chaleur, en faveur de ce même Veto absolu. Correspondance d'un habitant de Paris. p. 149.

len Aller unterdrücken, verhindern, oder nur auch aufhalten könne. Die Könige haben gar nie das Recht gehabt, ihre Einwilligung zu versagen! Glauben Sie nicht, meine Herren, daß England für das Glück des Menschen schon Alles gethan habe, und daß uns weiter nichts mehr übrig bleibe, als nachzuahmen. Wagen wir es, bessere Gesetze zu machen! Haben wir die edle Frechheit, die Bildsäule der Freyheit auf einen noch unerschütterlichern Grund zu setzen!"

Herr Treilhard sagte: „Wollen Sie dem Könige die Genehmigung verweigern, so wird das gesetzgebende Korps sich in kurzer Zeit der ausübenden Gewalt bemächtigen, und dann haben wir, statt einer Monarchie, eine absolute aristokratische Regierungsform. Oder wollen Sie aus dem Könige etwa einen blossen Präsidenten der Nationalversammlung machen? Freylich bedarf die Konstitution der Genehmigung des Königs nicht. Sie schafft und vertheilt die Gewalt; aber eben diese Konstitution muß dem Könige das Recht geben, die Gesetze zu genehmigen. Und um so viel mehr muß er dieses Recht haben, wenn die Gesetzgebung in einer einzigen Versammlung ruht, und bey einer Nation, welche mehr lebhaft als nachdenkend, mehr enthusiastisch als kalt in ihren Berathschlagungen ist."

Sehr viele und lange Reden wurden noch von verschiedenen Mitgliedern vorgelesen: da aber diese Abhandlungen größtentheils nur Wiederholungen des schon Gesagten enthalten, so scheint es unnöthig, einen ausführlichern Auszug aus denselben zu geben. Am dritten September standen auf der Liste des Präsidenten noch sechszig Mitglieder, welche sich hatten aufschreiben lassen, um, der Reihe nach, ihre Aufsätze über das Veto der Nationalversamm-

lung vorzulesen. Herr Mounier las einen langen und vortrefflichen Aufsatz vor, den er mit folgenden Worten endigte: „Wäre es möglich, daß betrogene Menschen ihre Verirrung so weit treiben könnten, daß sie sogar in die Freyheit unserer Stimmen Eingriffe zu thun, und die Nation zu beleidigen wagen sollten, indem sie ihre Stellvertreter angriffen: so müßten wir dennoch, auch dann, wenn das Mordschwert über unserm Haupte schweben sollte, um des Wohls unsers Vaterlandes willen, entscheiden, daß die königliche Genehmigung schlechterdings nothwendig sey".

Am 7ten September war die Nationalversammlung abermals im Enthusiasmus. Man hatte nun schon dreyzehn Tage lang über die königliche Genehmigung sich gestritten. An diesem Tage aber wollte man, ohne Untersuchung, ohne Berathschlagung, auf einmal, über die drey wichtigsten, konstitutionellen Fragen beschliessen.

1) Soll die Nationalversammlung periodisch oder ununterbrochen seyn?

2) Soll in Frankreich künftig das gesetzgebende Korps nur einfach seyn: oder soll es aus einem Oberhause und einem Unterhause bestehen?

3) Soll die Genehmigung des Königs nothwendig seyn, um die Beschlüsse der Versammlung zu Gesetzen zu erheben, oder nicht?

Die Hauptfrage wurde auf diese Weise zur letzten, zur unbedeutenden Nebenfrage gemacht! Die erste Frage ward, ohne alle Debatten; ohne zu erklären, was man unter dem Worte ununterbrochen ver-

stehe; für die beständige Fortdauer der Versammlung entschieden. Bey der Diskussion über die zweyte, so unendlich wichtige Frage, war, am 9ten September, der Lärm so groß, und der Präsident, der Bischof von Langres, welcher die Ruhe herzustellen suchte, wurde auf eine so grobe Weise beleidigt, daß er mitten in der Sitzung seine Stelle niederzulegen sich genöthigt sahe. „Er ließ sogleich eine Versammlung sich selbst über, welche sich solcher Auftritte, in Gegenwart der Zuhörer, nicht schämte, der Ehre ihrer eigenen Mitglieder nicht schonte, ihren Karakter, als Stellvertreter der ganzen Nation, nicht zu behaupten, und das Oberhaupt, welches sie sich selbst gegeben hatte, nicht zu vertheidigen verstand".

Am folgenden Tage beschloß die Nationalversammlung, unter einem eben so großen Lärm, und zwischen den Drohungen der Versailler Bürgermiliz, daß nur ein Parlamentshaus, und zwar mit dem Namen Nationalversammlung, künftig in Frankreich existiren sollte. Endlich wurde, am 11ten September, beschlossen: daß der König eine aufschiebende Genehmigung haben sollte: so daß er die Ausübung eines Gesetzes, welches er nicht für gut halte, zwar nicht auf immer, aber doch auf eine bestimmte Zeit, solle verhindern können. Der König erhielt also, in dieser merkwürdigen Sitzung, die Erlaubniß, seine Genehmigung aufzuschieben; aber zugleich den Befehl, dieselbe nicht ganz zu versagen. Auf solche Grundlagen wurde die neue französische Staatsverfassung gebaut!

Am 12ten September wurde beschlossen: daß jede Nationalversammlung zwey Jahre dauern sollte.

Am 14ten September wurde die Frage aufgeworfen:

wie lange der König das Recht haben solle, seine Genehmigung zu versagen? Diese Frage hätte nun gleich entschieden werden müssen; aber Barnave schlug vor, dieselbe noch nicht zu entscheiden, sondern erst abzuwarten, wie der König die Beschlüsse des vierten Augusts aufnehmen würde, und, zufolge dieser Aufnahme, die Zeit des Aufschubes zu verlängern, oder zu verkürzen. Mirabeau stimmte ihm bey. „Ich weiß nicht", sagt der vortreffliche Lally Tolendal, „ob es ein Beyspiel eines unpolitischern, und mehr gegen alle Grundsätze streitenden Vorschlages geben kann, als diesen. Unpolitisch war derselbe, indem man dadurch ankündigte, daß die Genehmigung des Königs über die Beschlüsse des vierten Augusts nicht frey seyn würde. Gegen alle Grundsätze war er; denn die Dauer des aufschiebenden Rechtes sollte nun, für alle künftigen Könige, und für alle künftigen Zeiten, bestimmt werden: und doch wollte man diese Dauer von einer augenblicklichen, individuellen Handlung des gegenwärtigen Königs abhängig machen. Eines von den möglichen Resultaten dieses Vorschlages war, daß der König sowohl als die Stellvertreter der Nation, nunmehr gegenseitig das Interesse des Volkes aufopfern würden: jener, indem er schädliche Gesetze genehmigte; diese, indem sie eine nothwendige Einschränkung von sich entfernten".

Am 15ten September beschloß die Versammlung: daß die Person des Königs unverletzlich, der Thron unzertheilbar, und die Krone, in der herrschenden Familie, aber nur auf dem männlichen Stamme, erblich seyn sollte.

Um diese Zeit fieng in Paris abermals eine unbegreifliche, künstliche Hungersnoth an. Man schlug sich

bey den Beckern um das Brod, und die Theurung nahm, in den folgenden Tagen, immer mehr und mehr zu.

Am 15ten, 16ten und 17ten September waren, in der Versammlung, lange und lärmende Debatten, über das Recht, welches Spanien zu der französischen Thronfolge habe, im Falle die herrschende Familie in Frankreich aussterben sollte. Aber, warum, wird man fragen, beschäftigte sich die Nationalversammlung, welche so viele dringendere und wichtigere Geschäfte hatte, mit einer so unnützen, und in einem kritischen Zeitpunkte so unpolitischen Frage, zu einer Zeit, wo, noch außer dem Könige, drey männliche Thronerben vorhanden waren, und wo also der Fall einer bestrittenen Thronfolge gar nicht wahrscheinlich eintreffen konnte? Darum, muß man auf diese Frage antworten, darum beschäftigte sich die Versammlung damit, weil die Verschwornen die Absicht hatten, die Rechte des Herzogs von Orleans auf die Thronfolge zu bestimmen, und zu erklären, daß Sein Recht dem Rechte der spanischen Linie vorgehe: obgleich diese Linie der ältere Zweig ist. Man bereitete die Auftritte des 5ten und 6ten Oktobers vor, wo die noch übrigen, männlichen Thronerben, aus dem Wege geschafft, und alles, was die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans verhinderte, entfernt werden sollte! Aus eben dieser Ursache endigt sich auch der, am 17ten September, über die Thronfolge, gefaßte Beschluß der Nationalversammlung, mit folgenden, merkwürdigen Worten: „wobey die Nationalversammlung sich vorbehält, über die Wirkungen des Verzichtthuns auf die Krone in der Folge zu urtheilen a)“.

a) Sans entendre rien préjuger sur l'effet des rénonciations.

Die Diskussion dieses Gegenstandes war ein Versuch des Herzogs von Orleans, um zu erfahren, wie stark seine Parthie in der Nationalversammlung sey. Er fand, zu seinem großen Mißvergnügen, daß diese Parthie lange nicht so stark war, als er erwartet hatte.

Der Graf Virieu, ein Mitglied der Nationalversammlung, erzählt: er habe zu der Zeit, als in der Versammlung über das Recht der spanischen Linie zur Thronfolge, im Falle die jetzt in Frankreich herrschende Linie aussterben sollte, debattirt wurde, eine Unterredung mit Mirabeau gehabt. Mirabeau behauptete, das Haus Orleans habe das Recht zur Thronfolge vor der spanischen Linie, und diese müßte ganz ausgeschlossen werden. Der Graf Virieu hingegen behauptete, man müßte von drey Vorschlägen Einen annehmen: entweder die Dezision der Frage bis auf die Zeit verschieben, da sich der Fall ereignen sollte; oder die Frage zu Gunsten Spaniens entscheiden, weil man dieses Reich in einem so kritischen Zeitpunkte, durch Ausschließung von der Thronfolge, nothwendig gegen Frankreich aufbringen, und sich hiedurch, ohne alle dringende Ursache, des einzigen Freundes und Verbündeten berauben würde; oder endlich, die Frage müßte ganz ausgestrichen werden, als wenn dieselbe niemals vorgekommen wäre. Zudem, fuhr der Graf fort, sey ja gar keine Ursache vorhanden, warum man sich über eine solche Frage berathschlagen sollte, da die Menge männlicher Personen in der königlichen Familie, und ihr Alter, glücklicherweise, voraussehen lasse, daß ein solcher Fall noch lange nicht eintreten könne. Mirabeau antwortete: „der Fall sey doch wohl näher, als er zu seyn schiene; der König und der Graf von Provenze seyen beyde vollblütig, und können bald sterben, der Dauphin sey ein

Kind". — „Aber Sie vergessen den Grafen von Artois und seine Kinder"? — „Wenn der Fall in kurzer Zeit eintreten sollte: so kann der Graf von Artois nicht anders als ein Flüchtling angesehen werden, Er und seine Kinder; nicht anders als ein ex lex (Mirabeaus eigener Ausdruck) und dieses wenigstens noch zehn Jahre lang". Viele Mitglieder der Versammlung waren Zeugen dieses Gesprächs a).

Am 18ten September gab der König dem größten Theile der Beschlüsse des vierten Augusts seine Genehmigung, machte aber, gegen einige derselben, gegründete Vorstellungen und Bemerkungen, ohne denselben jedoch seine Genehmigung zu versagen, falls die Nationalversammlung, dieser Vorstellungen ungeachtet, darauf bestehen sollte. „Wir wollen gegenseitig", sagte Er, „unsere Ideen erläutern; und dann ist es unmöglich, daß wir uns nicht vereinigen sollten. Ich will gerne", fuhr er fort, „meine Meynung aufgeben, wenn die Antwort der Nationalversammlung auf meine Vorstellungen befriedigend seyn wird". So weise, so gerechte, so gütige Vorstellungen, von dem Könige in einem solchen Tone vorgetragen, wurden von den Demokraten, als eine Handlung, welche den höchsten Grad des Despotismus anzeigte, ausgeschrieen, und die Nationalversammlung beschloß: daß der König ihre Beschlüsse sogleich, noch ehe die Sitzung geendigt sey, genehmigen müsse, und daß man über seine Bemerkungen nachher sich berathschlagen wolle. Der König nahm nun, gezwungen, die Beschlüsse an, und erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß, statt des ihm zugestandenen Rechtes seine Genehmigung

a) Témoin 149. T. I. p. 265.

aufzuschieben, man ihm nicht einmal das Recht lassen wolle, Vorstellungen zu machen.

Am 21sten September wurde beschlossen, daß das aufschiebende Veto des Königs während zwey Gesetzgebungen (législatures) das heißt, während zwey Sitzungen der Nationalversammlung, folglich vier Jahre lang, solle dauern können.

Ludwig der XIV und Ludwig XV hatten sich genöthigt gesehen, in bedrängten Zeiten, zum Besten des Staates, ihr Silbergeschirr in die Münze zu schicken, um es in Thaler zu verwandeln. Am 22sten September traf dieses Loos auch Ludwig den Sechszehnten. Das Silbergeschirr des Königs, der Königinn und der Minister, wurde nach der Münze gebracht. Diese freywillige Aufopferung ist ein Zug, der dem Könige Ehre macht; aber dem Staate war dadurch wenig geholfen. Das Silbergeschirr des Königs und der Königinn betrug an Werth ohngefähr 1,200,000 Livres.

Am 24sten September erschien Necker in der Versammlung, und stellte, mit Wärme und Beredsamkeit, den traurigen Zustand der Finanzen vor. Er verlangte, daß jeder Bürger des Staats den vierten Theil seiner Einkünfte, zu Tilgung der Staatsschulden, abgeben sollte; und er selbst fieng damit an, dem Staate 100,000 Livres, als den vierten Theil seiner jährlichen Einkünfte, zu schenken. Neckers Rede war, wie gewöhnlich, sehr gedehnt, sie enthielt viele lange, zum Theil auch langweilige Tiraden, und, mehr oder weniger versteckte, Lobsprüche auf sich selbst. Er, der an der Zusammenberufung der Reichsstände Schuld war; er, der die doppelte Stellvertretung des Bürgerstandes mit so vielem Eifer betrieben, und gegen so viele und so gegründete Einwendungen dennoch

durchgesetzt hatte; er stellte sich jetzo, oder vielmehr er glaubte wirklich, daß er an der Umwerfung des Staates gar keine Schuld habe. Wäre er ein erfahrner Staatsmann: so hätte er das, was geschehen ist, wenigstens zum Theil, voraussehen müssen. Hundert andere haben es vorausgesehen und vorausgesagt: aber Necker sah nichts, als die Neuheit des Schauspiels; er hörte nichts, als das Beyfallklatschen des freyheittrunkenen Volkes, welches er, durch schöne Versprechungen (von denen er im voraus wußte, daß er sie nicht würde in Erfüllung bringen können) noch eine Zeit lang hinzuhalten, und dann Abschied zu nehmen, und Alles seinem Nachfolger zur Last zu legen gedachte. Nun aber war er aus dem süßen Traume erwacht; nun kömmt er vor die Nationalversammlung, und klagt, und jammert über alles, was geschehen ist, und was noch geschehen wird. „Die Zeit", sagte er, „wo, mitten in einem geldfressenden Kriege, ich, ohne große Sorgen, 150 Millionen außerordentlicher Ausgaben anschaffte; die Zeit, wo ich, bey Annäherung der Vereinigung der Stellvertreter der Nation, mir schon ein Vorbild des Wohlstandes des Reichs, und der Wiederherstellung aller seiner Kräfte machte; diese Zeiten sind noch zu frisch in meinem Gedächtnisse, um nicht, mit den gegenwärtigen Zeitumständen, in meinen Gedanken, den traurigsten Kontrast zu bilden. Ach! was ist die menschliche Klugheit für ein schwacher Schild! wie täuschend ist menschliche Vorsicht! Der Lauf der Begebenheiten reißt sie mit sich fort, und vergebens erinnert sich der ans Ufer geworfene Schiffer, mit Betrübniß, an das Schiff, welches ihn, lange und sicher, mitten durch stürmische Meere geführt hat, und von welchem er jetzo nur noch unglückliche, von Wind und Wellen hin und her geworfene, Trümmer erblickt".

Herr Dupont glaubte, der Vorschlag des Ministers werde nicht hinreichend seyn. „Wie sollte", sagte er, „das Volk, welches die gewöhnlichen Auflagen jetzt nur schwer oder gar nicht bezahlt, eine so beträchtliche, außerordentliche Auflage, bezahlen können oder wollen? Nur die Reichen werden sich diese Aufopferung gefallen lassen. Nun betragen aber die jährlichen Einkünfte überhaupt zwölf bis fünfzehnhundert Millionen Livres. Der öffentliche Schatz erhält davon 500 Millionen, und von den überbleibenden 900 Millionen besitzen die Reichen ohngefähr den dritten Theil, oder 300 Millionen; es macht also der vierte Theil dieser Summe bey weitem nicht so viel aus, als nöthig ist, um dem Staate aufzuhelfen. Außerdem sind, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, alle Reiche arm; keiner zieht seine Einkünfte: Niemand wird also bezahlen".

Hr. Bureau de Puzy hielt ein vortrefliche Rede, worinn er der Nationalversammlung sehr viele, treffende Wahrheiten sagte: „Uebereinstimmung in Meynungen, Eintracht, Harmonie, erfordert Ruhe, erfordert von allen, welche dazu beytragen sollen, tiefes und stilles Nachdenken. Ach! meine Herren, haben wir wohl Ursache in der gegenwärtigen Versammlung dieses zu erwarten? Sehen wir nicht täglich, daß die kleinen Leidenschaften, denen gemeine Menschen unterworfen sind, mitten unter uns, auf den Bänken der Nationalversammlung sitzen, und Frankreichs Gesetzgeber beherrschen? Sehen wir nicht täglich, daß Privatinteresse zwischen schätzenswürdigen Männern, die sich lieben sollten, Feindschaft und Zwietracht erweckt? Gleicht nicht die Nationalversammlung beynahe täglich einem weitläufigen Circus, wo man nicht großmüthige Nacheiferer, die ihre Talente

und ihre Kräfte prüfen, sondern hartnäckige Fechter erblickt, welche sich unter einander aufzureiben suchen? Streut nicht die Verläumdung ihren Gift aus? vermehrt sie nicht die Erbitterung beyder Partheyen? verewigt sie nicht das Mißtrauen? vergiftet sie nicht den Haß? Und haben wir nicht, mitten in der Gährung der Köpfe, im Tumulte der Debatten, mehr als einmal die Majestät des Nationalsenats durch Skandal oder Lächerlichkeiten beleidigt gesehen"?

Um diese Zeit war der Geldmangel in ganz Frankreich, vorzüglich aber in Paris, außerordentlich groß. Die Diskontokasse bezahlte täglich 300 Billete, zu 1000 Livres jedes, und um diese, für die Cirkulation einer so großen Stadt wie Paris, so geringe Summe, von 300,000 Livres, drängte und schlug man sich bey den Kontoren der Kasse. Die Straße Vivienne wurde täglich belagert. Vor Aufgang der Sonne standen schon fünf bis sechshundert Gläubiger vor den Thoren des Hotels der Diskontokasse. Man gab ihnen kein Geld, sondern erst jedem eine Nummer; und nach diesen Nummern wurden dann ihre Billette in Geld umgewechselt. Gemeiniglich mußten einige bis den andern Tag warten. Die Direktoren der Kasse schickten ihre Leute mit Bankzetteln selbst hin, und so kam das, was des Morgens ausbezahlt worden war, des Abends wiederum in die Kasse zurück. Wie stark die Ausfuhr des französischen Geldes, vorzüglich nach England, damals gewesen sey, beweist der hohe Stand der engländischen Fonds. Die drey per cent consol standen auf 80½, und so waren sie sogar vor dem amerikanischen Kriege nicht gewesen.

Während dieser Geldtheurung geschahen sehr viele Vorschläge, um dem dringenden Mangel abzuhelfen. Einer

bat alle Frankreicher, dem Staate ihre silbernen Schnallen zu schenken, und berechnete, daß, wenn man in Frankreich auch nur zwey Millionen Paare silberner Schnallen, zu zwanzig Livres das Paar, annehme: dieses eine Hülfe von vierzig Millionen für den Staat seyn werde. Ein anderer verlangte Ringe, Ohrgehänge, Diamanten, Juwelen. Die Baronesse de Messey, eine gute, einfältige, patriotische Dame, verlangte, in vollem Ernste, zehn Millionen Menschen sollten jeder ein freywilliges Geschenk von 860 Livres dem Staate machen, dadurch würde dieser ein Geschenk von 8,600 Millionen erhalten, welche zu Bezahlung der Nationalschuld angewendet werden könnten. Die gute Dame bedachte nicht, daß dieser freywillige Tribut ohngefähr den dritten Theil des Werths des ganzen Königreichs betragen haben würde! Ein anderer Projektmacher verlangte, man solle, während eines ganzen Jahres, in jeder Woche einen allgemeinen Fasttag ausschreiben, und jeder sollte das Geld, was er, wenn er nicht gefastet hätte, verzehrt haben würde, dem Staate schenken. So ohngefähr wie jener Geizhals, welcher, um seine Pferde wohlfeil zu unterhalten, denselben das Fasten angewöhnen wollte! Wer erkennt nicht in allen diesen Zügen immer wieder die Pariser!

Am 28sten September wurde Mounier zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt. Ueber diese Wahl waren die Verschwornen so erbittert, daß sie abermals Aufruhr in Paris zu erwecken suchten. Dieser vortreffliche Mann war den Verschwornen verhaßt, weil er vorgeschlagen hatte, daß man eine Belohnung von 500,000 Livres demjenigen versprechen sollte, der die Personen, welche das Volk aufwiegelten und zu Gewaltthätigkeiten verleiteten, entdecken würde. Diesen Vorschlag hatten sie

verworfen, weil sie selbst diejenigen waren, auf deren Entdeckung Herr Mounier den Preis setzen wollte. Seit dieser Zeit schworen sie ihm unversöhnliche Rache, und in den Proskriptionslisten, welche in Paris herumgegeben wurden, stand auch Mouniers Name. Nur ein recht auffallender Schutz der Vorsehung rettete ihn von dem ihm bestimmten Tode, und entriß ihn den Händen der Meuchelmörder, welchen er mehr als einmal kaum noch mit genauer Noth entgieng. Sobald seine Präsidentschaft anfieng, nahm die Stadt Paris wieder den traurigen, fürchterlichen Anstrich, welchen dieselbe seit dem 14ten Julius so oft gehabt hatte. Die Hungersnoth (welche allemal zu gehöriger Zeit da war, und zu gehöriger Zeit wieder aufhörte) nahm zu, obgleich die Erndte nun eingesammelt war. Schon am 1sten Oktober schrieb Loustalot, ein berühmter, patriotischer Schriftsteller, nachdem er sich erst über Herrn Mounier lustig gemacht hatte, folgende merkwürdige Worte: „Wir brauchen einen neuen Revolutionsparoxismus, und alle Anstalten sind dazu bereits getroffen.“ a) Am Ende des Septembers wurden an den Thoren von Paris zwey grosse Kasten mit Dolchen konfiszirt, welche von Marseille kamen und an einen vertrauten Freund des Herrn von Mirabeau addressirt waren. Um eben diese Zeit wurde auch ein Gedicht gegen die Königin (Ode à la Reine) ausgestreut, welches viel Aufsehen machte, die Gemüther sehr erhitzte, und sich mit folgender Strophe endigte:

Puisse une bienfaisante épée
Nous venger de crimes si grands,

---

a) Il faut un second accés de révolution; tout s'y prépare. Révol. de Paris. N. 12. p. 31.

Et de ton sang encore trempée
Exterminer tes partisans!
C'est le voeu qu'un François doit faire
Et si pour ce coup nécessaire
Il n'en est pas d'assez hardi,
J'irai bientôt, nouveau Scévole,
De ce monstre, qui nous désole,
Délivrer enfin mon pays!

So bereiteten sich die Auftritte vor, welche in dem folgenden Buche, ohne alle Uebertreibung, aber ganz der Wahrheit gemäß, beschrieben werden sollen. Uebertreibung ist hier unmöglich. Augenzeugen, von welcher Parthie sie auch seyn mögen, gestehen einstimmig, daß auch die feurigste Einbildungskraft ein so schreckliches Schauspiel sich nicht vorstellen kann, als die folgenden Tage in der That darboten. Die Nachrichten, welche ich darüber eingezogen und mit vieler Mühe gesammelt habe, und welche ich hier zusammenstelle, machen ein Gemälde aus, das jeden Menschenfreund mit Schaudern und Entsetzen erfüllt. Mehr als einmal fiel mir, während der Erzählung, die Feder aus der Hand. Mehr als einmal fühlte ich die Versuchung, um der Ehre der Menschheit willen, gewisse, greuliche Geheimnisse mit dem Schleyer, der sie noch verhüllt, bedeckt zu lassen; dann aber erinnerte ich mich, daß, da ich es nun einmal unternommen habe, die Geschichte der französischen Staatsumwerfung zu beschreiben, es mir obliege, um der Wahrheit willen, Alles zu sagen. Den Geschichtschreiber bindet die heilige Pflicht, nichts Unwahres zu sagen; aber auch nichts Wahres zu verschweigen. Ne quid falsi dicere audeat; ne quid veri non audeat. Künftige Jahrhunderte werden, wenn sie die Greuel er-

fahren, welche am 5ten und 6ten Oktober vorgiengen, die unglaubliche Verdorbenheit unsers Zeitalters verabscheuen. Sie werden behaupten, daß der gröste Schriftsteller dieses Jahrhunderts folgende Stelle im prophetischen Geiste geschrieben habe: „Ich spotte über die gesunkenen Völker, welche sich durch Verschworne aufwiegeln lassen und es wagen, von Freyheit zu sprechen, ohne auch nur einen Begriff von derselben zu haben; welche, das Herz voll von allen Diensten der Sklaven, sich einbilden, daß, um frey zu seyn, man nur aufrührisch zu seyn brauche. Stolze und heilige Freyheit! könnten diese armseligen Leute dich kennen; wüßten sie, was es kostet, dich zu erlangen und dich zu erhalten; wären sie im Stande zu fühlen, um wieviel deine Gesetze strenger sind, als das Joch der Tyrannen drückend ist, so würden ihre schwachen Seelen, Sklavinnen aller der Leidenschaften, welche ausgerottet werden müßten, dich hundertmal mehr fürchten, als selbst die Knechtschaft; und mit Schrecken würden sie dich fliehen, wie eine Last, die bereit liegt, sie zu zermalmen.“ a)

„Seit-

a) Je ris de ces peuples avilis, qui, se laissant ameuter par des ligueurs, osent parler de liberté, sans même en avoir l'idée, et, le coeur plein de tous les services des esclaves, s'imaginent que pour être libres il suffit d'être des mutins. Fière et sainte liberté! si ces pauvres gens pouvoient te connoître, s'ils savoient à quel prix on t'acquiert et te conserve, s'ils sentoient combien tes loix sont plus austères que n'est dur le joug des tyrans, leurs foibles ames, esclaves des passions qu'il faudroit étouffer, te craindroient plus cent fois que la servitude. Ils te fuiroient avec effroi, comme un fardeau prêt à les écraser.
J. J. Rousseau.

„Seitdem die falschen Maaßregeln," sagt Herr Mounier a) „welche der Hof im Monate Julius 1789 nahm, die Plane der Feinde des Throns begünstigt, und dem Ausreissen der Truppen zum Vorwande gedient hatten, waren die Verschwornen, vereinigt mit dem Pöbel, dahin gelangt, daß sie die Versammlung beherrschten. Der gröste Theil der Mitglieder war immer gerecht und gemäßigt, aber so oft die sogenannte Volkspartie einen Beschluß erhalten wollte, so oft warf sie alles über den Haufen, was ihr im Wege stand. Sie ließ dem grössern Theile nur dann die Oberhand, wenn sie glaubte, der Gegenstand sey nicht wichtig genug, um schon im voraus einen Entschluß zu fassen, oder wenn die Anführer unter sich selbst uneinig waren. Lärm, Geschrey, Auszischen, Beyfallklatschen der Gallerien, Proskriptionslisten, Drohungen, Verläumdungen, Pasquille, Mißhandlungen von dem Pöbel; alle diese Waffen, deren man sich nachher zu Paris so oft bedient hat, waren auch schon zu Versailles gebraucht worden. Der Jakobinerklub existirte schon, nur war seine Existenz noch nicht öffentlich bekannt. Die Anführer der herrschenden Parthie bereiteten in ihren Versammlungen alle Mittel vor, um ihre Zwecke zu erreichen, und nahmen damals schon, so wie sie nachher thaten, die Maasregeln, welche sie die Taktik der Versammlung nannten."

„Ich selbst sah mich, mehr als einmal, genöthigt, und sah auch andere genöthigt, Zertifikate für unglückliche Mitglieder der Versammlung zu unterschreiben, welche

a) Mounier appel au tribunal de l'oppinion publique. p. 274.

Rechte des Menschen die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verdorbenheit der Regierungen sind. Sie haben sich daher entschlossen, in einer feyerlichen Bekanntmachung die natürlichen, unvergeblichen und heiligen Rechte des Menschen aus einander zu setzen; damit diese Bekanntmachung allen Mitgliedern der Gesellschaft beständig gegenwärtig sey und dieselben, ohne Unterlaß, an ihre Rechte und an ihre Pflichten erinnere; damit die Handlungen der gesetzgebenden und die Handlungen der ausübenden Gewalt, indem sie nunmehr jeden Augenblick mit dem Zwecke einer politischen Einrichtung verglichen werden können, desto mehr geachtet werden; und damit die Klagen der Bürger des Staates, welche künftig auf diese einfachen und unwiderlegbaren Grundsätze gegründet seyn müssen, jederzeit auf die Erhaltung der Konstitution und auf das Wohl des Ganzen hinzielen mögen."

„Dem zufolge erkennt die Nationalversammlung und macht bekannt, in Gegenwart und unter dem Schutze des höchsten Wesens, daß folgende Rechte, die Rechte des Menschen und des Bürgers seyen.

## Erster Artikel.

Die Menschen werden frey und an Rechten gleich geboren, und bleiben auch so. Der gesellschaftliche Unterschied kann auf keine andere Rechte, als auf das gemeine Beste gegründet seyn.

## Zweyter Artikel.

Der Zweck einer jeden politischen Verbindung ist: Erhaltung der natürlichen und unvergeblichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind: Freyheit, Eigenthum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.

## Dritter Artikel.

Der Grund einer jeden Oberherrschaft ruht seiner Natur nach in der Nation: keine Gesellschaft von Menschen, kein einzelner Mensch kann eine Gewalt ausüben, welche nicht ausdrücklich von ihr herkommt.

## Vierter Artikel.

Freyheit besteht in der Macht, Alles thun zu können, was Andern nicht schadet. Dem zufolge hat die Ausübung der natürlichen Rechte eines jeden Menschen keine anderen Schranken als diejenigen, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselbigen Rechte zusichern. Diese Schranken können blos allein durch das Gesetz bestimmt werden.

## Fünfter Artikel.

Das Gesetz darf keine anderen Handlungen verbieten, als solche, welche der Gesellschaft schädlich sind. Alles, was durch das Gesetz nicht verboten ist, kann nicht verhindert werden, und Niemand kann genöthigt werden, etwas zu thun, was das Gesetz nicht befiehlt.

## Sechster Artikel.

Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens; alle Staatsbürger haben das Recht, in Person, oder durch ihre Stellvertreter an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Das Gesetz muß für Alle, Eines und Dasselbe seyn; sowohl wenn es beschützt, als wenn es straft. Da alle Bürger des Staates vor den Augen des Gesetzes gleich sind, so haben sie auch gleichen Anspruch auf alle Ehrenstellen, öffentliche Stellen und Geschäfte; nach ihren Fähigkeiten, und ohne andern Unterschied, als denjenigen, welchen Tugenden und Talente machen.

## Siebenter Artikel.

Niemand kann angeklagt, in Verhaft genommen oder gefangen gehalten werden, es sey denn in einem von denjenigen Fällen, welche das Gesetz bestimmt hat, und auf diejenige Weise, welche durch das Gesetz vorgeschrieben ist. Wer einen willkührlichen Befehl auswirkt, giebt, ausübt, oder ausüben läßt, muß gestraft werden; aber jeder Staatsbürger, welcher kraft deß Gesetzes zitirt oder in Verhaft genommen wird, muß augenblicklich Folge leisten; er wird strafbar, wenn er widersteht.

## Achter Artikel.

Das Gesetz darf nur solche Strafen festsetzen, welche ganz eigentlich und deutlich nothwendig sind; und Niemand kann gestraft werden, es sey denn kraft eines vor dem begangenen Verbrechen gegebenen und bekannt gemachten Gesetzes, und nur in dem Falle, wenn ein solches Gesetz auch gesetzmäßig angewandt wird.

## Neunter Artikel.

Da jeder Mensch so lange für unschuldig zu halten ist, bis er für schuldig erklärt worden ist, so muß, wenn es unumgänglich nothwendig gehalten wird, ihn in Verhaft zu nehmen, jede unnöthige Strenge bey der Festhaltung seiner Person durch das Gesetz ernstlich verboten seyn.

## Zehnter Artikel.

Niemand darf um seiner Meynungen willen beunruhigt werden, auch nicht um seiner Religionsmeynungen willen, so lange ihre Verbreitung nicht die, durch das Gesetz bestimmte, öffentliche Ordnung stört.

### Eilfter Artikel.

Freye Mittheilung der Gedanken und Meynungen ist eines von den kostbarsten Rechten des Menschen; jeder Bürger des Staats darf daher frey sprechen, schreiben und drucken; doch muß er sich verantworten, wenn er in den, durch das Gesetz bestimmten Fällen, diese Freyheit mißbrauchen sollte.

### Zwölfter Artikel.

Die Aufrechthaltung der Rechte des Menschen und des Bürgers erfordert eine öffentliche Gewalt; diese Gewalt ist dem zufolge zum allgemeinen Besten vonnöthen, aber sie ist nicht zu dem besonderen Nutzen derer, denen sie anvertrauet ist, vorhanden.

### Dreyzehnter Artikel.

Zur Unterhaltung der öffentlichen Gewalt und zu den Ausgaben der Verwaltung ist eine allgemeine Beysteuer unumgänglich nothwendig: sie muß unter alle Bürger des Staates im Verhältnisse ihres Vermögens gleich vertheilt seyn.

### Vierzehnter Artikel.

Alle Bürger des Staates haben das Recht, entweder durch sich selbst, oder durch ihre Stellvertreter zu bestimmen, ob eine öffentliche Beysteuer nothwendig sey, zu derselben freywillig ihren Beyfall zu geben, zu untersuchen, wie dieselbe angewandt werde, und zu bestimmen, wie groß sie seyn solle, auf welche Weise sie eingefordert werden, und wie lange sie dauren solle.

### Funfzehnter Artikel.

Die Gesellschaft hat das Recht, von einem jeden öf-

## Siebenter Artikel.

Niemand kann angeklagt, in Verhaft genommen oder gefangen gehalten werden, es sey denn in einem von denjenigen Fällen, welche das Gesetz bestimmt hat, und auf diejenige Weise, welche durch das Gesetz vorgeschrieben ist. Wer einen willkührlichen Befehl auswirkt, giebt, ausübt, oder ausüben läßt, muß gestraft werden; aber jeder Staatsbürger, welcher kraft deß Gesetzes zitirt oder in Verhaft genommen wird, muß augenblicklich Folge leisten; er wird strafbar, wenn er widersteht.

## Achter Artikel.

Das Gesetz darf nur solche Strafen festsetzen, welche ganz eigentlich und deutlich nothwendig sind; und Niemand kann gestraft werden, es sey denn kraft eines vor dem begangenen Verbrechen gegebenen und bekannt gemachten Gesetzes, und nur in dem Falle, wenn ein solches Gesetz auch gesetzmäßig angewandt wird.

## Neunter Artikel.

Da jeder Mensch so lange für unschuldig zu halten ist, bis er für schuldig erklärt worden ist, so muß, wenn es unumgänglich nothwendig gehalten wird, ihn in Verhaft zu nehmen, jede unnöthige Strenge bey der Festhaltung seiner Person durch das Gesetz ernstlich verboten seyn.

## Zehnter Artikel.

Niemand darf um seiner Meynungen willen beunruhigt werden, auch nicht um seiner Religionsmeynungen willen, so lange ihre Verbreitung nicht die, durch das Gesetz bestimmte, öffentliche Ordnung stört.

## Eilfter Artikel.

Freye Mittheilung der Gedanken und Meynungen ist eines von den kostbarsten Rechten des Menschen; jeder Bürger des Staats darf daher frey sprechen, schreiben und drucken; doch muß er sich verantworten, wenn er in den, durch das Gesetz bestimmten Fällen, diese Freyheit mißbrauchen sollte.

## Zwölfter Artikel.

Die Aufrechthaltung der Rechte des Menschen und des Bürgers erfordert eine öffentliche Gewalt; diese Gewalt ist dem zufolge zum allgemeinen Besten vonnöthen, aber sie ist nicht zu dem besonderen Nutzen derer, denen sie anvertrauet ist, vorhanden.

## Dreyzehnter Artikel.

Zur Unterhaltung der öffentlichen Gewalt und zu den Ausgaben der Verwaltung ist eine allgemeine Beysteuer unumgänglich nothwendig: sie muß unter alle Bürger des Staates im Verhältnisse ihres Vermögens gleich vertheilt seyn.

## Vierzehnter Artikel.

Alle Bürger des Staates haben das Recht, entweder durch sich selbst, oder durch ihre Stellvertreter zu bestimmen, ob eine öffentliche Beysteuer nothwendig sey, zu derselben freywillig ihren Beyfall zu geben, zu untersuchen, wie dieselbe angewandt werde, und zu bestimmen, wie groß sie seyn solle, auf welche Weise sie eingefordert werden, und wie lange sie dauren solle.

## Funfzehnter Artikel.

Die Gesellschaft hat das Recht, von einem jeden öf-

fentlichen Verwalter über seine Verwaltung Rechenschaft zu fordern.

## Sechszehnter Artikel.

Jede Gesellschaft, in welcher über die Aufrechthaltung der Rechte nicht gewacht wird, und in welcher die Gewalt nicht gehörig bestimmt und vertheilt ist, hat keine Konstitution.

## Siebzehnter Artikel.

Da das Eigenthum ein unvergebliches und heiliges Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden: ausser, wenn die öffentliche Noth, gesetzmäßig erwiesen, es deutlich erheischt; und auch dann nur unter der Bedingung einer gerechten und vorläufigen Schadloshaltung.

---

Diese siebzehn, abstrakte, und von der Nationalversammlung als unumstößliche Wahrheiten aufgestellte Sätze bieten Stoff zu mancherley Betrachtungen dar.

Die Bekanntmachung der Rechte war unnöthig, unrichtig, schädlich, unverständlich, unvollständig; und die in derselben aufgestellten Sätze sind der gesunden Vernunft sowohl, als der Erfahrung entgegen.

Man muß den Menschen nicht über ihre Rechte, sondern über ihre Pflichten Unterricht geben.

Diese Bekanntmachung der Rechte betrachtet den Menschen aus einem doppelten Gesichtspunkte als ein isolirtes Wesen im Stande der Natur; und als ein gesellschaftliches Wesen, als Staatsbürger, und in dem gesellschaftlichen Zustande.

Im Stande der Natur hat der Mensch freye Uebung seiner physischen und seiner moralischen Kräfte; und da-

her entsteht eine beständige Ungleichheit; denn die Ausübung der natürlichen Kräfte, oder die Grade der Freyheit zwischen einzelnen Menschen sind, nach Maasgabe der Kräfte, verschieden. Dem zufolge werden die Menschen nicht mit gleichen Rechten, nicht gleich frey gebohren, so wenig sie gleich an Kräften gebohren werden. Körperliche Stärke, Verstand, Gewandtheit, Gesundheit haben verschiedene Grade, und geben dem Einen Menschen, gleich von seiner Geburt an, ein Uebergewicht über den andern. So will es die Natur. Sie selbst hat den Menschen von seinen Nebenmenschen verschieden geschaffen, damit sich derselbe nicht isoliren, damit er in gesellschaftliche Verbindung treten möge. Dem Einen hat sie gegeben, was sie dem Anderen versagt; der Eine hat erhalten, was dem Andern fehlt: damit sich beyde wechselsweise aufsuchen; damit sie gesellschaftlich arbeiten; damit sie selbst einsehen lernen mögen, daß wenn beyde ihre Kräfte auf Einen Punkt vereinigen, die gemeinschaftliche Kraft dann gleich ist dem Produkte, und nicht der Summe der einzelnen Kräfte. Zwey Lichter in einem finstern Zimmer erhellen das Zimmer nicht doppelt, sondern dreymal so stark, als jedes von ihnen einzeln thun würde; so auch die Lichtstrahlen des Verstandes. a)

Gleichheit hat die Natur so wenig gesucht, daß viel-

a) Auf diesem Grundsatze beruht der große Nutzen geheimer Gesellschaften, oder wenigstens solcher Verbindungen, deren Mitglieder gemeinschaftlich zu Einem Zwecke arbeiten. Es ist unglaublich, wie viel sich auf solche Weise wirken und ausrichten läßt. Man bedenke nur, was der esprit de corps für große Wirkungen von jeher hervorgebracht hat!

mehr Ungleichheit eines von ihren Grundgesetzen ist. Der Starke unterwirft sich den Schwachen; der Schwache den noch Schwächeren. Die Rebe kann nicht ohne die Ulme; das Epheu nicht ohne die Eiche; die Hopfenpflanze nicht ohne die Stange, an welcher sie sich in die Höhe windet, bestehen. Das Gebüsch krümmt sich unter den herabhängenden Aesten des Eichbaums; die Taube flieht vor dem Geyer; der Häring vor dem Wallfische; die Forelle vor dem Hechte; das Schaaf vor dem Wolfe; und die Fliege vor den Netzen der Spinne. Der Starke drückt den Schwachen; und der Schwache lehnt sich an den Starken. Dies ist das wahre Recht der Natur, wie schon von mehreren Schriftstellern gezeigt worden ist.

Die Gesellschaft räumt durch Gesetze, welche auf einer Uebereinkunft ihrer Mitglieder beruhen, diese auffallende natürliche Ungleichheit hinweg. Vor dem Gesetze sind alle Menschen gleich. Das Gesetz ebnet alle politischen Unebenheiten. Die ausübende Gewalt ist unaufhörlich wachsam, um einen Jeden zu bestrafen, der die natürliche Ungleichheit wiederum einzuführen sucht. Die Gesetze eines jeden Staates sind die wahren und die einzigen Rechte des Menschen und des Bürgers in diesem Staate; denn die Gesetze sind die Bande, welche die Gesellschaft zusammenhalten, und blos allein vermöge der Gesetze besteht der Staat. Wenn die Staatsbürger den Gesetzen nicht mehr gehorchen, sondern sich neue Gesetze machen wollen, so ist das gesellschaftliche Band zerrissen; die Gesellschaft selbst zerfällt; es entsteht Anarchie und Gesetzlosigkeit: das heißt, die natürliche Ungleichheit tritt wiederum ein, und die Menschen befinden sich abermals in dem Stande der Natur. Von den Rechten des Men-

schen sind also die Rechte des Bürgers unzertrennlich, oder vielmehr: es giebt gar keine Rechte des natürlichen Menschen, sondern blos allein Rechte des gesellschaftlichen Menschen; Rechte des Bürgers. Die positiven Rechte der Gesellschaft bestimmen seine Lage, seine Vorrechte und die Gränzen derselben; und es können ihm gar keine anderen Rechte übrig bleiben, als diejenigen, in welche die ganze Gesellschaft eingewilligt hat. Die Bekanntmachung der Rechte ist dem zufolge ein ganz unnützes Geschäfte; denn Rechte bekannt machen und Gesetze geben, ist Eines und Dasselbe, nur auf eine verschiedene Weise ausgedrückt. Rechte bekanntmachen heißt: bestimmen, in wie ferne jeder Bürger des Staates, ohne sich der Ahndung der ausübenden Gewalt auszusetzen, seine natürliche Freyheit gebrauchen dürfe; bestimmen, was ihm erlaubt sey. Gesetze geben heißt: bestimmen, in wie ferne jeder Bürger des Staates durch die ausübende Gewalt und durch gesellschaftliche Uebereinkunft in dem Gebrauche seiner natürlichen Freyheit eingeschränkt seye; bestimmen, was ihm verboten sey. Beydes ist einerley. Die Gesetze und die Statuten zu kennen, auf welchen seine Freyheit beruht: dies ist die einzige, dem Volke nöthige Kenntniß. Abstrakte Wahrheiten, Grundsätze, welche blos berechtigen und nicht verbinden, sind keine Brustwehr der Freyheit. Diese Brustwehr macht das positive Gesetz ganz allein aus. Als die Engländer in dem Jahre 1688 ihre berühmte Bill der Rechte aufsetzten, füllten sie dieselbe nicht mit metaphysischen Grundsätzen, sondern mit positiven Gesetzen an, ungeachtet ihnen die abstrakten Grundsätze bekannt genug waren; denn man findet dieselben alle in March-

mont Needhams berühmtem Werke aufgezeichnet. a)

Hätte aber, aller dieser Betrachtungen ungeachtet, die Nationalversammlung eine Bekanntmachung der Rechte, als Vorrede zu ihrem neuen Gesetzbuche geben wollen, so würde sie dieselbe, ohne alle Debatten, ohne alle metaphysischen Diskussionen, schon ganz fertig und unverbesserlich in einem Buche haben finden können, von welchem zwar die Nationalversammlung nichts hält, in welchem aber, dessen ungeachtet, dennoch viele vortrefliche Dinge stehen: ich meyne das neue Testament. Man findet in dem genannten Buche folgenden Grundsatz:

Behandle Du andere, so wie Du wünschest, daß sie Dich behandlen mögen.

Dieses ist die einfachste, die kürzeste, die vollkommenste, die allgemein verständlichste und die vollständigste Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Wie fruchtbar ist dieselbe! Wie genau bestimmt und unterscheidet sie Rechte und Pflichten des Menschen! Wie gut paßt sie auf jedes Alter und auf jede Denkungsart! Wie unwiderleglich wahr und wie deutlich ist sie! Wie verständlich für alle Menschen, von dem Tagelöhner bis zum Metaphysiker! In jedem Lande, wo diese Bekanntmachung die Grundlage des Gesetzes ausmacht, herrscht wahre Freyheit; und Tyranney kann nur da herrschen, wo dieser Grundsatz aus den Augen gesetzt wird. Die Gleichheit der Rechte aller Menschen läßt sich gar nicht schärfer bestimmen, als dieselbe in diesem vortreflichen

a) The excellence of a free state, or the right constitution of a common wealth. 1656.

Grundsatze bestimmt ist, welchen man immer mehr bewundert, je länger man über denselben nachdenkt!

Der Eingang zu der Bekanntmachung ist schön und erhaben. Wenn aber gesagt wird, Unwissenheit, Vergessenheit, oder Verachtung der Rechte des Menschen, seyen die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks: so ist dieses sehr übertrieben. Feuer, Wassersnoth, Pest, Hagel, Erdbeben, und andere Landplagen, sind noch weit wichtigere Ursachen des öffentlichen Unglücks, als Unbekanntschaft mit den sogenannten Menschenrechten.

Der erste Artikel hat zwey Theile. Es sagt derselbe erstlich: Die Menschen werden frey und an Rechten gleich geboren, und bleiben auch so.

Daß die Menschen frey und gleich geboren werden sollten, dieß streitet gegen die Erfahrung. In dem Stande der Natur sowohl, als in allen kultivirten Staaten, bemerkt man physische und moralische Ungleichheiten. In den demokratischen Kantonen der Schweiz (den einzigen reinen Demokratien in der Welt) ist diese Ungleichheit sehr auffallend. Und sogar im Stande der Natur, oder unter denjenigen Völkern, welche diesem Stande noch am nächsten sind, z. B. unter den nomadischen Arabern und Tartaren, unter den Wilden in Amerika, und unter den Bewohnern der Inseln des Südmeeres, findet man überall Unterwürfigkeit und Ungleichheit. Unter den Inselnbewohnern der Südsee ist sogar das Feudalsystem eingeführt. Der Erfahrung gemäß müßte also jener Satz vielmehr so heissen: Die Menschen werden nicht frey, und nicht an Rechten gleich geboren.

Die Natur hat die Menschen ungleich gemacht: aber das Gesetz macht dieselben gleich. Das Gesetz theilt

allen Bürgern des Staates das politische Gute und Böse in gleichem Maaße aus. Vor demselben verschwinden alle Aristokratien der Geburt, des Reichthums, der Stärke, des Verstandes, und des Ansehens. Das Gesetz sagt, wie Friedrich der Grosse: „Der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ist eben sowohl ein Mensch, wie Seine Majestät. Auch ihm muß alle Justiz wiederfahren. Vor der Justiz sind alle Leute gleich. Es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt: so ist der Prinz nicht mehr wie der Bauer a).“ Auf diese Weise entsteht, vermöge des gesellschaftlichen Vertrages, die künstliche Gleichheit und Freyheit, welche ohne eine festgesetzte Staatsverfassung gar nicht Statt finden kann.

„Es werden,“ heißt es, „alle Menschen frey, und an Rechten gleich, geboren.“ Was ist aber ein Recht? Ein Recht ist ein idealisches Ding, eine blosse moralische Fähigkeit. Um sich des Rechtes zu bedienen, dazu gehören physische Kräfte: und so lange die physischen Kräfte der Menschen nicht gleich sind, (welches doch, weder die Nationalversammlung, noch irgend jemand anders, zu behaupten wagen wird), so lange können auch die Rechte der Menschen nicht gleich seyn.

Eine Gleichheit, welche allen konventionellen Unterschied in der Gesellschaft aufhebt, ist gerade das Ziel, nach welchem der Despotismus hinstrebt. Er will eine glatte und ebene Fläche, auf welcher der Druck in allen Punkten gleich sey, und nirgendwo Widerstand finde. Alle Menschen gleich machen wollen, dieß heißt, so wie vormals der stolze Tarquin, alle Köpfe abschlagen,

a) R. v. Zimmermann Fragmente über Friedrich den Grossen. Band 2, S. 162.

welche sich über die andern erheben. Nur Despoten und Tyrannen können einen solchen Grundsatz aufstellen!

Eben so wenig als die Menschen gleich geboren werden; eben so wenig bleiben sie gleich. Sie sind unter einander gleich, moralisch und physisch, verschieden. Stärke und Schwäche des Körpers; Krankheit und Gesundheit; Erfahrung und Unerfahrenheit; Unwissenheit und Unterricht; Muth und Furchtsamkeit; Erziehung oder Nichterziehung; Ueberfluß an Ideen, oder Mangel an denselben; schnellere oder langsamere Fassungskraft; Reichthum und Armuth; Leichtigkeit im Ausdrucke oder Schwierigkeit, seine Gedanken in Worten auszudrücken: diese und noch hundert andere Verhältnisse, machen die Menschen unter sich, moralisch sowohl als physisch, verschieden. Wer dürfte behaupten, daß ein Mitglied der Nationalversammlung, welches das Recht hat, wenn seine übrigen Mitglieder damit zufrieden sind, einen Befehl ausschreiben zu lassen, der in den Provinzen befolgt werden muß; wer dürfte behaupten, daß ein solches Mitglied gleich seye dem Bauer, der dem Befehle gehorchen muß, ohne nur denseben lesen zu können? Welch ein ungeheurer Unterschied existirt in der Gesellschaft zwischen demjenigen, der da schreiben und lesen kann, und demjenigen, der beydes nicht kann! Die demokratischen Schriftsteller haben dieses eingesehen, und einer derselben drückt sich hierüber sehr naiv aus: „In einer Konstitution,“ sagt er, „welche auf der Gleichheit aller Menschen beruht, müssen alle schreiben und lesen können. Das wird nun bald in Frankreich der Fall seyn a).“ Welch ein drolligter Einfall!

---

a) Dans une constitution fondée sur l'egalité des

Nehmen wir aber an, daß diese schwärmerische Gleichheit der Rechte in einem Staate wirklich eingeführt würde, und daß alle liegende Gründe, wie zu Sparta, unter die Staatsbürger, zu gleichen Theilen, vertheilt werden könnten: was wird die Folge seyn? Das eine Stück Landes liegt besser als das andere; das eine ist feucht, das andere ist trocken; das eine liegt in der Ebene das andere am Berge; das eine hat erdigten, das andere sumpfigen Boden; in dem einen wird die Erndte durch Hagel oder durch Ueberschwemmungen zerstört, in dem andern nicht; der Besitzer des einen Erdreichs versteht den Ackerbau, der Besitzer des andern versteht nichts davon; der eine Besitzer ist thätig, der andere trägs. Dem zufolge wird gleich nach dem ersten Jahre die Ungleichheit wieder eben so groß seyn, als vorher; denn der ärmere Landmann, dessen Land wenig oder nichts hervorgebracht hat, wird von seinem reichen Nachbar, welcher viel eingeärndtet hat, nothwendig Beystand fodern, und folglich von demselben abhängen müssen.

Der zweyte Theil des ersten Artikels handelt von den gesellschaftlichen Unterschieden, von der gesellschaftlichen Ungleichheit. Es wird behauptet, das gemeine Beste erfordere diese Ungleichheit. Folglich ist eine Gesellschaft, in welcher alle Menschen gleich sind, ein Unding; und es ist nicht wahr, daß alle Menschen frey und gleich gebohren werden.

In dem zweyten Artikel werden Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung unter die Menschenrechte gerech-

---

hommes, tous doivent savoir lire et écrire. C'est ce qui aura lieu bientôt en France. Journal de Paris. 26. Nov. 1789.

gerechnet. Sicherheit ist aber kein Recht, sondern sie besteht bloß allein in der Gewißheit, bey den übrigen Rechten geschützt zu werden. Und der Widerstand des einzelnen Menschen, gegen Unrecht oder gegen Unterdrückung, kann nur im Stande der Natur, aber nicht in dem gesellschaftlichen Zustande Statt finden; denn die Gesetze, oder in dem Namen derselben, die ausübende Gewalt, schützen jeden Bürger des Staates gegen Unterdrückung, und verhindern ihn auf alle Weise, sich selbst Genugthuung zu verschaffen.

Mit dem dritten Artikel der Menschenrechte hat man in Frankreich die größten Frevelthaten entschuldigt. Ein jeder Klub, eine jede Bande leichtsinniger, aufrührischer oder raubgieriger Menschen, gab vor, daß er im Namen der Nation die Oberherrschaft ausübe.

Der fünfte Artikel enthält entweder einen Zirkel im Schliessen, welcher so lautet: Das Gesetz darf weiter nichts verbieten, als was der Gesellschaft schädlich ist; was aber der Gesellschaft schädlich sey, das wird durch das Gesetz bestimmt a). Oder es hat ein jeder Staatsbürger das Recht, über das Gesetz zu urtheilen, und wenn dasselbe seiner Meynung nach etwas verbietet, was es nicht verbieten sollte, so hat er zufolge des zweyten Artikels das Recht, Widerstand zu thun, und dem Gesetze nicht zu gehorchen. In dem ersten Falle enthält dieser Artikel ein unverständliches Wortgewäsche; in dem zweyten Falle enthält der Artikel den Saamen zu Zwietracht, Anarchie und Gesetzlosigkeit. Dem zufolge ist der erste Theil dieses Artikels entweder überflüßig oder schädlich.

---

a) Clermont-Tonnerre analyse raisonnée de la Constitution. p. 39.

Der sechste Artikel ist unrichtig. Das Gesetz kann nicht der Ausdruck des allgemeinen Willens seyn. Denn der größte Theil einer Nation besteht aus Weibern, aus Kindern, Handwerkern, Tagelöhnern, aus ununterrichteten oder unerzogenen Menschen: alle diese können aber gar keinen eignen Willen haben, weil sie nicht im Stande sind, über politische Gegenstände zu urtheilen.

Der siebente Artikel enthält am Ende eine Pflicht, und in so ferne gehört derselbe gar nicht in eine Bekanntmachung der Rechte. Ausserdem sagt der Ausdruck: kraft des Gesetzes entweder zu wenig oder zu viel. Denn wer soll entscheiden, ob ein Staatsbürger kraft des Gesetzes oder nicht kraft desselben in Verhaft genommen werde? Soll der Verbrecher selbst entscheiden: so wird er jederzeit finden, daß ihm Unrecht geschehe, und folglich wird er, zufolge des zweyten Artikels, sich für berechtigt halten, der Unterdrückung zu widerstehen. Soll der Richter entscheiden, so kann derselbe den allerwillkührlichsten Verhaftsbefehl unter dem Vorwande des Gesetzes geben a).

Der neunte Artikel gehört in einen Kriminalkodex, aber keineswegs in eine Bekanntmachung der Menschenrechte.

Der zehente Artikel enthält eine grosse und unwidersprechliche Wahrheit. Aber so wie derselbe hier steht, gehört er nicht in eine Bekanntmachung der Rechte; denn der zweyte Theil hebt den ersten Theil auf. Und dieser Artikel, so wie er hier steht, lautet eigentlich folgendermaaßen: zwar sind die Meynungen der Men-

a) Clermont-Tonnerre. p. 50.

schen frey, aber dennoch darf das Gesetz dieselben einschränken.

Der zwölfte Artikel ist unbestimmt; denn er gilt nicht nur von der öffentlichen Gewalt, sondern überhaupt von allen politischen Einrichtungen und Anstalten.

Der sechszehnte Artikel ist ein abstrakter politischer Grundsatz, welcher wahr ist, aber nicht in eine Bekanntmachuug der Rechte gehört; denn es wird ja durch denselben kein Recht bestimmt.

Eines der berühmtesten Mitglieder der Nationalversammlung, der Graf von Clermont-Tonnerre, sagt von der Bekanntmachung der Rechte:

„Diese Bekanntmachung setzt eine Gleichheit der Rechte fest, welche so wenig Statt finden kann, daß selbst die Konstitution von derselben abgewichen ist. Die Bekanntmachung zählt unter die Rechte den Widerstand gegen Unterdrückung; und doch besteht das Wesen einer jeden guten Regierungsform darin, daß sie dieses Recht unnütz mache, und, statt des Unterdrückten, widerstehe. Die Bekanntmachung soll ein Damm seyn, welchen das Gesetz niemals überschreiten dürfe: und dennoch ist in derselben durchaus das Gesetz als der Richter des Gesetzes angegeben; und die Gesetze sind als die Schranken derjenigen Rechte angegeben, welche man gegen die Gesetze sicher stellen wollte. Die Bekanntmachung definirt das Wort Gesetz auf eine höchst unvollkommene Weise: und dennoch ist es klar, daß man durch eine unabänderliche Definition des Gesetzes, die Staatsbürger im Voraus vor der Tyranney eines schlechten Gesetzes hätte verwahren können. Die Bekanntmachung erkennt allen Bürgern des Staates das Recht zu, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen: und dennoch schließt die Konstitution fünf Sechstheile des

Volkes von diesem Rechte aus a). Die Bekanntmachung rechnet es dem Verbrecher zur Strafe an, wenn er dem Gesetze widersteht, welches seine Hinrichtung fordert. Dieser Grundsatz ist aber höchst ungereimt. Die Bekanntmachung giebt zu, daß die Meynungen frey sind: sie legt aber in demselben Artikel den Meynungen willkührliche Fesseln an. Die Bekanntmachung sagt nicht, was das für ein Eigenthum sey, welches sie den Eigenthümern zusichern wolle, folglich verbürgt sie das Eigenthum nur zum Schein; denn wer sich des Eigenthums bemächtigen will, der darf nur leugnen, (wie es auch geschehen ist) daß es ein Eigenthum sey. Will man endlich auf die Schwierigkeiten, welche die Politik in der Anwendung der Sätze dieser Bekanntmachung findet, keine Rücksicht nehmen; betrachtet man bloß allein die Theorie derselben; sucht man strenge und umumstößliche wahre Grundsätze; eine Kette schöner Gedanken; richtige Vernunftschlüsse; einen grossen philosophischen Blick, so findet man nichts von allem diesem; die Definitionen sind schwankend; die Grundsätze sind falsch; die Gedanken haben keinen Zusammenhang. Zwey oder drey herrschende Ideen kommen darin unter mancherley Gestalt vor. Man sieht, daß wir kaum noch der willkührlichen Gewalt und dem Despotismus entgangen, uns von Zurückerinnerung und von Furchtsamkeit noch nicht hinlänglich haben losmachen können, um ein wahres System der Freyheit aufzustellen. Den Despotismus vieler haben wir weder gefürchtet noch vorausgesehen: eben so wenig, als die zahlrei-

---

a) Durch den Unterschied zwischen thätigen und nicht thätigen Staatsbürgern, wovon in der Folge gesprochen werden soll.

chen Stützen, welche der Despotismus eines Einzigen in der Gesetzlosigkeit findet. Man sieht, mit einem Worte, daß unser Werk durch die Zeitumstände ist geleitet werden. Sollte man mich fragen, warum ich, selbst ein Mitglied der Nationalversammlung, und Mitarbeiter an diesem Werke, nicht zeitig genug alle die Fehler eingesehen habe, die mir jetzt auffallen: so würde ich kurz und offenherzig antworten: ich war, durch meine Erziehung, zu dem erhabenen Stande eines Gesetzgebers gar nicht vorbereitet; zu einem Stande, für welchen Rousseau den Mann verlangt, der mit ausgezeichneten Geistesgaben, eine genaue Kenntniß aller menschlichen Leidenschaften verbände, und doch keine derselben selbst empfände. Ich irrte mich; zwar irrte ich unfreywillig, aber dennoch irrte ich; denn es fehlten mir zwey grosse Lehrmeisterinnen; zwey Lehrmeisterinnen, deren Lehren man zuweilen theuer erkaufen muß — Erfahrung und Menschenkenntniß a)."

---

Am Ende des gegenwärtigen Buches sey es mir vergönnt, von der Nationalversammlung und ihrer inneren Einrichtung einige Nachricht zu geben.

Als ich nach Paris kam, da hatte ich die höchsten Begriffe von der Nationalversammlung. Ich erwartete eine Versammlung von Philosophen, von wahren Weisen zu finden. Ich glaubte, daß ich bey meiner Zurückkunft nach Deutschland, über die Nationalversammlung eben so würde urtheilen müssen, wie vormals Cineas über das römische Volk urtheilte, als er zum Pyrrhus zu-

---

a) Clermont-Tonnerre analyse de la Constitution.

zurückkam. „Rom,“ sagte er, „ist mir wie ein Tempel, und der römische Senat, wie eine Versammlung von Königen, vorgekommen.“ Aber leider! fand ich gerade das Gegentheil. Die Stadt Paris glich einem Haufen muthwilliger Jungen, die der Zuchtruthe ihres Lehrmeisters entlaufen sind, und nun in vollem Gefühle ihrer Unabhängigkeit nicht wissen, was sie aus Uebermuth anfangen sollen. Die Nationalversammlung aber glich, wegen des unaufhörlichen Geschreyes und des Schimpfens, einem Fischmarkte, auf welchem sich der niedrigste Pöbel balgt und herumzankt. Der Lärm war oft so groß, daß die Mitglieder der Versammlung kaum ihre eigenen Worte verstehen konnten. Alle sprachen zugleich; niemand hörte; man schimpfte sich; man rief sich beleidigende Grobheiten zu, und antwortete in derselben Sprache. So verhielten sich die erhabenen Stellvertreter der französischen Nation!

Die Nation hatte gleich anfänglich in der Wahl der Mitglieder gefehlt. Die meisten unter denselben waren junge, heftige Leute; büchergelehrte Philosophen zwar, aber unerfahrne Weltbürger. Mehr als der vierte Theil der Mitglieder waren Advokaten, des öffentlichen Sprechens und der Chikanen gewohnt; gewohnt alles, was sie nur wollten, zu beweisen, und täglich gegen ihre Ueberzeugung zu sprechen; gewohnt, die einfachsten Fragen zu verwickeln, und den verwickeltsten Fragen, durch einseitige Darstellung, einen trügerischen Anstrich von Einfachheit zu geben. Diese Advokaten in der Versammlung verlangten zuerst, daß das Volk auf den Gallerien möchte zugelassen werden.

Die Mitglieder der Nationalversammlung theilten sich in fünf verschiedene Parthieen. Die Mitglieder der ersten

Parthie waren die Royalisten, oder die sogenannten Aristokraten. Diese wünschten den vormaligen Despotismus wieder einzuführen, und dem Monarchen eine eben so unumschränkte Gewalt, als derselbe vormals gehabt hatte, wiederum einzuräumen. Die Hauptanführer dieser Parthie waren: der Abbe Maury, Herr Despremenil, Herr Cazales, der Kardinal Rochefoucauld, Herr Monlausier, Herr de Froideville, Herr Foucauld de Lardimalie, der Herzog de Chatelet, der Herzog de Castries, und der Vikomte de Mirabeau. Die Mitglieder dieser Parthie saßen alle auf der rechten Seite des Präsidenten.

Die zweyte Parthie war die Parthie der wahren Patrioten. Unter diese gehörten: Herr Mounier, Herr Lally Tolendal, Herr Bergasse, Herr de Virieux, Herr Malouet, die Herren Redon, Deschamps, la Fayette, Abbe Sieyes, Clermont-Tonnerre, Madier, Henri de Longueve, de Marmezia, Dufraisse, Faydel, Maisonneuve, Pacquart, la Chaise, und einige andere. Die Mitglieder dieser sehr kleinen Parthie, der einzigen, die es mit dem Wohl des Vaterlandes redlich meynte, saßen theils auf der rechten, theils auf der linken Seite des Präsidenten.

Die dritte Parthie war die Orleansche Parthie, oder die Verschwornen. Ihre Hauptanführer sind oben schon genannt worden. Die Mitglieder dieser Parthie saßen alle auf der linken Seite des Präsidenten.

Die vierte Parthie machte die sogenannten Rasenden, oder die heftigen Demokraten; die Republikaner, die Jakobiner, welche den Klub besuchten. Dieser war eine große Anzahl. Alle saßen zu der Linken des Prä-

schenten. Ihre Anführer waren: Barnave, die beyden Lameths, Reubel, Duport, Chabroud, Aiguier, Noailles, Victor Broglio, Abbe Gregoire, Pethion, de Villeneuve, Robespierre, Gleizen, Antoine, la Borde, Rabaud, und einige andere. Alle saßen auf der linken Seite. Diese Parthie wollte gar keinen König haben; sondern sie wollte das Reich in eine Republik verwandeln, in welcher kein Unterschied der Stände mehr Statt finden sollte. Die Mitglieder dieser Parthie machten, unter sich, ein zweytes Komplott, eine zweyte Verschwörung gegen den Thron aus, deren Plan war: die Königinn zu ermorden, und den König so sehr einzuschränken, daß ihm gar keine Macht mehr übrig bleibe, und daß sein königlicher Titel nur ein bloßer Schatten von Größe werde. Diese Parthie war, in Rücksicht auf die Mittel, mit der Orleansischen Parthie einverstanden; aber nicht in Rücksicht auf den Zweck; denn die Orleansische Parthie wollte den Orleans auf den Thron erheben; die Demokraten hingegen wollten gar keinen König haben. Zu der fünften Parthie der Nationalversammlung gehörten die stummen und furchtsamen Mitglieder, welche, aus Furcht von dem Pöbel ermordet zu werden, immer mit der mächtigsten Parthie, folglich mit den Demokraten stimmten. Sie machten den größten Theil der Versammlung aus, und saßen alle auf der linken Seite des Präsidenten. Die meisten von ihnen würden sogleich auf die rechte Seite übergegangen seyn, wenn diese in der Versammlung die Oberhand gewonnen hätte. Folgende Stelle des Herrn Mounier giebt einigen Aufschluß über die beyden Hauptpartheien; über die Verschwornen und die Jakobiner.

„ Von dem Augenblicke an, da man wußte, daß ein Defizit in den Finanzen vorhanden sey, und da man davon sprach, die Reichsstände zusammen zu berufen, waren alle Blicke auf die Zukunft gerichtet. Jeder berechnete die Begebenheiten nach seinem eigenen Vortheile, und nach seinen Leidenschaften. Ehrgeiz und Haß hielten beyde diesen Augenblick für günstig. Die Einen glaubten, daß sie, während der Konvulsionen der Anarchie, sich würden der höchsten Gewalt bemächtigen, und die Gunstbezeigungen und Gnadengelder, welche dieselbe vormals auszutheilen das Vorrecht hatte, würden an sich ziehen können. Die Andern hatten einen Plan gefaßt, welcher weit leichter auszuführen war, als jener. Sie wollten nemlich allen Unterschied der Stände aufheben, und Alles, was ihren Neid rege machte, bis zu sich herab erniedrigen. Sie wollten Alles ebnen; Alles durch einander werfen; sich mit Trümmern umgeben, und das Volk durch das Gift der Ausgelassenheit berauschen, welches sie ihm unter dem Namen der Freyheit darzubieten vorhatten: um dann allein, mitten im allgemeinen Freyheitsrausche, einen wahren Despotismus auszuüben; und durch die Wuth der Menge zu herrschen, welche das Werkzeug ihrer Gewalt werden sollte. In diese beyde Parthieen hatten sich alle diejenigen getheilt, gegen welche der Hof nicht so verschwenderisch gewesen war, als ihre Geldgierde gewünscht hatte; alle diejenigen, welche, um sich wegen eines heimlichen Grolls zu rächen, niederträchtig genug dachten, so lange zu warten, bis ihre Feinde durch die Menge unterdrückt seyn würden, um sich alsdann unter den Haufen der Verfolger derselben zu mischen. Und, außer diesen, viele mittelmäßige Schriftsteller, welche, weit gieriger nach Schriftstellerruhm, als würdig denselben zu erhal-

ten, glaubten, sich dadurch berühmt zu machen, daß sie die Gottheit nunmehr lästerten, welcher sie vorher geräuchert hatten: viele vorgebliche Philosophen, welche kein anderes Recht kannten, als das Recht des Stärkern; keine anderen Grundsätze, als diejenigen, die ihre Leidenschaften ihnen vorschreiben; für welche nichts heilig war; und deren ganze Wissenschaft darinn bestand, den Gewissensbissen Trotz zu bieten. Alsobald hat man gesehen, daß Männer, welche wegen ihrer Undankbarkeit und wegen ihrer niedrigen Denkungsart berüchtigt waren a), und solche, die da Vermögen und Ehre verlohren hatten b), sich, beynahe in allen Theilen des Königreiches, an die Spitze des Volkes stellten; dessen wahre Vertheidiger verleumdeten; und sich mit einer Menge feiger Menschen vereinigten, die allezeit bereit sind, ihren Hals unter das Joch zu beugen, das ihnen vorgehalten wird, oder auch mit ehrgeitzigen Subalternen, welche der Hoffnung eine Rolle zu spielen, zu widerstehen nicht im Stande waren. Man hat gesehen, wie sie den unwissenden Haufen dahin rissen; und wie sie überall die größte Anzahl der Staatsbürger sich unterwarfen, weil sie der Freyheit der Stimmen Schranken gesetzt und sich aller Gewalt bemächtigt hatten. Rechtschaffene Leute, welche schon vorher über den Verfall ihres Jahrhunderts und ihres Vaterlandes seufzten, haben mit Entsetzen gesehen, wie groß die Anzahl verworfener Männer war, deren Heucheley die Revolution entlarvte. Die Anführer beyder Partheien mußten sich nothwendiger Weise derselben Mittel bedienen. Die Eine Parthie, sowohl als die andere, konnte ihren Endzweck nicht anders als durch eine verstellte Popularität

---

a) z. B. Orleans, Lameth. b) z. B. Mirabeau.

erreichen; das gewöhnliche Hülfsmittel Derjenigen, die zu tyrannisiren suchen. Die eine Parthie, sowohl als die andere, hatte ein gleich großes Interesse den Monarchen ohne Vertheidigung zu lassen; seine Armee zu zerstören; ein Militair zu schaffen, welches seinen Befehlen nicht unterworfen seyn würde; das wüthende Volk gegen alle diejenigen aufzuwiegeln, welche sich mit dem Throne verbanden; und die Ausgelassenheit zu begünstigen, unbekümmert, ob auch Frankreich mitten in der Anarchie umkomme! Eine dieser Parthieen wollte anfänglich das königliche Ansehen nicht ganz vernichten c). Man sucht dasjenige nicht zu vernichten, was man zu rauben wünscht. Aber, da ohne den Beyfall des großen Haufens nichts geschehen konnte: so sah sie sich genöthigt, an vorgeblichem Eifer für das Beste des Volkes, es der demokratischen Parthie gleich zu thun; und diese hat das, was jene that, zu nutzen gewußt. Nachher, als die erste Parthie gesehen hat, daß ihre Plane verunglückt waren, fand sie sich genöthigt, sich mit der demokratischen Parthie genauer zu vereinigen, und beyde Parthieen in eine einzige zu vermischen; den Schein der königlichen Gewalt zwar beyzubehalten, um das Volk zufrieden zu stellen; aber auch zugleich alles wegzureißen, worauf sich diese Gewalt gründet, damit sie niemals Macht genug erhalte, das Schwert der Gerechtigkeit nach ihren strafbaren Köpfen zu richten. Auf diese Weise kann man sich sehr natürlich das Betragen einiger Männer erklären, welche vormals unter die Unterdrücker des Volkes gerechnet wurden, und dasselbe mit beleidigender Insolenz verachteten, heutzutage aber die Grundsätze der alleruneingeschränktesten Demokratie ver-

c) Die Orleanssche Parthie.

theidigen d). Man fragt: was mag wohl ihre Absicht seyn? Was mögen sie wohl hoffen? Sie lebten in einem erhabenen Range; sie waren im Ueberflusse; ihre vormalige Aufführung läßt nicht erwarten, daß man sich vorstellen dürfe, sie seyen großmüthig genug, um von keinen andern Gesinnungen, als von dem Enthusiasmus für das gemeine Beste, geleitet zu werden. Was wollen sie denn? — Was sie wollen? Was sie zu erlangen hoffen? — Daß ihre sträflichen Kabalen unbestraft bleiben; dieses ist es, was sie wollen! Das, was ich so eben gesagt habe, gründe ich auf Thatsachen, welche jedermann bekannt sind, und deren Folgen auch nicht ein einziger Beobachter unbemerkt gelassen hat; ich gründe es, auf das, was Mirabeau im Monat Julius zu mir (M o u n i e r) sagte; auf die genaue Verbindung einer gewissen Anzahl von Menschen, welche alle, durch die Verdorbenheit ihrer Sitten und durch die Bosheit ihrer Gesinnungen, schon seit langer Zeit sich ausgezeichnet haben: ich gründe es, auf ein öffentliches Gerücht, welches so allgemein sich verbreitet hat, daß es unmöglich ist zu zweifeln, man werde die allerdeutlichsten Beweise desselben auffinden, sobald die öffentliche Freyheit gegründet seyn wird, und sobald die furchtsamen Männer, deren es eine große Anzahl giebt, unter dem Schutze des Gesetzes, werden die Wahrheit sagen dürfen. Ich gründe es, auf die entsetzlichen Pasquille, welche man, in so großer Menge, gegen die königliche Familie ausgestreut hat; auf die Ungereimtheiten, welche man, im Monate Julius 1789, mit so vieler Mühe zu Paris und in den Provinzen verbreitet hat, als man vermuthete, der Hof habe die Absicht, die Haupt-

d) Orleans.

stadt zu belagern, und dieselbe mit Feuer und Schwert zu erobern; als man dem Volke vorgab, man wolle die Mitglieder der Nationalversammlung ermorden; ja sogar man habe mit Schießpulver angefüllte Minen unter ihren Versammlungssaal gegraben. Ich gründe es, auf die Menge von Agenten, welche man, zu eben dieser Zeit, in alle Provinzen gesandt hat, um das Volk zu bewaffnen; demselben Furcht vor Feinden oder Räubern einzuflößen; es unter diesem Vorwande zu versammeln; durch untergeschobene Befehle des Königs, oder untergeschobene Beschlüsse der Versammlung zu betrügen; und es dann zum Plündern, zum Morden, zum Sengen und zum Brennen zu verleiten. Ich gründe das, was ich sage, darauf, daß alle diese Verbrechen ungestraft geblieben sind; auf den Schutz, welchen man ohne Scheu den Verbrechern gegeben hat; auf die willkührlichen Befehle, welche man an alle Tribunale gesandt hat, daß sie mit dem Laufe der Gerechtigkeit inne halten sollten. Endlich gründe ich dasjenige, was ich von der demokratischen Parthie gesagt habe, darauf, daß offenbar in der Nationalversammlung eine Parthie vorhanden gewesen ist, welche nicht hat zugeben wollen, daß die Beschlüsse durch ruhige Debatten, und durch freye Ueberzeugung des größten Theils der Mitglieder, entstehen sollten; sondern welche dieselbe durch Furcht hat erzwingen wollen; eine Parthie, welche einen geheimen Plan zum Angriffe des königlichen Ansehens hatte; welche, um diesen Plan durchzusetzen, über die Meynungen tyrannisirte, und die wichtigsten Beschlüsse, mitten unter dem drohenden Geschrey des Pöbels, fassen ließ. Es ist zuverläßig gewiß, daß Männer, welche von der Politik sehr wenig verstanden, und welche die Geschichte sehr wenig studirt hatten, aber welche die Kunst

kannten, das Volk zu betrügen, sich alle Vorfälle zu Nutzen gemacht haben. Man sah, im Monate Julius 1789, welchen Vortheil sie aus den Uebereilungen des Hofes zu ziehen wußten, und wie gut es ihnen gelang, durch Lügen ganz Frankreich zu bewaffnen; wie sie, im September 1789, den Pöbel zu Paris durch ein Wort aufwiegelten, welches derselbe nicht verstand, als man über die königliche Genehmigung sich berathschlagte; man hat gesehen, wie sie den Pöbel allmählig und stufenweise, zu Greuelthaten verleitet haben, von denen man nicht hätte erwarten sollen, daß sie, in unserem Jahrhunderte, Europens Jahrbücher beflecken würden. Nachdem einmal die Bande zerrissen waren, stand es nicht länger in ihrer Macht, das Volk zurück zu halten; denn ich glaube nicht, daß sie alle Verbrechen geleitet haben; aber ich sage, daß dasjenige, was am fünften und sechsten Oktober geschah, das Resultat eines Komplots gewesen sey." a)

Welch eine schöne, vortrefliche Stelle! Welch ein Aufschluß über die geheime Geschichte der französischen Revolution! Aber wer könnte auch besser diesen Aufschluß geben, als Mounier? Er, der erste Urheber der Revolution im Dauphine; er, der sich, zu wiederholtenmalen, aus Patriotismus und aus wahrer Freyheitsliebe, der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt hat; er, der am fünften und sechsten Oktober Präsident der Nationalversammlung war; er, dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit die Verschwornen nöthigte, seinen Namen auf den Proskriptionslisten oben an zu setzen; er, der die Nationalversammlung verließ, sobald er sah, daß er seinem Vaterlande nicht länger nützlich seyn konnte; er endlich,

a) Mounier appel. p. 59.

dessen ganzes Leben so rein und so tugendhaft ist, daß der bittere Haß aller seiner Feinde ihm weiter nichts als seine Armuth hat vorwerfen können! Welch ein Gewicht giebt nicht ein so vortreflicher Karakter seinen Behauptungen! und welch eine Revolution, wenn, wie nicht zu zweifeln ist, diese Behauptungen gegründet sind! Mit Thränen in den Augen haben mir vortrefliche Männer zu Paris (die aber damals, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen, nicht laut sprechen durften,) im Vertrauen eben das gesagt, was Mounier öffentlich zu sagen gewagt hat: und in ganz Frankreich war kein rechtschaffener, von dem Hergange der Sache unterrichteter Mann, welcher nicht eben so gedacht hätte, wie Mounier; obgleich damals, aus Furcht vor dem Pöbel, Niemand laut zu sprechen, und die Verbrecher zur Strafe zu ziehen wagte.

Die Nationalversammlung verlohr die Zeit mit unnützen Debatten über Kleinigkeiten. Viele Stunden wurden bloß allein mit Schimpfen und mit Lärmen hingebracht, ohne daß man bedacht hätte, wie kostbar die Zeit seye. Am dreyzehnten September 1789 sagte der Herzog de Montemart: die Nationalversammlung bedenke nicht, daß eine jede Stunde ihrer Sitzungen der Nation dreytausend Livres koste.

Die Mitglieder brachten aufgeschriebene, und vorher schon ausgearbeitete Reden, mit sich in die Versammlung. Diese Reden lasen sie auf der Rednerbühne ab. Hiedurch wurden die Debatten außerordentlich verlängert. Aus einer politischen Versammlung ward eine Rednerakademie, und aus den Debatten wurden Rednerübungen. Die Alten nannten solche Vorleser Rhetores, und verachteten Diejenigen, welche mit dergleichen, vorher ausgearbeiteten Reden, öffentlich auftraten. In dem engländischen

Parlamente darf keine Rede vorgelesen, und nichts aufgeschrieben werden. Auch in der Versammlung des Pohlnischen Reichstages darf keine Rede abgelesen werden.

Während der Abendsitzungen, welche nach geendigter Mahlzeit gehalten wurden, bemerkte man deutlich, in den Debatten, einen gänzlichen Mangel an Ueberlegung und an Kaltblütigkeit. Die berühmten Beschlüsse des vierten Augusts wurden in der Abendsitzung und während der Nacht gefaßt. Diese Beschlüsse waren, wo nicht (wie sich ein witziger Kopf ausdrückte) ein Werk der Finsterniß, doch auffallend genug die Folge einer guten Mahlzeit. Mehr als einmal wurde die Aufhebung der Abendsitzungen vorgeschlagen. Aber die Demagogen, welche auf diese Sitzungen sehr viel rechneten, widersetzten sich hartnäckig der Aufhebung derselben. Die vernünftigen Mitglieder der Versammlung stellten vor: es sey nicht genug viele Sitzungen zu halten, sondern es komme weit mehr darauf an, daß diese Sitzungen gut seyen; eine Berathschlagung von sieben Stunden täglich sey das Höchste, was die Kräfte des menschlichen Körpers und des menschlichen Geistes auszuhalten vermögen; es sey eben so nothwendig, zu denken, als zu sprechen; es sey Pflicht, daß man über nichts spreche, was man nicht verstehe; man könne aber nichts verstehen, als was man sich hinlänglich Mühe gegeben habe, zu untersuchen; es sey gut vorher zu überlegen, ehe man Beschlüsse fasse; die Versammlung solle weniger Gesetze, aber desto bessere Gesetze geben; es sey mehr als wahrscheinlich, daß Lykurg, und daß Solon zuweilen ihre Köpfe von der Anstrengung hätten ausruhen lassen; nur mittelmäßige Köpfe bedürften gar keiner Ruhe; keine gesetzgebende Versammlung in der Welt halte Sitzungen nach Tische; und es

sey schlechterdings unmöglich, daß die Mitglieder der Versammlung zu der Menge von Geschäften, welche man ihnen auflege, die nöthige Zeit finden könnten. Vergeblich stellten die vernünftigen Mitglieder der Nationalversammlung Alles dieses vor. Herr Barnave antwortete auf diese Vorstellungen am 14ten November 1789: Wenn keine Versammlung in Europa zwey Sitzungen täglich hält, so kommt dieses daher, weil keine dieser Versammlungen eine neue Konstitution zu stiften hat. — „Gerade aus dieser Ursache (antwortete ein Mitglied der Versammlung) brauchen wir Zeit zum Untersuchen, zum Nachdenken und zum Ueberlegen. Auf einem noch so ungebahnten Wege muß man seine Schritte genau abmessen, wenn man nicht jeden Augenblick straucheln will.“ Dieser Bemerkung ungeachtet, beschloß damals die Nationalversammlung, durch 325 Stimmen gegen 136, daß die Abendsitzungen dreymal die Woche Statt haben sollten.

Um sich ein desto grösseres Ansehen zu geben, sprachen diejenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche auf der linken Seite des Präsidenten saßen, mit grosser Uebertreibung von den Mißbräuchen der vorigen Regierung. Unstreitig (sagt Necker) a) war der Mißbräuche eine große Anzahl. Die Unordnung war groß, eine Menge von Gesetzen bedurfte der Verbesserung; viele nützliche, viele nothwendige Gesetze fehlten ganz. Man sah überall die Nothwendigkeit einer Veränderung, und gerade aus dieser Ursache entschloß sich der König, die Stellvertreter der Nation zusammen zu berufen, damit Er durch dieselben in dieser grossen Arbeit unterstützt werden möchte. Aber, ob ich gleich dieses zugebe, so finde

a) Necker sur son administration. p. 166.

ich nichts desto weniger die Schilderungen, welche man in der Versammlung von dem vormaligen Zustande des Reiches gemacht hat, unvernünftig und übertrieben. Wenn man diese Redner der Versammlung anhört, so sollte man glauben, dieselbe sey berufen, um ein wildes Land zu zähmen; um ein unangebautes Erdreich fruchtbar zu machen; um ein noch unbekanntes Reich und eine unberühmte Nation aus der Dunkelheit, in welcher sich dieselbe befindet, heraus zu ziehen. Jedoch, wenn ich meine Blicke rückwärts wende; wenn ich jenes Frankreich betrachte, welches man aus den Beschreibungen, die jetzo von demselben gemacht werden, kaum erkennt, so sehe ich eine Wohlfahrt, die man sich nicht leicht grösser denken kann. Ich sehe, daß die Bevölkerung jährlich beträchtlich zugenommen hat; und daß diese Bevölkerung noch vor kurzem mehr, als 26 Millionen Seelen ausmachte. Ich sehe ein Erdreich, über welches beynahe überall die Reichthümer der Natur verbreitet sind; ich sehe 10,000 Stunden schöner Landstrassen unser Reich auf mannigfaltige Weise durchschneiden und alle Theile desselben unter einander verbinden. Ein Kanal vereinigt den Ocean mit der Mittelländischen See, und die verschiedenen Arbeiten, welche zum Zwecke haben, alle unsere grossen Flüsse unter einander zu verbinden, sind schon sehr weit vorgerückt. Ich habe noch überdies, Frankreich in dem Besitze der Hälfte alles des baaren Geldes gesehen, welches in ganz Europa zirkulirt. Ich habe gesehen, wie Frankreich einen Theil der Schätze erhält, welche jährlich aus Asien und Amerika kommen; wie sein Antheil dem Antheile aller aus den übrigen Nationen gleich war; und wie es diesen Antheil gegen die mannigfaltigen Produkte seines gesegneten Landes ein-

tauschte; gegen die kostbaren Lebensmittel, welche Frankreich dem sorgfältigen Anbau seiner Kolonien verdankt; wie es einen Theil dieses Geldes, als Belohnung seines betriebsamen Handels, und als Bezahlung für die Arbeiten seiner zahlreichen Manufakturen erhielt. Ich habe gesehen, daß Frankreich noch überdies es allen andern Ländern zuvor that; daß es, in Rücksicht auf Wissenschaften, auf Künste und auf Gelehrsamkeit blos allein mit England um den Rang stritt; und daß man ihm überall den Vorzug der Fähigkeiten des Geistes und des Genies zugestand. Ich habe gesehen, welch eine Menge von Ausländern nach Frankreich kamen, Einwohner aller fremden Länder, wie sie sich zudrängten, um des glücklichen Himmelsstriches; der Sicherheit, welche eine wohlgeordnete bürgerliche Einrichtung verschaffte; und aller der Annehmlichkeiten zu genießen, welche die vormalige Sanftheit der Sitten eines gefühlvollen und liebenswürdigen Volkes, über das gesellschaftliche Leben verbreitete. Das Glück und der Ruhm Frankreichs, sein Wohlstand und seine Siege haben schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit, und zuweilen die Eifersucht des übrigen Europa auf sich gezogen."

Die Stimmen waren in der Nationalversammlung so wenig frey, daß schon am 17ten Junius 1789 der Abbe Sieyes ein Verzeichniß herumgehen ließ, auf welchem die Namen aller derjenigen standen, die seiner Meynung nicht beygestimmt hatten, und auf welchem sie alle als Verräther des Vaterlandes vorgestellt wurden. a)

Anfänglich fragte man ein Mitglied nach dem andern um seine Meynung. Eine vortrefliche Methode, welche

a) Mounier exposé. p. 7.

in dem Senate einer Republik von jeher angenommen worden ist. Die Nationalversammlung war aber zu ungeduldig; sie fand diese Art zu votiren viel zu langweilig. Eine kleine Anzahl von Advokaten und von Rednern bemächtigte sich nunmehr des Rednerstuhles. Diese sprachen immerfort; sie sprachen über alle Gegenstände, und von den bescheidenen Mitgliedern konnte Niemand mehr zum Worte kommen. Alle die Mitglieder der Versammlung, welche, obgleich sehr aufgeklärt, dennoch des öffentlichen Redens nicht gewohnt waren, haben es nachher nicht gewagt, eine einfache aber wesentliche Bemerkung mitzutheilen. Sie waren vielleicht einmal von einem der ewigen Redner lächerlich gemacht, oder mit Verachtung zurückgewiesen worden, und nun erlaubte ihnen ihre Bescheidenheit nicht mehr zu sprechen. So zieht sich die Mimosa, bey der geringsten Berührung, bescheiden in sich selbst zurück, während die Balsamine bey der Berührung mit großem Geräusche ihren unnützen Saamen weit um sich her streut.

Der Uebereilung in den Berathschlagungen suchte man dadurch einigermassen zuvor zu kommen, daß man sich vornahm, über einen jeden wichtigen Gegenstand drey Tage lang zu debattiren. Aber die französische Flüchtigkeit war zu ungeduldig, um eine so kluge Maasregel lange zu befolgen. Die Versammlung hielt ihren Vorsatz nicht, und, statt über wichtige Gegenstände drey Tage lang zu debattiren, entschied dieselbe oft die allerwichtigsten Gegenstände durch Akklamation, ohne alle Berathschlagung, wie z. B. die Abschaffung des Feudalsystems, die Bestimmung der Zivilliste des Königs, die Abschaffung der adelichen Titel u. s. w.a) In allem, was die konstituirende

a) On travaille dans l'ombre, et pendant des mois

Versammlung gethan hat, ist der heftige, eigensinnige, süchtige, scherzende, übereilte, eingebildete, eitle und unüberlegte Karakter der französischen Nation sichtbar genug. Man wollte nicht überzeugen, sondern blos allein schöne Reden halten, um von den Zuhörern beklatscht zu werden. Der Redner suchte nicht die Wahrheit, sondern es berechnete derselbe blos allein die Wirkung, welche seine Rede in den Zeitungen abgedruckt, hervorbringen müßte; er genoß im Voraus der Bewunderung von ganz Europa, welche er, vermöge derselben, zu erhalten hoffte.

Wenige Sitzungen giengen vorbey, in denen nicht eines oder das andere Mitglied ausgerufen hätte: „Ganz Europa richtet die Augen auf uns! Ganz Europa erwartet begierig und ungeduldig unsere Beschlüsse! a) Aus diesem Grunde that man nicht Dasjenige, was man für die Nation am besten und am zuträglichsten hielt; aus diesem Grunde wollte man von keiner andern Nation irgend eine nützliche und durch Erfahrung bewährte Einrichtung borgen, sondern die Versammlung that nur dasjenige, was Aufsehen erregen konnte; und sie suchte in Allem ihren eigenen Weg zu gehen, gesetzt auch, daß derselbe geradezu das Reich zum Verderben führen sollte. b)

---

entiers, des projets désastreux; on en prépare le succès par des coalitions perfides et on ne laisse que des minutes pour y répondre. Bergasse protestation.

a) Toutes les nations de l'Europe ont les yeux fixés sur cette auguste assemblée! Elles attendent avec impatience le signal de la liberté, que vous allez leur donner!

b) On a montré de bonne heure le plus grand éloignement pour toutes les dispositions dont le prémier mot étoit donné par d'autres nations; et

Die gröste Anzahl der Mitglieder war gerecht; sie suchten aufrichtig das Wahre und das Gute; sie glaubten, es gefunden zu haben, während sie sich sehr weit davon entfernten; sie bedaurten zuweilen, daß sie nicht gerecht und gut handeln durften; und allemal handelten sie gerecht, wenn sich ihnen Niemand widersetzte. a)

Oft wurde der Lärm während der Sitzungen so groß, und das Geschrey wurde so laut, daß der Präsident der Versammlung, ungeachtet er mit einer grossen Glocke, welche er in der Hand hielt, anhaltend fort klingelte, um Stillschweigen zu erhalten, dennoch seinen Zweck zu erreichen nicht vermögend war. In solchen stürmischen Zeiten glich die Versammlung den lärmenden Winden, welche Aeolus im Zaume hält. Eben so hielt auch der Präsident, wenn der Lärm allzu groß ward, die Mitglieder in Ordnung.

Celsa sedet Praesidens arce,
Sceptra tenens, mollitque animos, et temperat iras.

Die konstituirende Nationalversammlung bestand aus 1200 Mitgliedern, von denen jedes täglich 18 Livres, folglich jährlich 6,570 Livres erhielt. Jeder Tag kostete der Nation 21,600 Livres; jede Stunde der Sitzungen ungefähr 900 Livres. Die Ausgaben, welche die Aus-

l'on ne peut se le dissimuler, la crainte de limitation, la peur des exemples, ont regné constamment dans l'Assemblée nationale, et la passion des nouveautés y a paru trop dominante, pour être absolument exempte de foiblesse. Cette passion cependant, dans un monde si vieux, est quelquefois un sentiment dangereux. Necker sur son administration. p. 277.

a) Mémoires de Lally-Tolendal, p. 95.

schüsse für Sekretairs, und für andere Arbeiter und Schreiber erforderten, betrugen monatlich 720,000 Livres, jährlich 8,640,000 Livres. Die 22 Ausschüsse der Versammlung hatten 198 Sekretäre und Schreiber. Das Papier kostete monatlich 5,872 Livres. Das Heitzen des Versammlungssaales erforderte jeden Winter gegen 800 Klafter Holz, welche ungefähr 20,000 Livres kosteten. Ein jeder Beschluß der Nationalversammlung kostete für den Druck und für die Versendung nach den Provinzen 100,000 Livres. Jedes Mitglied erhielt seine Briefe postfrey und versandte dieselben eben so. Durch einen Mißbrauch dieses Vorrechtes nahmen die Einkünfte des Postamtes in dem ersten Jahre um 800,000 Livres ab, und die Auslagen nahmen um 200,000 Livres zu: folglich hatte das Postamt in dem ersten Jahre einen Verlust von einer Million Livres.

Die Nationalversammlung bestand aus dem Präsidenten, aus sechs Sekretären und aus den übrigen Mitgliedern. Der Präsident, nebst den Sekretären wurde alle 14 Tage durch Mehrheit der Stimmen, vermöge des Skrütiniums, neu gewählt. Hatten zwey Mitglieder eine gleiche Anzahl von Stimmen, so war der älteste gewählt. Alle, die Nationalversammlung betreffenden Briefe, an den Präsidenten addressirt, mußten während der Sitzung der Versammlung geöffnet werden. War der Präsident abwesend, so nahm sein Vorweser dessen Platz ein. Das Verzeichniß der Gegenstände, über welche in der nächstfolgenden Sitzung debattirt werden sollte, wurde allemal vorher auf einer Tafel in dem Versammlungszimmer aufgehängt. Die Sitzungen fiengen um 9 Uhr des Vormittags und um 5 Uhr des Nachmittags an, und sie konnten nicht angefangen werden, ehe nicht 200 Mitglieder ge-

genwärtig waren. Jede Sitzung wurde damit angefangen, daß einer von den Sekretären die Verhandlungen der letzten Sitzung vorlas. Sobald die Sitzung angefangen hatte, mußten alle Mitglieder sich niedersetzen. Der Präsident setzte sich in der Mitte des Saales dem Rednerstuhle gegen über, auf einen etwas erhöhten Lehnstuhl. Er hatte eine große Glocke in der Hand, und diese läutete er, so oft er Stillschweigen zu gebieten für nöthig hielt. Diejenigen, die da kamen, um Bittschriften vorzulegen, mußten sich vor die Schranken stellen. In den Versammlungssaal durfte Niemand kommen, als die Mitglieder. Kein Mitglied durfte sprechen, wenn es nicht vorher von dem Präsidenten das Wort verlangt und erhalten hatte. Wer da sprach, der mußte von seinem Sitze aufstehen. Standen mehrere Mitglieder zu gleicher Zeit von ihren Sitzen auf, so gab der Präsident demjenigen Mitgliede das Wort, welches zuerst aufgestanden war. Entfernte sich der Sprechende in seiner Rede von dem Gegenstande, worüber berathschlagt wurde, so rief der Präsident demselben zu: „die Frage! die Frage!" Sagte der Sprechende etwas Unschickliches gegen die Versammlung, oder gegen einzelne Mitglieder derselben, so rief der Präsident: „zur Ordnung!" That der Präsident dieses nicht, so konnte ein jedes anderes Mitglied es thun. Der Präsident durfte niemals über die Frage, über welche debattirt wurde, selbst sprechen, sondern blos allein über die Art zu verfahren. Ein jeder Vorschlag zu einem Beschlusse hieß eine Motion. Ein solcher Vorschlag mußte erst mündlich vorgetragen, und nachher schriftlich auf den Tisch der Sekretärs niedergelegt werden. Wenn der Vorschlag nicht von zwey Mitgliedern der Versammlung unterstützt wurde, so ward über denselben nicht de-

battirt. Zufolge einer Verordnung, von welcher man aber unzähligemal abwich, sollte der Beschluß der Versammlung: ob der Vorschlag anzunehmen, oder zu verwerfen sey, niemals an demselben Tage gefaßt werden, an welchem der Vorschlag geschehen war.

Ehe die Auseinandersetzung, die Diskussion des Vorschlages anfieng, fragte der Präsident bey der Versammlung an: ob über denselben zu berathschlagen sey, oder nicht? Hatte die Auseinandersetzung des Vorschlages, die Debatten über denselben, einmal angefangen, so durfte derselbe nicht weiter verändert werden. Wichtige Vorschläge mußten gedruckt, und ein Exemplar an ein jedes Mitglied der Versammlung ausgetheilt werden. Diejenigen Mitglieder, welche über den Vorschlag sprechen wollten, meldeten sich bey dem Präsidenten, ließen ihre Namen aufschreiben und sprachen nachher in eben der Ordnung, in welcher ihre Namen aufgeschrieben waren. Niemand, selbst der Urheber des Vorschlages nicht, durfte über einen Vorschlag mehr, als zweymal sprechen, und zum zweytenmale durfte Niemand sprechen, so lange nicht alle Diejenigen, welche ihre Namen hatten aufschreiben lassen, gesprochen hatten. Während man über einen Vorschlag sich berathschlagte, durfte kein neuer Vorschlag gemacht werden: es hätte denn derselbe entweder einen Zusatz, oder die Rückweisung an irgend einen Ausschuß, oder eine Bitte um Aufschub betroffen. Ueber jeden Zusatz zu dem Vorschlage mußte vor dem Vorschlage, und über jeden Superzusatz mußte vor dem Zusatze berathschlagt werden. Nach geendigter Diskussion las der Urheber eines Vorschlages denselben in Form einer Frage vor, und die Versammlung entschied durch Ja und durch Nein. War die Frage nicht recht aufgesetzt, so stand es einem

jeden Mitgliede frey, seine Bemerkungen über die Art, wie die Frage zu setzen sey, der Versammlung mitzutheilen. Eine Frage, über welche die Debatten geendigt waren, sowohl als ein Gesetz, welches einmal von der Versammlung gegeben worden war, durfte nicht noch einmal vorgeschlagen werden. Bittschriften und Zuschriften an die Versammlung wurden von den Abgesandten vor den Schranken der Versammlung vorgelesen.

---

# Siebentes Buch.

## Geschichte der Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie.

Plan des Mirabeau und Orleans. Anstalten zu der Ausführung desselben. Ein Königsmörder wird entdeckt. Die vormaligen Französischen Gardisten werden aufgewiegelt. Sie empören sich gegen la Fayette. Destaing versammelt zu Versailles die Offiziere der Bürgermiliz. Ankunft des Regiments Flandern zu Versailles. Die Soldaten dieses Regiments werden verführt. Gastmahl der Gardes du Korps. Ausgelassenheit der Soldaten. Hofdamen theilen weisse Kokarden aus. Künstliche Hungersnoth zu Paris. Die Verschwornen wiegeln zu Paris den Pöbel auf. Warum die grossen Streiche vorzüglich am Montage ausgeführt wurden. Warum die Weiber den Zug anführen mußten. Volksrednerinnen im Palais Royal. Der Präsident der Nationalversammlung überreicht dem Könige, zur Genehmigung, die beschlossenen Artikel der Konstitution. Antwort des Königs. Debatten in der Versammlung über diese Antwort. Schreckliche Aeusserung des Herzogs von Chartres. Die Weiber versammeln sich zu Paris. Sie stürmen das Rathhaus. Gefahr, in welcher sich der Abbe Lefebure befand. Maillard wirft sich zum Anführer der Weiber auf. Gewaltthätigkeiten dieser Weiber. Sie ziehen durch die Thuillerien. Gefecht mit dem wachthabenden Schweitzer. Maillard beredet die Weiber, sich zu entwaffnen. Zug nach Versailles. Ankunft zu Chaillot; zu Sevres. Gewaltthätigkeiten der Weiber. Freche Reden derselben. Männer in Weiberkleidern. Lästerungen der Weiber. Berathschlagungen der gedungenen Königsmörder. Gewaltthätigkeiten, welche die Weiber zu Viroflay an einigen Reutern verübten. Ankunft der Weiber zu Versailles. Sie verführen die Soldaten und verfolgen

die Gardes du Korps. Herr de Savonnieres wird verwundet. Der König befindet sich auf der Jagd. Er kommt nach Versailles zurück. Nationalversammlung. Unterredung zwischen Mirabeau und Mounier. Die Weiber erscheinen vor den Schranken der Versammlung. Maillards Rede. Gesandtschaft der Versammlung an den König. Abgesandte Weiber. Unterredung derselben mit dem Herrn de St. Priest. Unverschämte Rede des Maillard in der Versammlung. Lästerungen und Drohungen, welche die Weiber gegen die königliche Familie ausstießen. Mirabeau und Barnave. Schändliches Betragen des Herzogs von Orleans. Die Gardes du Korps. Die Bürgermiliz von Versailles. Destaing. Anstalten zu der Flucht des Königs. Der König weigert sich zu fliehen. Heldenmuth der Königin. Mademoiselle Theroigne de Mericourt. Mirabeau wiegelt die Soldaten auf. Ausgelassenheit und Frevelthaten des Pöbels. Betrachtungen über die bey einem Aufruhr zu nehmenden Maasregeln. Unterhandlungen des Herrn le Cointre mit den Meuchelmördern. Die Meuchelmörder nähren sich von gebratenem Pferdefleisch. Herr Mounier auf dem Schloße. Er bringt die erzwungene Genehmigung des Königs nach der Versammlung. Ein Theil der Weiber kehrt nach Paris zurück und wird daselbst sehr gut aufgenommen. Es versammelt sich zu Paris die Bürgermiliz auf dem Greveplatze. La Fayette wird genöthigt, seine Truppen nach Versailles zu führen. Abzug der Miliz von Paris. Ankunft derselben zu Versailles. Unterredung des Herrn la Fayette mit dem Könige. Unterredung des Herrn Gouvion mit dem Herrn Chauchard. Destaings unbesonnenes Betragen. Die Nacht vom fünften zum sechsten Oktober. Der Morgen des sechsten Oktobers. Ermordung der Gardes du Korps. Gefahr, in welcher sich die Königin nebst dem Könige befand. Gefecht des Herrn Durepaire mit seinen Mördern. Schreckliche Grausamkeit des Pariser Pöbels. Der Kopfabhauer. Herr Miomandre rettet das Leben der Königin. Neue Verfolgung der Gardes du Korps. La Fayette erscheint. Der König bittet um Pardon für seine Leibwache. Erhabener

But since the condition of the greatest men upon earth is subject to such fatal catastrophes, as that was, which this day brings to mind, I cannot but lament the unhappy fate of those Princes, who are born in purple and bred in luxury, incompassed with flatterers, and so intoxicated with the gaudy ornaments of power, as to forget the end for which they were elewated and made Gods upon earth.

Stephens's Sermon before the Commons. Jan. 30. 1699.

Die Begebenheiten, welche an den traurigen Tagen vorfielen, deren Geschichte ich nunmehr beschreiben werde, waren nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben, das Werk des Augenblicks, oder der Ausbruch einer plötzlichen Wuth des Volkes: sie waren vielmehr schon seit langer Zeit vorbereitet. Es war der seit langer Zeit, durch Kabalen, Intrigen, Bestechungen und demagogische Künste vorbereitete Ausbruch eines Komplotts, einer Verschwörung. Es gehörte unglaubliche Mühe und lange Zeit dazu, um ein Volk, dessen Anhänglichkeit an seine Monarchen; dessen Liebe, Treue und Ergebenheit gegen dieselben, Nationalkarakter war, dahin zu bringen, daß es dieselben ermorden wollte. Es gehörte viel Zeit dazu, um eine Rotte von Mördern zu werben und zu bewaffnen; um den Abschaum der Nation gegen den Thron zu bewaffnen; gegen einen guten, gerechten und liebenswürdigen Fürsten, gegen seine Gemahlinn, gegen

seine Kinder und gegen seinen Bruder zu bewaffnen. Nur Menschen, wie Mirabeau und Orleans, waren fähig, eine so ungeheuere Greuelthat zu unternehmen. Aber Frankreichs mächtiger Genius wachte über dem Leben dieser geheiligten Personen, und der Streich mißlang.

Da der Herzog von Orleans, alles Bittens, alles Zuredens, und aller Vorstellungen seiner Mitverschwornen ungeachtet, wegen der Feigherzigkeit und Furchtsamkeit seines Karakters, zu keinem dezisifen Schritte zu bewegen war: so schlug Mirabeau ihm vor, er möchte wenigstens sein Geld aufopfern, wenn er seine Person keiner Gefahr aussetzen wolle. Ein Königreich, sagte Mirabeau, sey doch wohl einiger Millionen Livres werth; und wenn er erst auf dem Thron sitze, so könne er sich dann ohnehin selbst wieder bezahlt machen. Orleans willigte ein, und nun eröffnete ihm Mirabeau seinen abscheulichen Plan, welcher darin bestand, zwey bis dreyhundert Meuchelmörder zu dingen, die während eines künstlichen Volksaufruhrs, welchen man erregen wollte, den König, die Königinn, den Dauphin, und den Grafen von Provence ermorden sollten. Wäre dieses geschehen, so sollte die Nationalversammlung den Grafen von Artois für einen Flüchtling und Verbrecher erklären, denselben mit seinen Kindern aus Frankreich verbannen, und den Orleans mit dem Titel: Ludwig der Siebzehnte, Wiederhersteller der Freyheit, auf den französischen Thron setzen. Für sich verlangte Mirabeau, zur Belohnung für seine Dienste, die Stelle eines Prinzipalministers. Orleans gab dem Plane seinen ganzen Beyfall. Es wurde derselbe den übrigen Mitverschwornen vorgelegt, und auch diese billigten ihn. Sie setzten sogar noch hinzu, durch die Ausführung dieses Plans werde die Re-

volution auf immer befestigt seyn; denn nach einem solchen Schritte würde es selbst der Nation unmöglich werden, wiederum zurück zu treten.

Nun wurden also die Anstalten getroffen, um einen Plan auszuführen, der in den Jahrbüchern der Menschheit Einzig ist und bleiben wird, und der an Abscheulichkeit Alles übertrifft, was sich denken oder vorstellen läßt. Der Herzog machte in Holland ein Anlehen von sechs bis sieben Millionen Livres a), Mirabeau verschrieb Dolche von Marseille b); er ließ durch gedungene Schriftsteller, in Prose und in Versen, eine Menge der abscheulichsten Pasquille gegen die Königinn und gegen die königliche Familie schreiben, und dieselben unter das Volk austheilen c). Der Herzog miethete ein eigenes Haus zwischen Versailles und Paris, wo die Verschwornen ihre Zusammenkünfte hielten d), Mirabeaus vertrauter Freund, der

a) Des membres du Comité de Police ont dit, que le jeudi, premier Octobre il étoit arrivé de Hollande une somme de six à sept Millions, lesquels étoient destinés à payer le peuple pour l'exciter au soulevement. Témoin 35.

b) Témoin 1. 8.

c) Témoin 1. Dépose, que le Comte de Mirabeau est intimément lié avec une prodigieuse quantité d'individus, dont plusieurs taris et flétris, et d'autres étrangers fugitifs de leur patrie; qu'il est surtout enveloppé d'une société nombreuse de Genevois, qui lui font la plupart de ses addresses, motions et discours à l'Assemblée nationale.

d) Témoin 1. Dépose, que le Duc d'Orleans avoit loué la maison de Boulainvilliers à Passy, et que depuis un mois cette maison étoit le ren-

genwärtig waren. Jede Sitzung wurde damit angefangen, daß einer von den Sekretären die Verhandlungen der letzten Sitzung vorlas. Sobald die Sitzung angefangen hatte, mußten alle Mitglieder sich niedersetzen. Der Präsident setzte sich in der Mitte des Saales dem Rednerstuhle gegen über, auf einen etwas erhöhten Lehnstuhl. Er hatte eine große Glocke in der Hand, und diese läutete er, so oft er Stillschweigen zu gebieten für nöthig hielt. Diejenigen, die da kamen, um Bittschriften vorzulegen, mußten sich vor die Schranken stellen. In den Versammlungssaal durfte Niemand kommen, als die Mitglieder. Kein Mitglied durfte sprechen, wenn es nicht vorher von dem Präsidenten das Wort verlangt und erhalten hatte. Wer da sprach, der mußte von seinem Sitze aufstehen. Standen mehrere Mitglieder zu gleicher Zeit von ihren Sitzen auf, so gab der Präsident demjenigen Mitgliede das Wort, welches zuerst aufgestanden war. Entfernte sich der Sprechende in seiner Rede von dem Gegenstande, worüber berathschlagt wurde, so rief der Präsident demselben zu: „die Frage! die Frage!“ Sagte der Sprechende etwas Unschickliches gegen die Versammlung, oder gegen einzelne Mitglieder derselben, so rief der Präsident: „zur Ordnung!“ That der Präsident dieses nicht, so konnte ein jedes anderes Mitglied es thun. Der Präsident durfte niemals über die Frage, über welche debattirt wurde, selbst sprechen, sondern blos allein über die Art zu verfahren. Ein jeder Vorschlag zu einem Beschlusse hieß eine Motion. Ein solcher Vorschlag mußte erst mündlich vorgetragen, und nachher schriftlich auf den Tisch der Sekretärs niedergelegt werden. Wenn der Vorschlag nicht von zwey Mitgliedern der Versammlung unterstützt wurde, so ward über denselben nicht de-

battirt. Zufolge einer Verordnung, von welcher man aber unzähligemal abwich, sollte der Beschluß der Versammlung: ob der Vorschlag anzunehmen, oder zu verwerfen sey, niemals an demselben Tage gefaßt werden, an welchem der Vorschlag geschehen war.

Ehe die Auseinandersetzung, die Diskussion des Vorschlages anfieng, fragte der Präsident bey der Versammlung an: ob über denselben zu berathschlagen sey, oder nicht? Hatte die Auseinandersetzung des Vorschlages, die Debatten über denselben, einmal angefangen, so durfte derselbe nicht weiter verändert werden. Wichtige Vorschläge mußten gedruckt, und ein Exemplar an ein jedes Mitglied der Versammlung ausgetheilt werden. Diejenigen Mitglieder, welche über den Vorschlag sprechen wollten, meldeten sich bey dem Präsidenten, ließen ihre Namen aufschreiben und sprachen nachher in eben der Ordnung, in welcher ihre Namen aufgeschrieben waren. Niemand, selbst der Urheber des Vorschlages nicht, durfte über einen Vorschlag mehr, als zweymal sprechen, und zum zweytenmale durfte Niemand sprechen, so lange nicht alle Diejenigen, welche ihre Namen hatten aufschreiben lassen, gesprochen hatten. Während man über einen Vorschlag sich berathschlagte, durfte kein neuer Vorschlag gemacht werden: es hätte denn derselbe entweder einen Zusatz, oder die Rückweisung an irgend einen Ausschuß, oder eine Bitte um Aufschub betroffen. Ueber jeden Zusatz zu dem Vorschlage mußte vor dem Vorschlage, und über jeden Superzusatz mußte vor dem Zusatze berathschlagt werden. Nach geendigter Diskussion las der Urheber eines Vorschlages denselben in Form einer Frage vor, und die Versammlung entschied durch Ja und durch Nein. War die Frage nicht recht aufgesetzt, so stand es einem

sen war, antwortete er: „Was soll ich machen? ich bin engagirt a).“

Paris, Versailles und auch die Provinzen, waren also schon auf eine grosse, ausserordentliche Begebenheit vorbereitet; aber nur die Verschwornen wußten, von welcher Art diese Begebenheit seyn sollte. Indessen ereignete sich ein Vorfall, durch welchen beynahe das ganze Geheimniß der Verschwornen vor der Zeit wäre verrathen worden. Gegen die Mitte des Septembers gieng ein Bedienter, Namens Blangez, zu Versailles, mit einigen Freunden in ein Wirthshaus, und trank sich lustig. Als er singend bey anbrechender Nacht wieder auf dem Wege nach Hause begriffen war, redete ihn ein junger, sehr gut gekleideter Mann an, und wünschte ihm Glück dazu, daß er so vergnügt sey. „Ich singe zwar,“ antwortete der Bediente, „aber deswegen bin ich doch nicht vergnügt; es geht mir nahe, daß mein Vaterland so sehr leidet, und ich habe gehört, die Königinn sey Schuld daran.“ Hierauf bat ihn der Fremde, zu sagen, was er denn eigentlich über die Königinn zu klagen hätte? Der Bediente, vom Weine erhitzt, sprach sehr heftig gegen die Monarchinn, und sagte endlich: er würde sich glücklich schätzen, wenn er sein Vaterland von ihr befreyen könnte. Der Fremde wünschte ihm Glück wegen seiner edlen Gesinnungen, und wegen seines grossen Patriotismus; nahm ihn beyseite in eine Ecke der Strasse; bot ihm einen grossen, mit Gold und Silber gefüllten Beutel an; und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er die That werde ausgeführt haben. Der Unbe-

a) Témoin I. Que voulez-vous, Madame? je suis engagé.

# Siebentes Buch.

## Geschichte der Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie.

Plan des Mirabeau und Orleans. Anstalten zu der Ausführung desselben. Ein Königsmörder wird entdeckt. Die vormaligen Französischen Gardisten werden aufgewiegelt. Sie empören sich gegen la Fayette. Destaing versammelt zu Versailles die Offiziere der Bürgermiliz. Ankunft des Regiments Flandern zu Versailles. Die Soldaten dieses Regiments werden verführt. Gastmahl der Gardes du Korps. Ausgelassenheit der Soldaten. Hofdamen theilen weisse Kokarden aus. Künstliche Hungersnoth zu Paris. Die Verschwornen wiegeln zu Paris den Pöbel auf. Warum die grossen Streiche vorzüglich am Montage ausgeführt wurden. Warum die Weiber den Zug anführen mußten. Volksrednerinnen im Palais Royal. Der Präsident der Nationalversammlung überreicht dem Könige, zur Genehmigung, die beschlossenen Artikel der Konstitution. Antwort des Königs. Debatten in der Versammlung über diese Antwort. Schreckliche Aeusserung des Herzogs von Chartres. Die Weiber versammeln sich zu Paris. Sie stürmen das Rathhaus. Gefahr, in welcher sich der Abbe Lefebure befand. Maillard wirft sich zum Anführer der Weiber auf. Gewaltthätigkeiten dieser Weiber. Sie ziehen durch die Thuillerien. Gefecht mit dem wachthabenden Schweitzer. Maillard beredet die Weiber, sich zu entwaffnen. Zug nach Versailles. Ankunft zu Chaillot; zu Sevres. Gewaltthätigkeiten der Weiber. Freche Reden derselben. Männer in Weiberkleidern. Lästerungen der Weiber. Berathschlagungen der gedungenen Königsmörder. Gewaltthätigkeiten, welche die Weiber zu Viroslav an einigen Rentern verübten. Ankunft der Weiber zu Versailles. Sie verführen die Soldaten und verfolgen

But since the condition of the greatest men upon earth is subject to such fatal catastrophes, as that was, which this day brings to mind, I cannot but lament the unhappy fate of those Princes, who are born in purple and bred in luxury, incompassed with flatterers, and so intoxicated with the gaudy ornaments of power, as to forget the end for which they were elewated and made Gods upon earth.

Stephens's Sermon before the Commons. Jan. 30. 1699.

---

Die Begebenheiten, welche an den traurigen Tagen vorfielen, deren Geschichte ich nunmehr beschreiben werde, waren nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben, das Werk des Augenblicks, oder der Ausbruch einer plötzlichen Wuth des Volkes: sie waren vielmehr schon seit langer Zeit vorbereitet. Es war der seit langer Zeit, durch Kabalen, Intrigen, Bestechungen und demagogische Künste vorbereitete Ausbruch eines Komplotts, einer Verschwörung. Es gehörte unglaubliche Mühe und lange Zeit dazu, um ein Volk, dessen Anhänglichkeit an seine Monarchen; dessen Liebe, Treue und Ergebenheit gegen dieselben, Nationalkarakter war, dahin zu bringen, das es dieselben ermorden wollte. Es gehörte viel Zeit dazu, um eine Rotte von Mördern zu werben und zu bewaffnen; um den Abschaum der Nation gegen den Thron zu bewaffnen; gegen einen guten, gerechten und liebenswürdigen Fürsten, gegen seine Gemahlinn, gegen

Destaing begab sich zum Könige, und bat ihn darum. Aber der König befand sich in einer doppelten Verlegenheit; denn erstens war in seiner ganzen Armee kein Regiment, auf welches er sich verlassen konnte, und zweytens war dem Könige die Macht genommen, Soldaten nach Versailles marschiren zu lassen. Er durfte einen solchen Befehl nicht eher geben, als bis er dazu die Einwilligung und die Erlaubniß des Bürgerrathes von Versailles erhalten hatte a). Destaing schlug vor, das Regiment Flandern zu berufen, als das einzige, welches sich bisher noch treu bewiesen hätte. Die Erlaubniß des Bürgerrathes, der Nationalmiliz, und der Nationalversammlung, (denn alle diese mußten erst Erlaubniß geben) übernahm er selbst auszuwirken.

Am 17ten September versammelte Destaing, als Kommandant der Bürgermiliz, alle Oberoffiziere dieser Miliz, ließ sie den Eid der Verschwiegenheit schwören, und las ihnen den Brief des Herrn la Fayette vor, in welchem dieser meldete, er könne die vormalige französische Leibgarde, welche jetzo unter seinen Befehlen zu Paris die besoldete Bürgermiliz ausmache, nicht länger zurückhalten; sie verlange nach Versailles zu marschiren, und daselbst ihren vorigen Posten, als Leibwache des Königs, wiederum einzunehmen. „Der König," sagte Herr Destaing, „ist hierüber sehr unruhig, und die Nationalversammlung sowohl, als die königliche Familie, befinden sich in der augenscheinlichsten Gefahr, wenn man dieser Empörung nicht zuvorkommt. Ein Infanterieregiment, welches hieher berufen würde, um sich mit den Gardes du Korps, mit der übrigen Leibwache,

a) Mounier appel. p. 68.

und mit Ihnen, meine Herren, zu vereinigen, könnte alle dem Unglück, welches jetzo droht, zuvorkommen." Nachdem sich die Offiziere der Miliz über diesen Vorschlag lange berathschlagt hatten, so wurde endlich beschlossen, der Bürgerrath zu Versailles solle ersucht werden, den König zu bitten, daß er noch tausend Mann Truppen nach Versailles möchte kommen lassen. Dieses geschah. Die bevorstehende Ankunft des Regiments Flandern wurde den Soldaten der Bürgermiliz bekannt gemacht: aber diese waren damit sehr unzufrieden; acht und zwanzig Kompagnien der Miliz widersetzten sich, und nur vierzehn Kompagnien willigten ein a). Am 21sten September kündigte man der Nationalversammlung an, daß ein Regiment im Anmarsche begriffen sey, und daß dieses auf Verlangen des Bürgerraths von Versailles geschehe. Mirabeau stand auf, und gab laut seinen Unwillen über diesen Schritt zu erkennen; noch einige andere Mitglider stimmten ihm bey b). „In dem ganzen Laufe der gegenwärtigen Revolution waren alle Schritte, welche man aus Vorsicht und aus Behutsamkeit that, um den Planen der Verschwornen zu widerstehen, entweder so schwach, oder diese waren so klug, daß es ihnen allemal gelang, sich derselben als neuer Mittel zu ihren Zwecken zu bedienen. So ergriffen sie begierig die Ankunft des Regiments Flandern, um Schrecken unter dem Volke zu Versailles und zu Paris zu verbreiten, indem sie vorgaben, der Hof habe Absichten gegen die öffentliche Frey-

---

a) Rapport de M. Chabroud, Déposition de M. Le Cointre — Témoin 379.

b) Mounier appel. pag. 69.

heit a)." Auch die Schriftsteller unterhielten diese ungegründete Furcht, vorzüglich der seichte Mercier in seinem Journal, und der demokratische Schreyer Brissot de Warville b). Der Bürgerrath zu Paris machte Vorstellungen gegen die Ankunft des Regiments Flandern, und Herr Bailly schrieb: die an der Militairschule arbeitenden Tagelöhner seyen im Begriff gewesen, nach Versailles zu ziehen, und sich der Ankunft des Regiments zu widersetzen; nur mit Mühe habe er sie noch zurückhalten können. Diese Arbeiter waren von den Verschwornen aufgewiegelt worden.

Am 23sten September, gegen zwölf Uhr Vormittags, sollte das Regiment zu Versailles einmarschiren. Die Gardes du Korps zeigten sich gestiefelt, und bereit, zu Pferde zu steigen, in allen Straßen der Stadt. Sie sagten, wenn sich die Bürgermiliz der Einrückung des Regiments widersetzen sollte, so würden sie sich mit demselben vereinigen, und es mit Gewalt einführen c). Die Verschwornen hatten zu St. Denis unter die Soldaten 45,000 Livres austheilen lassen, und sie zu bewegen gesucht, ihre Fahne zu verlassen, auszureissen, und sich zu zerstreuen. Die Soldaten thaten es nicht. Dann sandte man ihnen funfzig bis sechzig Freudenmädchen entgegen, welche sich unter die Soldaten mischten, und denselben versprachen, daß sie noch 90,000 Livres erhalten sollten, wenn sie ihren Offizieren ungehorsam und unge-

a) Mounier appel. p. 69.

b) On a persuadé aux Parisiens, que de nouveaux corps de troupes alloient environner leur ville. Brissot Journal, N. 32.

c) Le Cointre dans le rapport de M. Chabroud.

treu zu seyn versprechen würden. Aber die Soldaten wiesen alle diese Vorschläge mit Unwillen von sich a). Durch solche Anträge und Verführungen aufgehalten, kam das Regiment erst um fünf Uhr Nachmittags zu Versailles an. Es rückte ein; es stellte sich auf dem Paradeplatze in Ordnung; und es legte, in Gegenwart der Offiziere der Bürgermiliz, den neuen Eid ab: daß es nemlich der Nation, dem Gesetze und dem Könige, getreu seyn wolle. Mit Kriegsmunition war es stark versehen; denn es führte mit sich, zwey vierpfündige Kanonen, acht Fässer Schießpulver, sechs Kisten mit Kugeln, (jede 500 Pfund schwer) eine Kiste mit kleinern Kugeln, und 6990 fertige Patronen, ausser denen, welche die Soldaten in ihren Patrontaschen trugen b). Noch an demselben Abende redete Herr Duport (einer der Verschwornen) den Soldaten lange zu, um sie zum Ungehorsam gegen ihre Offiziere zu bewegen c). An den folgenden Tagen schickte man eine grosse Anzahl von Freudenmädchen von Paris nach Versailles, welche sich in Gesellschaft der Soldaten betrinken, die gröbsten Ausschweifungen mit ihnen begehen, und Geld unter sie austheilen mußten d).

Am 24sten September schrieb der König eigenhändig einen Brief an den Grafen Destaing, in welchem er der Bürgermiliz dankte, daß sie das Regiment Flan-

---

a) Témoin 317. 20. 152.

b) Le Cointre dans le Rapport de M. Chabroud.

c) Témoin 147. O. 1.

d) Déposition de M. Mounier. Témoin 317. 20. 152. O. 1.

dern so gut aufgenommen habe *). Am 29sten schenkte die Königinn jeder Kompagnie der Bürgermiliz von Versailles eine Fahne, und am 30sten September wurden diese Fahnen eingesegnet **).

Am 1sten Oktober gaben die Gardes du Korps den Offizieren des Regiments Flandern ein Gastmahl, zufolge einer hergebrachten Gewohnheit, welche in den Garnisonsstädten in Frankreich, bey der Ankunft eines neuen Regiments, allemal Statt findet. Auch die Offiziere der Bürgermiliz von Versailles wurden dazu eingeladen. Nach geendigter Mahlzeit kamen die Soldaten des Regiments Flandern in den Saal, wo das Gastmahl gegeben wurde; es war der Opernsaal auf dem Schlosse. Nachdem der Wein die Köpfe ergriffen hatte, fiengen sie an, vergnügt und laut zu werden. Die Gesundheiten des Königs, der Königinn, des Dauphins und der königlichen Familie, wurden getrunken; die Königinn, mit dem Dauphin an der Hand, erschien im Saale, und an ihrer Seite der König. Sie giengen rund um den Tisch herum, und wurden mit lautem Beyfallklatschen und mit jubelnder Freude, empfangen. Diese tapfern Soldaten hielten es für Pflicht, von ihrer Ergebenheit und von ihrer Liebe desto nachdrücklichere Beweise zu geben, da sie wohl wußten, wie gegründet die Unruhe war, in welcher sich die königliche Familie befand, und da sie den Monarchen nunmehr zu überzeugen suchten, daß sie zu seiner Vertheidigung sich bis auf den letzten Mann aufzuopfern, bereit wären. a)

---

*) Le Cointre Rapp. de Chabroud.

**) Le Cointre Rapp. de Chabroud.

a) Mounier appel. p. 72.

Nachdem sich die königliche Familie entfernt hatte, wurde der Saal mit Soldaten, von allen in Versailles anwesenden Regimentern, ganz angefüllt. Der Wein hatte die Köpfe ergriffen, und das Gastmahl verwandelte sich in ein wahres Bachanal. Die Musik des Regiments Flandern, und die Musik der Gardes du Korps spielten verschiedene bekannte Lieder, und unter andern auch die Arie aus der Oper Richard Löwenherz:

O Richard! O mon Roi!
L'Univers t'abandonne
Sur la terre il n'est que moi u. s. w.

und den Marsch der Hullanen, aus der Oper Iphigenie. Die Trompeter bliesen zum Angriffe, und die betrunkenen Gäste fiengen nun an, auf die Logen Sturm zu laufen, und an denselben herauf zu klettern. Aus dem Saale begaben sich die Gäste in den Hof des Schlosses, und auch dort wurden diese Auftritte wiederholt, und unglaubliche Thorheiten im Rausche begangen. Einige Offiziere kletterten an der Mauer herauf, auf den Balkon des Königs; andere stellten sich, als ob sie Sturm liefen; noch andere sangen und schrien, und hielten die weiße Kokarde in die Höhe. b)

Am zweyten Oktober begaben sich die Staabsoffiziere der Bürgermiliz von Versailles zu der Königinn, um derselben, für die der Miliz geschenkten Fahnen, ihre Danksagung abzustatten. Die Königinn antwortete: „Ich habe mit Vergnügen der Bürgermiliz von Versailles Fahnen geschenkt. Die Nation und die Armee müssen dem Könige ergeben seyn: so wie Wir ihnen ergeben sind. Ich bin von dem gestrigen Tage ganz entzückt.“ c)

---

b) Le Cointre Rapport de M. Chabroud. Témoin 62.

c) Le Cointre Rapport de M. Chabroud.

Am Sonnabende, am dritten Oktober, gaben die Gardes du Korps ein Frühstück, bey welchem sie sich eben so ausgelassen betrugen als bey dem ersten Gastmahle. d) Am vierten Oktober schenkte der Bürgerrath von Versailles dem neu angekommenen Regimente den Ehrenwein; die Soldaten tranken und waren vergnügt, aber sie blieben ruhig und ordentlich e). Am Abende dieses Tages giengen einige Hofdamen im Schlosse herum, und trugen am Arme Handkörbe, welche mit weissen Kokarden angefüllt waren. Diese Kokarden theilten sie an alle Anwesenden aus, und sagten dabey: „Verwahrt sie wohl; es ist die einzige ächte: die einzige, welche triumphiren wird.“ Von demjenigen, welcher die Kokarde annahm, forderten sie, er solle kniend den Eid der Treue ablegen, und gaben ihm dann, nachdem er den Eid abgelegt hatte, Ihre Hand zum Küssen hin. f)

An jenem unschuldigen Gastmahle der Gardes du Korps fanden nunmehr die Verschwornen einen Vorwand, so wie sie ihn brauchten. Sie ließen dasselbe, durch ihre Gehülfen zu Versailles und Paris, durch die Zeitungs- und Broschürenschreiber, als ein Zeichen des aufs neue erwachenden Aristokratismus verschreyen; sie streuten die schändlichsten Verläumdungen gegen die Königinn aus; g) sie veränderten, sie verdrehten und sie vergrößer-

d) Le Cointre. e) Le Cointre.

f) Le Cointre.

g) Mirabeau hatte die Frechheit, in seinem Journal, Courier de Provence betitelt, die unwahrsten Erdichtungen und Verläumdungen gegen die Monarchinn drucken zu lassen, und, unter andern, folgende schändliche Stelle: Que le personage le plus considérable par son rang après le Roi, s'étoit permis des familiarités peu communes avec les derniers des soldats.

ten alle Umstände. Die Nationalkokarde, gab man vor, sey mit Füßen getreten worden, und man fügte noch eine Menge, eben so unwahrer und höchst unwahrscheinlicher Umstände hinzu. Vorzüglich suchte man das Volk gegen die Gardes du Korps aufzuwiegeln; denn diese waren den Verschwornen, wegen ihrer unerschütterlichen Treue und Ergebenheit an die königliche Familie, vorzüglich verhaßt. h)

Da aber die Verschwornen wohl einsahen, daß der Haß gegen die Königinn und gegen die Gardes du Korps, keine hinlängliche Ursache seyn werde, um einen allgemeinen Aufstand zu erregen, und um das Volk gegen den Thron zu bewaffnen: so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, dessen sie sich auch vorher schon oft bedient hatten. Sie erregten eine künstliche Hungersnoth; sie sagten, die Aristokraten wollten das Volk aushungern; i) und es stehe in der Macht des Königs, Brod im Ueberflusse zu verschaffen — in der Macht des Königs, welcher keine Macht mehr hatte! Durch dieses Mittel brachten sie das Volk in Wuth, und erweckten in demselben, neben dem dringenden Gefühle des Hungers, auch noch den Wunsch, sich an dem vorgeblichen Urheber desselben zu

---

h) Mounier appel. p. 73.

i) Il regnoit, depuis quelques jours, cette même disette apparente, dont nous avons déja parlé. Cette disette n'existoit point réellement. . . . . Le peuple, triste jouet de ces manœuvres, étoit las d'acheter sa subsistance chaque jour par une perte de tems considérable, et souvent par des querelles. Ce n'étoit point ses chefs, ni civils, ni militaires, qu'il accusoit. Le parti des Aristocrates de Versailles étoit le seul objet de ses clameurs.

Brissot de Warville. Journal. N. 62.

rächen. k) Ausser diesem Mittel aber wandte man noch andere, eben so schändliche an. l) Man theilte Geld in ungeheuren Summen unter das Volk aus: m) sogar 50,000 Livres in Einem Tage. n) Der Herzog von Orleans selbst, trug immer einen mit Laubthalern gefüllten Sack bey sich, und theilte Geld unter das ihm überall nachlaufende Volk aus. o) Herrn Mounier, den Präsidenten der Nationalversammlung, machte man verdächtig; man drohte ihm, in anonymen Briefen, mit Vergiften und Aufhängen, wenn er seine Stelle nicht niederlegen würde, und Proskriptionslisten wurden ausgetheilt, auf denen sein Name oben an stand. p) Man streute allerhand Gerüchte aus. Bald hieß es, der König würde von Versailles abgeholt werden; q) bald, die Parisermiliz würde nach Versailles kommen, um den König zu bewachen; r) bald, der König wolle entfliehen. Schuster und Schneider beschäftigten sich, am Sonntage, am vierten Oktober, mit Verfertigung von Patronen, und sagten dabey: „diese sollen uns dienen, morgen die Gardes du Korps zu ermorden." s) An eben diesem Tage

k) Mounier appel. p. 74.

l) Jettons un voile sur cet évenement, sur les manœuvres affreuses qui l'avoient préparé. Addresse de la Commune de Paris à Assemblée nationale, présentée le 10 Octobre 1789.

m) Témoin, 10. 56. 199. 272. 387.

n) Mémoires du Comte de Lally Tolendal. p. 158.

o) Témoin 77.

p) Mounier Exposé de sa conduite.

q) Témoin 4. 148.

r) Témoin 22. 148.

s) C'est pour assassiner demain les Gardes-du-corps. Témoin 10.

sagte der Herzog von Orleans selbst zu seinen Bedienten, die Nationalkokarde sey zu Versailles mit Füßen getreten worden, und trug ihnen auf, diese Nachricht im Palais Royal auszubreiten und bekannt zu machen. t)

Die Verschwornen hatten zu der Ausführung ihres Plans den Montag, den fünften Oktober, bestimmt. Der Montag war allemal der Tag, an welchem sie die großen Streiche ausführten, weil sie alsdann Zeit hatten, am Sonntage die Arbeiter und Tagelöhner zu versammeln, und dieselben über dasjenige, was sie thun sollten, zu unterrichten. Daher hat man die Bemerkung gemacht, daß aller Aufruhr des Volkes, und alle Frevelthaten desselben, von dem ersten Anfange der Revolution an, gemeiniglich an einem Montage vorfielen. Dieses ist zugleich ein unwiderleglicher Beweis, daß alle die verübten Greuelthaten, nicht sowohl dem Volke, als vielmehr den Verschwornen, welche dasselbe aufwiegelten, zuzuschreiben sind. Foulon und Berthier wurden zwar nicht an einem Montage ermordet: aber dieses geschah aus dem Grunde, weil sie, durch Zufall, an einem andern Tage nach Paris kamen, und weil die Nachricht von ihrer Ankunft hinreichend war, um das Volk zu versammeln. Auch die Einnahme der Bastille geschah nicht an einem Montage, sondern an einem Dienstage: aber damals waren die Verschwornen in Aufwiegelung des Volkes noch nicht so geübt, als sie es nachher wurden. Sie brauchten damals noch zwey Tage dazu, nachher aber nur Einen Tag.

---

t) Témoin. 1. Auch in dem Journal: Le Courier de Versailles wurde diese ungegründete Nachricht verbreitet.

Der Montag war also zu der Ausführung des Plans der Verschwörung bestimmt. Eine Menge Freudenmädchen, Fischweiber und Hökerweiber, wurden gedungen; und Geld ward unter sie ausgetheilt, damit sie den Anfang machen, und durch ihren Zug dem Pöbel Muth einflößen möchten, ihnen nachzufolgen. Der Herzog selbst und seine Freunde warben, in Weiberkleidern, Waschweiber und andere Weiber zu diesem Kreuzzuge an. a) Daß man Weiber und nicht Männer wählte, um die Unordnungen anzufangen, dieses hatte einen dreyfachen Grund. Erstlich war man sicher, daß die Unordnungen durch dieselben würden aufs höchste getrieben, und alle Frevelthaten ungestraft begangen werden können; weil vorauszusehen war, daß weder die Bürgermiliz zu Paris, noch die Truppen zu Versailles, sich würden entschließen können, gegen Weiber zu fechten, oder gegen sie Gewalt zu gebrauchen. b) Dadurch konnten dann, zweytens, die in Weiber verkleidete Meuchelmörder, indem sie sich unter den Haufen der Weiber mischten, ungestraft, und ohne alle Gefahr, ihre sträflichen Plane ausführen — ohne Gefahr, dieß war hier die Hauptsache; denn Bösewichter sind allemal zugleich feige Menschen. Drittens endlich, mußten die Weiber vorausgeschickt werden, um die Soldaten des Regiments Flandern, durch Verführungen, durch Gunstbezeigungen, und durch Geldaustheilen, von ihrer Pflicht abwendig zu machen, und sie zu bewegen, daß sie sich der nachkommenden Bürgermiliz nicht widersetzen, sondern vielmehr die Absichten derselben begünstigen möchten.

Sonntags,

a) Témoin 45. b) Mounier appel. p. 123.

Sonntags, am vierten Oktober, war Paris sehr unruhig. Im Palais Royal hielten viele Volksredner Anreden an das Volk, um dasselbe zu bewegen, nach Versailles zu ziehen, und den König abzuholen. Aber (was man vorher noch nicht gesehen hatte) es gab an diesem Tage auch Rednerinnen, welche im Palais Royal auf den Tischen standen, und zu dem Volke sprachen. Eine darunter, die sehr gut angezogen war, und ungefähr sechs und dreyßig Jahre alt zu seyn schien, sagte den Umstehenden: es fehle ihr an Brod, und sie ermahnte diejenigen, welche ihr zuhörten, sie zu begleiten, und mit ihr nach Versailles zu ziehen, um von dem Könige und von der königlichen Familie Brod zu verlangen. Niemand wollte dieser Ermahnung folgen, und ein Mann, welcher neben dem Tische sich befand, auf dem sie stand, lachte und spottete über sie. Diesem Manne gab sie eine Ohrfeige, und sagte dann zu den Umstehenden: sie sey in der Vorstadt St. Denis zu Hause, und sie habe beschlossen, am folgenden Morgen, in Gesellschaft ihrer Nachbarinnen, nach Versailles zu reisen, um von dem Könige und von der Königinn die Ursache der Hungersnoth zu erfahren, durch welche jetzo die Hauptstadt gedrückt werde. Nun wurde ihr lauter Beyfall zugeklatscht, und sie erhielt viele Anhänger a). Mirabeau befand sich am Sonntage, am vierten Oktober, den ganzen Tag zu Paris, und am Abende dieses Tages sagte er, in Gegenwart vieler Personen, denen er unbekannt zu seyn glaubte: „in wenigen Stunden wird man sonderbare Dinge sehen b)“. Weiber liefen am Abende dieses Tages in Paris umher, und riefen

a) Témoin 62. b) Témoin 48.

aus: „von morgen an soll Alles besser gehen; wir werden uns an die Spitze der Geschäfte stellen c)“.

So war nunmehr Alles, von den Verschwornen, auf den Montag, auf den fünften Oktober, zu dem vorhabenden Königsmorde vorbereitet.

Am zweyten Oktober übergab der Präsident der Nationalversammlung, dem Könige, zur Genehmigung, die bisher von der Versammlung beschlossenen Artikel der neuen Konstitution des Reiches, nebst den siebenzehen Artikeln der Rechte des Menschen und des Bürgers, welche gleichsam die Vorrede des neuen Kodex ausmachen sollten.

Der König versprach, diese Artikel zu untersuchen, und Er sandte, am fünften Oktober, der Nationalversammlung folgende Antwort:

„Meine Herren“!

„Der Werth solcher Gesetze, durch welche eine neue Staatsverfassung eingeführt werden soll, läßt sich nicht anders als im Zusammenhange richtig beurtheilen. Bey einem so großen, so wichtigen Werke, steht Alles mit einander in Verbindung. Indessen finde ich es doch sehr natürlich, daß, zu einer Zeit, wo Wir die Nation ersuchen, durch einen ausgezeichneten Beweis Ihres Zutrauens und Ihres Patriotismus, dem Staate Hülfe zu leisten, Wir Derselben über den vorzüglichsten Gegenstand Ihrer Besorgnisse alle Furcht benehmen. Demzufolge, in der festen Zuversicht, daß die ersten konstitutionellen Artikel, welche Sie mir haben vorlegen lassen, mit Ihren folgenden Arbeiten verbunden, dem Wunsche meines Volkes gemäß seyen, und das Glück und den Wohlstand

c) Demain les choses iront mieux; nous nous mettrons à la tête des affaires. Témoin 119. 149.

zugleich, und Niemand hörte. Herr Goupil de Prefeln sagte: „Die Antwort des Königs sey ein Eingriff in die Rechte der Nation.“ Herr Pethion de Villeneuve rief aus: „Sind wir hieher gekommen, um uns Gesetze vorschreiben zu lassen, oder um Gesetze zu geben?“ Endlich stand Mirabeau auf, und, statt mit den Debatten fortzufahren, suchte er die Versammlung auf die Auftritte, welche an diesem Tage noch vorgehen sollten, vorzubereiten. Er sprach von dem Gastmahle der Gardes du Korps, und klagte die Königin, zwar nicht geradezu, aber doch auf eine solche Weise an, daß ihn Jedermann verstehen konnte. a) Der Präsident, Herr Mounier, gebot ihm Stillschweigen. Dann fuhr die Versammlung in den Debatten fort. Ein Mitglied sagte: „Wenn die ausübende Gewalt Bemerkungen über unsere Beschlüsse zu machen für gut findet, so mag sie dieselben für sich behalten.“ Ein anderer rief aus: „Welche Macht ist größer, als die unsrige!“ und Mirabeau, der schon wußte, was an diesem Tage noch vorgehen sollte, war frech genug, zu behaupten, daß einige Ermordungen zu Gründung der Freyheit nothwendig seyen. Mit drohender Geberde rief er aus: „Nationen müssen Schlachtopfer haben, und diese Schlachtopfer werden die Minister seyn!“ b) Während er diese Worte aussprach, entstand auf der Gallerie ein Geräusch der

---

a) Er sagte: Si l'assemblée nationale veut déclarer qu'il n'y a en France de personne sacrée que celle du Roi, je me charge de nommer et de dénoncer. Temoin. 177.

b) Il faut des victimes aux nations et ces victimes serons les ministres!

nellen Artikeln, welche Sie mir haben vorlegen lassen, meine Einwilligung gebe, ich dieses nicht deswegen thue, weil mir dieselben alle, ohne Ausnahme, ganz vollkommen zu seyn scheinen, sondern weil ich glaube, es sey lobenswerth in Mir, ohne Verzug auf das gegenwärtige Verlangen der Stellvertreter der Nation Rücksicht zu nehmen, so wie auch auf die schreckenden Umstände, welche Uns so dringend nöthigen, schnelle Wiederherstellung des Friedens, der Ordnung und des Zutrauens zu suchen."

„Ueber Ihre Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers erkläre ich mich nicht. Sie enthält recht gute Grundsätze, welche Ihnen bey Ihren künftigen Arbeiten zur Richtschnur dienen können. Aber der Werth von Grundsätzen, die so verschiedener Anwendungen, und so mannichfaltiger Erklärungen fähig sind, kann nicht eher richtig beurtheilt werden, und darf es auch nicht eher, als bis zu der Zeit, da der wahre Sinn derselben durch die Gesetze, denen sie zur Grundlage dienen sollen, bestimmt seyn wird."

Jeder Unbefangene wird diese Antwort des Königs (oder vielmehr des Herrn Neckers) nicht nur sehr gemäßigt, sondern auch billig und vernünftig finden; aber so fand dieselbe der größte Theil der Nationalversammlung nicht, und es entstanden darüber sehr heftige Debatten. „Soll dann unser erstes und erhabenstes Werk," rief ein Mitglied der Versammlung aus, „in seiner Geburt erstickt werden, weil ein Mann seine Einwilligung versagt?" a) Es entstand Lärm und Tumult. Alle schrien

a) Doit-il être anéanti dès sa naissance par le refus d'un homme!

zugleich, und Niemand hörte. Herr Goupil de Prefeln sagte: „Die Antwort des Königs sey ein Eingriff in die Rechte der Nation.“ Herr Pethion de Villeneuve rief aus: „Sind wir hieher gekommen, um uns Gesetze vorschreiben zu lassen, oder um Gesetze zu geben?“ Endlich stand Mirabeau auf, und, statt mit den Debatten fortzufahren, suchte er die Versammlung auf die Auftritte, welche an diesem Tage noch vorgehen sollten, vorzubereiten. Er sprach von dem Gastmahle der Gardes du Korps, und klagte die Königin, zwar nicht geradezu, aber doch auf eine solche Weise an, daß ihn Jedermann verstehen konnte. a) Der Präsident, Herr Mounier, gebot ihm Stillschweigen. Dann fuhr die Versammlung in den Debatten fort. Ein Mitglied sagte: „Wenn die ausübende Gewalt Bemerkungen über unsere Beschlüsse zu machen für gut findet, so mag sie dieselben für sich behalten.“ Ein anderer rief aus: „Welche Macht ist größer, als die unsrige!“ und Mirabeau, der schon wußte, was an diesem Tage noch vorgehen sollte, war frech genug, zu behaupten, daß einige Ermordungen zu Gründung der Freyheit nothwendig seyen. Mit drohender Geberde rief er aus: „Nationen müssen Schlachtopfer haben, und diese Schlachtopfer werden die Minister seyn!“ b) Während er diese Worte aussprach, entstand auf der Gallerie ein Geräusch von

---

a) Er sagte: Si l'assemblée nationale veut déclarer qu'il n'y a en France de personne sacrée que celle du Roi, je me charge de nommer et de dénoncer. Temoin. 177.

b) Il faut des victimes aux nations et ces victimes serons les ministres!

Unwillens einiger wenigen, rechtschaffenen Zuhörer; und dieses Geräusch wurde noch durch einen besondern Umstand vermehrt. Unter den Zuhörern befanden sich die Kinder des Herzogs von Orleans, nebst der Marquise de Sillery (vormaligen Gräfin von Genlis), ihrer Erzieherin und Gouvernante. Nachdem nun Mirabeau obige Worte ausgesprochen hatte, und ihn einige rechtschaffene Mitglieder der Nationalversammlung darüber zur Rede stellten, da stand oben auf der Gallerie, unter den Zuhörern, Herr von Barbantanne auf, und rief herunter, den Mitgliedern der Versammlung zu: „Man sieht wohl, diese Herren wollen noch mehr Laternen, wohlan! sie sollen deren haben." a) Bey diesen Worten sprach der Herzog von Chartres, der älteste Sohn des Herzogs von Orleans: „Ja! Ja! es braucht noch mehr Laternen!" b) Worauf der Marquis de Raigecourt, welcher neben ihm saß, antwortete: „es ist abscheulich, daß man sich unterstehen darf, hier solche Reden zu führen." c) Der Herzog von Chartres, der älteste Sohn des ersten Prinzen vom Geblüte, Er, welcher an eben diesem Tage sechszehn Jahr alt wurde, Er sprach in einem so zarten Alter schon so kaltblütig von Mord und Todtschlag; Er führte in einem so zarten Alter die Sprache des niedrigsten Pöbels, eine Sprache, welche in dem Munde des Abschaums der

a) On voit bien que ces Messieurs veulent encore des lanternes; eh bien! ils en auront! Témoin 204. 242.

b) Oui, il faut encore des lanternes! Témoin 204. 242. Mounier appel. p. 235.

c) Il est abominable, que l'on ose ici tenir des propos comme ceux-là!

Menschheit Schaudern und Entsetzen bey jedem Rechtschaffenen erweckt; und um soviel mehr in dem Munde eines Prinzen vom Geblüte erwecken muß! O! des verdorbenen Zeitalters, in welchem wir leben! O! des gesunkenen, verdorbenen, verworfenen Volkes, dessen Prinzen vom Geblüte die Sprache des niedrigsten Pöbels im Munde führen! Und o! der Afterphilosophen, welche uns überreden wollen, die französische Revolution sey ein Werk der Philosophie; da sie doch weiter nichts, als das Werk der Kabalen und der Ränke ist! Der Herzog von Chartres hat nachher auf Befehl seines Herrn Vaters und der Marquise von Sillery die Chirurgie gelernt. Er ließ zur Ader und verband Wunden; wahrscheinlich, damit er sich frühe daran gewöhnen möge, Blut zu sehen, und nicht, wie sein Herr Vater, aus Feigherzigkeit eine Krone verliere, wenn es ihm etwa auch einfallen sollte, auf einem so schlüpfrigen Pfade zu wandeln. Auch ist er ein Mitglied des Jakobinerklubs geworden; „dieses Klubs, welcher durch seine Gehülfen und Mitverbundenen über ganz Frankreich die allerabgeschmacktesten und schädlichsten Grundsätze verbreitet, und überall Zwietracht, Gewaltthätigkeit und Gesetzlosigkeit hingebracht hat.“ a)

In Paris hatten die Weiber, welche dafür bezahlt worden waren, am Sonntag Abend miteinander Abrede genommen, sich am folgenden Tage auf dem Greveplatze zu versammeln. Bey Anbruch des Tages, am 5ten Oktober, zogen sie in lärmenden Haufen durch alle Strassen der Hauptstadt, zwangen alle Weiber, welche sie antrafen, mit ihnen zu gehen, und drangen hie und da in

---

a) Mounier appel. p. 234.

Unwillens einiger wenigen, rechtschaffenen Zuhörer; und dieses Geräusch wurde noch durch einen besondern Umstand vermehrt. Unter den Zuhörern befanden sich die Kinder des Herzogs von Orleans, nebst der Marquise de Sillery (vormaligen Gräfin von Genlis), ihrer Erzieherin und Gouvernante. Nachdem nun Mirabeau obige Worte ausgesprochen hatte, und ihn einige rechtschaffene Mitglieder der Nationalversammlung darüber zur Rede stellten, da stand oben auf der Gallerie, unter den Zuhörern, Herr von Barbantanne auf, und rief herunter, den Mitgliedern der Versammlung zu: „Man sieht wohl, diese Herren wollen noch mehr Laternen, wohlan! sie sollen deren haben.“ a) Bey diesen Worten sprach der Herzog von Chartres, der älteste Sohn des Herzogs von Orleans: „Ja! Ja! es braucht noch mehr Laternen!“ b) Worauf der Marquis de Raigecourt, welcher neben ihm saß, antwortete: „es ist abscheulich, daß man sich unterstehen darf, hier solche Reden zu führen.“ c) Der Herzog von Chartres, der älteste Sohn des ersten Prinzen vom Geblüte, Er, welcher an eben diesem Tage sechszehn Jahr alt wurde, Er sprach in einem so zarten Alter schon so kaltblütig von Mord und Todtschlag; Er führte in einem so zarten Alter die Sprache des niedrigsten Pöbels, eine Sprache, welche in dem Munde des Abschaums der

---

a) On voit bien que ces Messieurs veulent encore des lanternes; eh bien! ils en auront! Témoin 204. 242.

b) Oui, il faut encore des lanternes!
Témoin 204. 242. Mounier appel. p. 233.

c) Il est abominable, que l'on ose ici tenir des propos comme ceux-là!

Menschheit Schaudern und Entsetzen bey jedem Rechtschaffenen erweckt; und um soviel mehr in dem Munde eines Prinzen vom Geblüte erwecken muß! O! des verdorbenen Zeitalters, in welchem wir leben! O! des gesunkenen, verdorbenen, verworfenen Volkes, dessen Prinzen vom Geblüte die Sprache des niedrigsten Pöbels im Munde führen! Und o! der Afterphilosophen, welche uns überreden wollen, die französische Revolution sey ein Werk der Philosophie; da sie doch weiter nichts, als das Werk der Kabalen und der Ränke ist! Der Herzog von Chartres hat nachher auf Befehl seines Herrn Vaters und der Marquise von Sillery die Chirurgie gelernt. Er ließ zur Ader und verband Wunden; wahrscheinlich, damit er sich frühe daran gewöhnen möge, Blut zu sehen, und nicht, wie sein Herr Vater, aus Feigherzigkeit eine Krone verliere, wenn es ihm etwa auch einfallen sollte, auf einem so schlüpfrigen Pfade zu wandeln. Auch ist er ein Mitglied des Jakobinerklubs geworden; „dieses Klubs, welcher durch seine Gehülfen und Mitverbundenen über ganz Frankreich die allerabgeschmacktesten und schädlichsten Grundsätze verbreitet, und überall Zwietracht, Gewaltthätigkeit und Gesetzlosigkeit hingebracht hat.“ a)

In Paris hatten die Weiber, welche dafür bezahlt worden waren, am Sonntag Abend miteinander Abrede genommen, sich am folgenden Tage auf dem Greveplatze zu versammeln. Bey Anbruch des Tages, am 5ten Oktober, zogen sie in lärmenden Haufen durch alle Strassen der Hauptstadt, zwangen alle Weiber, welche sie antrafen, mit ihnen zu gehen, und drangen hie und da in

a) Mounier appel. p. 234.

die Häuser, um gemeine Weiber und auch vornehmere Frauenzimmer herauszuholen, und dieselben mit Gewalt zu zwingen, sie zu begleiten. „Es entsteht ein Weiberpressen, so wie es zu London Matrosenpressen giebt. Die starke Köchin, das zierlich gekleidete Mädchen und die bescheidene Jungfer, Alle müssen mitgehn und den Haufen vergrössern helfen. Die alte Betschwester, welche bey Tages Anbruch in die Messe gehen will, sieht sich nunmehr zum erstenmal in ihrem Leben entführt, und schreyt über Gewaltthätigkeit, während sich das junge Mädchen damit tröstet, daß sie endlich einmal Gelegenheit finde, nach Versailles zu reisen, ohne unter der Aufsicht ihrer Mutter und ihrer Gouvernantin zu seyn.“ a) Gegen 8 Uhr des Morgens kam der erste Haufe dieser Weiber auf dem Greveplatze und in dem Hofe des Rathhauses an. Die Meisten von ihnen waren jung, ganz weiß angezogen, gepudert und frisirt; es waren keine Weiber der niedrigsten Klassen, sondern Freudenmädchen aus dem Palais Royal. Auch waren sie alle aufgeräumt und lustig, und schienen gar nichts Böses im Sinne zu haben. b) Bis gegen 11 Uhr nahm ihre Anzahl mehr und mehr zu. Sie verbreiteten sich in alle Zimmer und Säle des Rathhauses; einige von ihnen stiegen in den Thurm und läuteten die Sturmglocke; andere blieben im Hofe des Rathhauses, lachten, scherzten, tanzten und riefen zwischen durch: „Wo ist Herr Bailly, wo ist Herr la Fayette?“ c) Sie waren zufrieden, vergnügt und munter; ein deutlicher Beweis,

a) Desmoulins révolutions 47.
b) Témoin 35.
c) Témoin 35.

daß nicht Hungersnoth und Mangel sie hergetrieben hatte. Auch waren die meisten von diesen Weibern (wie der Advokat Herr de Blois, welcher sich damals auf dem Rathhause befand, ausdrücklich bemerkt) ihrer Gestalt, ihres Betragens und ihrer Kleidung nach zu urtheilen, gar nicht Weiber aus den niedrigsten Klassen; es waren, wie ich schon gesagt habe, Freudenmädchen aus dem Palais Royal. Ich wiederhole diesen Umstand, weil er wichtig ist. Gegen 11 Uhr nahmen Lärm und Tumult auf einen hohen Grad zu. Der Greveplatz füllte sich mit einer Menge von Weibern, von verkleideten Männern, und mit Spiesen und Dolchen bewaffneten Meuchelmördern an. Einige von ihnen wollten mit Gewalt in das Rathhaus eindringen; aber die Thüre wurde verschlossen, und die Wache zu Pferde, welche vor derselben hingestellt war, verwehrte ihnen den Eingang. Der Haufe vergrösserte sich indessen immer mehr und mehr, und füllte bald den ganzen Platz an. Schon wurde von dem berühmten Laternenpfahle die Laterne herunter gelassen, und statt derselben ein neuer Strick an den Hacken befestigt, der nun einen Verbrecher, oder einen Unschuldigen erwartete. Männer, bewaffnet mit Spiesen, mit Beilen, mit Dolchen, mit langen Messern kommen auf dem Greveplatze an, und mischen sich unter den Haufen. Soldaten der Nationalgarde, welche anmarschiren, um Ordnung und Ruhe herzustellen, werden von dem Volke zurückgeschickt, und, ohne Widerstand zu thun, schultern sie ihre Flinten verkehrt, und gehen nach Hause. a) Der ungeheure Haufe schreyt in einem fort: „Brod! Brod! Brod! an die Laterne mit den Urhebern der Theurung! Brod! Brod!“ Nun drängt sich der Haufe

a) Témoin 30.

gegen das Rathhaus und stößt die, vor demselbigen stehende Wache zurücke. Schon fängt sie an zu weichen, als die Bürgermiliz erscheint, um den ganzen Platz ein Quarree formirt, und eine dichte Reihe von Bajonetten den neuen Amazonen zukehrt. Dieser unerwartete Anblick jagt ihnen Schrecken ein, und es erfolgt eine tiefe Stille, welche einige Augenblicke anhält; dann aber plötzlich durch ein fürchterliches Gebrüll unterbrochen wird. Von allen Seiten fliegen Steine auf die Bürgermiliz zu, und das Bataillon, um nicht genöthigt zu seyn unter einen Haufen von Weibern zu schießen, weicht den Gefühlen der Menschlichkeit, zieht sich zurück und läßt die Weiber in das Rathhaus eindringen. Unter einem wilden Freudengeschrey zerschlägt nunmehr der Haufe die Thore des Rathhauses, mit Scheitern, mit Hammern und mit andern Werkzeugen; stürzt sich in das Haus; zersprengt die Thüren; erbricht Keller und Gewölbe; vertheilt sich durch die Zimmer und Säle; plündert, was ihm vorkommt; bemächtigt sich der Flinten, der Kanonen, der Kriegsmunition, des Geldes und alles dessen, was Geldeswerth hatte. b) Der Abbe Lefebure, eben derjenige, welcher am 14ten Julius und an den folgenden Tagen durch seine Aufsicht über das Schiesspulver sich so viel Ruhm erworben hatte, befand sich auf der Treppe. „Ich wollte," sagte er, „mich in den Saal begeben, als ich von einem Haufen Männer angefallen wurde; es mochten ihrer sechszehn bis achtzehn seyn. Sie faßten mich am Halskragen und schleppten mich in das Zimmer oben im Thurme des Rathhauses, wo das Uhrwerk ist. Dort warf mir ein Mann einen Strick um den Hals, und hieng mich an einen Quer-

b) Témoin 35. 81. 39.

halten. Ich verlor alle Besinnung, und wußte nichts mehr von mir selbst, als ein Weib, oder ein in ein Weib verkleideter Mann den Strick abschnitt. Ich fiel auf den Boden, wie ein Stück Holz. Einer von den Männern gab mir einen heftigen Fußtritt in die Seite, und dadurch kam ich wieder zu mir selbst. Ich erholte mich langsam, und begab mich nach Hause." a) Ein anderes Mitglied des Bürgerrathes wollten diese Meuchelmörder ebenfalls aufhängen, und schon führten sie ihn nach der schrecklichen Laterne, als er ihnen noch entgieng. b) Einige dieser Mörder suchten Feuer an das Rathhaus zu legen, und warfen brennendes Papier in einige Säle, an Orte, wo es nicht leicht entdeckt werden konnte. c) Das gestohlene Papiergeld betrug über eine halbe Million Livres. Auch die Archive des Rathhauses wurden geplündert und die Papiere zum Theil verbrannt. Die Weiber behaupteten: alle Papiere, welche seit der Revolution geschrieben seyen, müßten verbrannt werden. d) „Die Männer," so riefen sie aus, „verstehen gar nicht, wie man sich rächen muß; wir wollen uns besser zeigen." e) Bald nachher erschienen einige Weiber mit brennenden Fackeln, um die Archive des Rathhauses zu verbrennen, und dabey riefen sie aus: „Die Mitglieder des Bürgerraths verdienen alle an die Laterne gehängt zu werden, und Bailly und la Fayette zuerst!" f) Mit

---

a) Témoin 44. b) Témoin 50.

c) Témoin 50. d) Témoin 81.

e) Que les hommes n'avoient point assez de forces pour se venger, et qu'elles se montreroient mieux que les hommes. Témoin 81.

f) Témoin 81.

Lebensgefahr riß Maillard diesen Furien die Fackel aus den Händen, und rettete das Rathhaus vom Untergange. Lärm und Geschrey waren auf dem Greveplatze fürchterlich groß, und die Gefahr war drohend. Der wüthende Haufe verlangte Mord, blutige Hinrichtungen, und drohte mit einem gräßlichen Geschrey, alle Mitglieder des Bürgerrathes aufzuhängen. So groß war der Lärm, so entsetzlich das Geschrey und so drohend die Gefahr selbst damals nicht gewesen, da die Männer das Rathhaus bestürmt hatten, als gegenwärtig, da der wüthende Haufe der Weiber in dasselbe eingedrungen war. Die Männer hörten doch noch Vernunftgründe an, wenn man zu ihnen sprach; sie hörten wenigstens, ob sie gleich nicht thaten, was man von ihnen verlangte: aber die Weiber hörten nicht, sondern blieben hartnäckig auf ihrem einmal gefaßten Vorsatze. Sie wollten das Rathhaus verbrennen und einreissen, und dann nach Versailles ziehen, um von der Nationalversammlung Rechenschaft über alles zu fordern, was dieselbe bisher gethan hatte.a) Da nun Maillard (einer von denen, welche die Bastille eingenommen hatten) sahe, daß sich diese rasenden Weiber, von ihrem Entschluße nach Versailles zu ziehen, durch Zureden nicht wollten abhalten lassen; so entschloß er sich selbst, sich an ihre Spitze zu stellen und sie dahin anzuführen. Er ließ vor dem Rathhause durch einen Trommelschläger Lärm schlagen, versammelte die Weiber, und machte ihnen sein Vorhaben bekannt. Sie waren damit zufrieden, und einige von ihnen zerstreuten sich in der Stadt, um durch Zureden und durch Gewalt noch mehr Rekruten anzuwerben.

a) Témoin 81.

Das allgemeine Rendezvous gaben sie sich auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten. Die mit Spießen und mit andern Mordgewehren bewaffneten Männer mischten sich nun unter diese Weiber, um sie noch mehr aufzuwiegeln und in Wuth zu bringen. Ein Haufe Weiber mit drey Trommelschlägern an ihrer Spitze, zog durch die Strassen, um noch mehrere anzuwerben. Sie trafen einen Wagen an, in welchem sich eine Dame mit ihrem Manne befand. Sie befahlen dem Kutscher zu halten, und der Dame befahlen sie auszusteigen. Die Dame bat und flehte, daß man sie nicht zwingen möchte, mit zu gehen; aber umsonst. Dann bat sie aufs neue, daß man ihr wenigstens erlauben möchte, in ihrem Wagen und mit ihrem Manne nach Versailles zu reisen; aber auch dieses wurde ihr nicht gestattet. Nun fieng sie an bitterlich zu weinen. Hiedurch wurden einige von den Weibern erweicht, und wollten die Dame frey lassen; andere aber waren unerbittlich. Darüber entstand unter ihnen selbst ein Streit, so daß sie sich einander prügelten. Während dieser Zeit setzte sich die Dame wiederum in ihren Wagen, und befahl dem Kutscher, schnell fortzufahren, welches auch geschah. Auf diese Weise entgieng sie glücklich der Gefahr, die ihr gedroht hatte.

Nun zogen die Weiber von dem Greveplatze nach Versailles, und Maillard führte sie an. Als sie zu den Thuillerien kamen, wollten sie ihren Anführer zwingen, sie durch diesen Garten zu führen. Er stellte ihnen vor, dieses seye unmöglich; die Schweitzer würden es nicht zugeben; und es würde eine Beleidigung gegen den König seyn, in so grossen Haufen und bewaffnet durch seinen Garten zu ziehen. Sie schrien aber alle zugleich: wenn er nicht thun wollte, was sie ihm befehlen, so

möchte er sich wegbegeben. Einige von ihnen fielen so-gar auf ihn zu und schlugen ihn. Dadurch sah er sich gezwungen, ihnen nachzugeben. Nun bat er sie: sie möchten ihm wenigstens erlauben, daß er einen so unbesonnenen Schritt mit aller nur möglichen Klugheit unternehmen dürfe. Dies gaben sie zu. Er sandte also eine von den Weibern an den Schweitzer, welcher am Eingange die Wache hatte, um demselben sagen zu lassen: er habe nichts zu befürchten; diese Damen verlangten nur durch den Garten zu ziehen; sie wollten aber keine Verwüstungen anrichten und sich auf alle Weise so betragen, daß sie ihm keine Vorwürfe zuziehen würden. Die abgesandte Frau hieß Lavarenne. Sie gieng zu dem Schweitzer und überbrachte ihm den Auftrag. Der Schweitzer wollte sie gar nicht anhören, sondern zog seinen Degen mit der Scheide von seiner Seite und nahm denselben in die Hand. Das Weib schlug mit einem Besenstiele nach ihm, welchen sie in der Hand hatte; der Schweitzer verfolgte sie mit dem Degen; sie lief nach dem Haufen zurück und schriee: „Hülfe! Hülfe! Hülfe!“ Diese Weiber, gegen den Schweitzer aufgebracht, wollten alle zugleich auf ihn zufallen und ihn in Stücken zerreissen; aber Maillard hielt sie zurück, und stellte ihnen vor: sie hätten Unrecht; eine Schildwache müßte den ihr anvertrauten Posten vertheidigen; ein Soldat auf seinem Posten stelle die Person des Königs selbst vor, und müßte eben so sehr geachtet werden, als dieser; er bat sie daher, sie möchten nicht darauf bestehen, durch den Garten zu ziehen, sondern sich gefallen lassen, einen andern Weg zu nehmen. Aber sie bestanden hartnäckig auf ihrem Vorsatze. Maillard entschloß sich, hinzugehen, und mit dem Schweitzer zu sprechen. Er gieng auf ihn

zu, aber der Schweitzer wollte nicht nachgeben; und da er sahe, daß Maillard mit Gewalt durchzudringen bereit war, so zog er seinen Degen aus der Scheide und wehrte sich gegen Maillard, welcher ebenfalls seinen Degen gezogen hatte. Sie fochten miteinander, und parirten einer des andern Ausfälle, ohne sich zu verwunden. Bald aber kam die Lavarenne, mit ihrem Besenstiel in der Hand, herbeygelaufen, und schlug auf die beyden Degen, welche sich kreuzten, so daß dieselben den beyden Streitenden aus der Hand fielen. Nun stürzten sich die Weiber auf den Schweitzer, und schlugen ihn zu Boden. Einer von den Meuchelmördern, welche sich unter die Weiber gemischt hatten, lief herbey, und stieß mit dem Bajonette, das an seiner Flinte befestigt war, nach dem Schweitzer, welcher schon, ohne alle Zeichen des Lebens, auf der Erde lag. Maillard nahm den Degen des Schweitzers, und führte nunmehr die Weiber durch die Thuillerien nach dem Platze Ludwigs des Funfzehnten, dem allgemeinen Rendezvous. Der Platz war so sehr mit Volk angefüllt, daß sie es für besser hielten, weiter zu ziehen, und die allgemeine Versammlung in den sogenannten Elisäischen Feldern zu halten. Dort machten sie Halte, und nun kamen von allen Seiten her Haufen von Weibern, bewaffnet mit Besenstielen, mit Spießen, Mistgabeln, Degen, Pistolen, Flinten und mit andern Waffen; aber keine einzige von ihnen hatte Schießpulver oder Kugeln. Sie beschlossen daher, erst nach dem Zeughause hin zu ziehen, und sich dort Kriegsmunition zu holen; aber Maillard rieth ihnen davon ab, und gab vor: er wisse gewiß, daß im Zeughause kein Schießpulver vorhanden sey. Durch Bitten, durch Zureden und Vorstellungen brachte er es endlich dahin, daß die meisten von diesen Weibern die Waffen weglegten.

Auch die übrigen thaten es bald nachher, zwey ausgenommen, welche Flinten trugen und dieselben nicht weglegen wollten. Sie seyen, sagten sie beyde, Marketenterinnen gewesen; die eine habe sieben Jahre gedient, und die andere fünfthalb Jahre; sie verstünden, mit den Waffen umzugehen und sich zu vertheidigen; sie wollten daher ihm und den übrigen Weibern zum Vortrabe dienen. Maillard wollte nicht zugeben, daß sie allein die Flinten behalten sollten. Es würde, sagte er, unter den übrigen Weibern Eifersucht und Neid gegen sie erregen, wenn er ihnen erlaubte, sich auf diese Weise auszuzeichnen. Er bat sie daher, die Flinten wegzulegen. Aber in demselbigen Augenblicke stürzte ein Haufe Weiber auf die beyden Marketenterinnen zu; riß ihnen mit Gewalt die Flinten aus der Hand, und schrieen dabey: „es giebt hier keine Ausnahmen!“ Dem Tone der Stimme und der Gestalt nach zu urtheilen, waren diese beyden, sogenannte Marketenterinnen, verkleidete Männer. Nun hielt Maillard noch eine Anrede an die Weiber. „Da sie“ sagte er „weiter keinen Grund hätten, nach Versailles und zu der Nationalversammlung zu ziehen, als, um von derselben Gerechtigkeit und Brod zu verlangen, so hielte er es für besser, unbewaffnet daselbst anzukommen; denn sie würden die Versammlung weit eher rühren, wenn sie unbewaffnet kämen, als wenn sie Gewalt gebrauchen wollten.“ Die Weiber gaben ihm Beyfall, und legten nunmehr alle freywillig ihre Waffen weg. Maillard hatte sich das Zutrauen dieses Haufens so sehr erworben, daß sie einmüthig riefen: „Niemand anders, als Er solle ihr Anführer seyn!“ Nunmehr brachen sie von den Elisäischen Feldern auf, und zogen nach Versailles. Maillard an ihrer Spitze, in

un-

ungepuderten, unfrisirten, fliegenden Haaren, in einem schwarzen Rocke, welcher ziemlich lumpicht aussah, und mit zwey bloßen Degen in der Hand, seinem eigenen und demjenigen, welchen er von dem Schweitzer am Eingange der Thuillerien erobert hatte. Vorauf giengen acht bis zehen Trommelschläger, welche auf Befehl der Weiber, ohne Aufhören, trommeln mußten; dann kam Maillard, und mit seinen zwey Degen in der Hand schritt er stolz einher; darauf folgten die Weiber, sechs bis siebentausend an der Zahl; und den Nachtrab machten zwey bis dreyhundert gedungene Meuchelmörder aus. Auf diese Weise gieng der Zug dem Flusse entlang, und an dem Ufer desselben langsam fort. So wie sie in das Dorf Chaillot einzogen, wurden alle Häuser und Laden verschlossen; denn von einem solchen Haufen war nichts, als Plünderung zu erwarten. Das ganze Dorf schien wie ausgestorben; Niemand war zu sehen, und kein Mensch ließ sich hören; überall herrschte eine Todtenstille. Die durchziehenden Weiber klopften lärmend, schreyend, lachend und schwatzend, mit unter auch drohend, an den verschlossenen Thüren der erschrockenen Einwohner an. Diese zitterten in ihren Häusern vor Bangigkeit und vor Schrecken. Einige blieben stille und versteckten sich; andere, denen man die Thüren einzusprengen drohte, erschienen bebend am Fenster, und baten die Weiber, ihrer zu schonen. Diese verlangten eingelassen zu werden, jene weigerten sich die Thüren zu öffnen; und da drohten die Weiber, dieselben einzusprengen, und machten auch schon Anstalten dazu. Einige Thüren sprengten sie wirklich ein, und plünderten alles, was sie fanden. An andern Häusern schlugen sie Schilder und Aufschriften ab, und mishandelten die armen Einwohner,

auf die muthwilligste Weise. Maillard, der Anführer, suchte diesen Unordnungen Einhalt zu thun, und die gänzliche Zerstörung des Dorfes zu verhindern. Er ließ Halt machen, und hielt eine Anrede an die Weiber. „Eine solche Aufführung, meine Damen, wird Ihnen wenig Ehre machen, und ich will nicht länger Ihr Anführer seyn, wenn Sie Sich so betragen wollen; denn Handlungen, wie die, welche Sie jetzo begehen, könnten Ihnen sehr übel ausgelegt werden; da hingegen, wenn Sie ruhig fortziehen und Niemand Schaden zufügen wollen, alle Einwohner von Paris Ihnen dafür danken werden.“ Diese Anrede that gute Wirkung. Sie zogen ziemlich ruhig weiter, bis nach Sevres.

Auf der Brücke zu Sevres ließ Maillard Halt machen, und damit seine Weiber nicht auch in diesem Dorfe ähnliche Zerstörungen unternehmen möchten, wie sie zu Chaillot gethan hatten, so schickte er eine von seinen Adjutantinnen ab, um sich zu erkundigen, ob eine bewaffnete Bürgermiliz in dem Dorfe vorhanden seye? Auf diese Frage war aber keine Antwort zu erhalten; denn alle Einwohner des Dorfs Sevres waren in der grösten Bestürzung. Sie verschlossen Thüren, Buden und Fensterladen, und zitterten vor Schrecken in ihren Häusern. Die Weiber schrien ganz rasend: „sie wären hungrig, durstig; sie wollten Wein, Wasser, Bier, Brod, Wurst und hundert andere Dinge haben. Alles dieses wollten sie haben, sogleich auf der Stelle, ohne Aufschub, oder sie wollten, so drohten sie, mit Gewalt in die Häuser einbrechen, und sich dasjenige, was sie brauchten, selbst herausholen, aber sich dann auch an den feigen Einwohnern rächen, welche sich verkröchen, wenn das Vaterland in Gefahr seye, und die tapfern

Parisferinnen nicht unterstützten, die da gekommen waren, um nach Versailles zu ziehen und sich an die Spitze der Geschäfte zu stellen.

Da Maillard sahe, daß er von den Einwohnern zu Sevres, welche sich alle in ihre Häuser eingeschlossen hatten, keine Antwort erhalten konnte, so gab er seinen Adjutantinnen den Auftrag, nachzusehen, ob sich unter den Männern, welche den Nachtrab seines Zuges ausmachten, nicht einige Soldaten der Pariser Bürgermiliz befänden, und wenn sich welche darunter befinden sollten, ihm dieselben her zu bringen. Man brachte acht Bürgersoldaten zu ihm. Einem von ihnen gab Maillard das Kommando über die andern sieben, und trug ihm auf, mit seinen Untergebenen sich nach Sevres zu verfügen, die Becker aufzusuchen, und denselben zu sagen, daß sie alles Brod, was sie in ihren Häusern hätten, hergeben und austheilen möchten; in diesem Falle sollte ihnen kein Unrecht und nichts Leides geschehen; denn die Weiber hätten ihrem Anführer ihr Wort darauf gegeben, daß sie Niemand Unrecht thun wollten. Die sieben Soldaten mit ihrem Anführer zogen nun dem Dorfe zu, um den Auftrag auszurichten, und Maillard mit seinen Weibern folgte ihnen nach. Ohne Widerstand kamen die Soldaten in das Dorf. Alles war verschlossen und Niemand zeigte sich. Einer von den Soldaten kam zurück, und sagte: er seye bey allen Beckern gewesen, habe aber nicht mehr, als acht Brode, jedes von vier Pfund angetroffen; und die Becker schnitten nunmehro diese Brode in kleine Stücke und theilten dieselben unter die Weiber aus. Maillard schickte den Soldaten zurück mit dem Auftrage: in Gesellschaft seiner Mitsoldaten die Becker zu nöthigen, noch mehr Brod herzugeben. Dann

theilte er den Weibern die erhaltene Nachricht mit. Diese murrten laut; theilten sich in kleine Haufen, berathschlagten sich, was nun zu thun sey, und stießen schreckliche Drohungen gegen die Einwohner von Sevres aus. Schon fiengen sie an, haufenweise sich im Dorfe zu zerstreuen. Maillard ließ trommeln, um die Weiber wieder bey sich zu versammeln. Viele kamen; aber viele blieben auch zurück. Er that alles, um sie zu besänftigen, aber vergeblich. Die Weiber zerstreuten sich; klopften an den Thüren der Weinhändler, der Wirthe, Kaffeeschenken und anderer Einwohner an; drangen mit Gewalt in den Hof eines Hauses; ergriffen Bänke, Stühle und was ihnen sonst unter die Hände kam; und fiengen nunmehr an, mit rasender Wuth die Thüren einzuschlagen, die Schilder der Krämer herunter zu reissen, und alles zu verheeren, was sie nur erreichen konnten. Maillard ließ Lärm schlagen, damit sich die Einwohner von Sevres versammeln, und sich gegen diese Furien vertheidigen möchten. Es erschien ein grosser Haufe bewaffneter Männer, welche er anfänglich für die Einwohner des Ortes hielt, aber es waren die Meuchelmörder, welche seinen eigenen Nachtrab ausmachten. Diese vereinigten sich nunmehro mit den Weibern, und halfen diesen, die Thüren der Häuser einzuschlagen, und alles zu zerstören und zu verheeren, was ihnen unter die Hände kam. Maillard ließ abermals Rappell trommeln, versammelte die Weiber und die Männer um sich her, und hielt eine Anrede an dieselben. „Ihr gebt Euch," sagte er, „für Staatsbürger aus, aber Euerem Betragen nach würde man Euch eher für Diebe und Räuber halten; bleibt ruhig, ich will an den Thüren anklopfen und sehen, ob ich Lebensmittel erhalten kann." Nun klopfte er an

einer Thüre, und ersuchte den Bewohner des Hauses, auf das freundlichste, heraus zu kommen. Ein kranker Mann erschien. Maillard bat ihn, Wein und Brod zu geben, so viel er im Hause vorräthig habe. Der Kranke antwortete: Brod habe er nicht, aber wohl Wein, und brachte zehen oder zwölf Flaschen vor die Thüre auf die Strasse. Die Weiber und die Männer waren bald damit fertig. Einige bezahlten, andere bezahlten nicht; aber alle verlangten noch mehr. Maillard bat den kranken Mann, mehr Wein herbey zu schaffen. Er wolle, sagte er, alles aus seinem Beutel bezahlen, und wenn sein Geld nicht hinreichen sollte, so würde er eine Anweisung auf das Rathhaus zu Paris geben, wo dieselbe sogleich würde bezahlt werden a). Der Kranke antwortete: er bedaure, daß er nicht mehr Wein im Hause habe, sonst würde er sich ein Vergnügen daraus machen, denselben unendgeldlich auszutheilen. Die Weiber dankten ihm für seine gute Gesinnungen und giengen weiter.

Diese Weiber zerstreuten sich nun im Dorfe zu Sevres, und drangen mit Gewalt in die Wirthshäuser und in die Weinschenken. Bey der Porzellanfabrik kamen zwey Herren einem Haufen der Weiber entgegen. Sie fragten: „Wohin meine Damen? — Wir gehen nach Versailles, um dort den König um Brod zu bitten, für uns, für unsere Männer und für unsere Kinder.“ — „Nun so geht dann, meine Kinder,“ antwortete einer der beyden Herren, „betragt euch gut, thut niemand etwas zu Leide, und Friede sey mit euch.“ — „Ja,“ rief ein Freudenmädchen aus dem Palais Royal, „ja,

a) Ein offenbarer Beweis, daß Maillard im Einverständniß mit dem Pariser Bürgerrathe war.

ja, wir gehen nach Versailles, und wollen von dort den Kopf der Königinn auf einer Degenspitze zurück bringen a)." Die übrigen Weiber befahlen ihr, zu schweigen.

Alle diese Weiber, so zerlumpt auch die meisten von ihnen aussahen, hatten Geld im Ueberflusse, und prahlten damit. Mehrere schüttelten ihre Taschen, um das Geld klingen zu machen b). Eine, welche in blossen Füssen, ohne Schuhe und Strümpfe gieng, sagte zu einer andern, die ihr dieses vorwarf: „Dennoch fehlt es mir nicht an Gelde," c) und zog dabey aus ihrer Tasche zehn Laubthaler, wovon jeder einzeln in ein gedrucktes Papier eingewickelt war. Einer der Meuchelmörder sagte zu einem Weibe: „Sieh meine Schwester, wie gut wir beschlagen sind; uns fehlt es weder an Gold, noch an Silber," d) wobey er ihr zugleich Gold und Silberstücke vorwies. Dem Marquis de Valfond, welcher ihnen Geld anbot, antworteten die Weiber: „Wir brauchen nicht Geld, sondern Brod e)."

Unter den Weibern befand sich eine grosse Anzahl verkleideter Männer f), und diese stiessen die schrecklichsten Drohungen gegen die königliche Familie aus. Der Ad-

---

a) Oui, Oui, nous allons à Versailles; nous apporterons la tête de la Reine au bout d'une épée. Témoin 82. 83.

b) Témoin 10. 199. 272. 387. 294. 365.

c) Ce n'est pas faute d'argent. Témoin 82.

d) Voyez, ma soeur, que nous sommes bien ferrés; nous ne manquons pas d'or et d'argent. Témoin 56.

e) Ce n'est pas de l'argent qu'il nous faut; c'est du pain. Temoin 37.

f) Témoin 237. 60. 59. 98.

volat, Herr Flamion, fragte die Weiber, während sie zu Sevres waren, wohin sie wollten? Sie antworteten: „Wir gehen zum Becker, und zu der Beckerinn, um Brod zu holen." — „Aber," sagte er, „ihr werdet recht angeführt seyn, wenn ihr sie nicht antrefft?" — „Wenn wir sie nicht antreffen," rief ihm einer der verkleideten Männer entgegen, „so schlagen wir das Schloß zu Versailles zu Trümmern, und setzen den Herzog von Orleans auf den Thron; der wird uns Brod geben a)". Einige Drohungen der Weiber gegen die Königinn sind zu entsetzlich, als daß ich sie übersetzen möchte b). Diejenigen Weiber, welche müde waren, und nicht weiter mitgehen wollten, schleppten die übrigen nach, oder schlugen sie so lange, bis sie kein Zeichen des Lebens mehr an ihnen bemerkten, und liessen sie dann auf der Strasse liegen c).

a) Sacré nom d'un Dieu, s'ils n'y sont pas, nous f..... le chateau de Versailles en canelle, et nous plaçons Monseigneur le Duc d'Orleans sur le trône, et il nous donnera du pain. Témoin 237. Ein anderer sagte: Marie Antoinette a chaud; je me baignerai les mains dans son sang. Témoin 243.

b) Sie sagten: „Nous voulons voir Marie-Antoinette entre les deux yeux. La Polignac l'a.... nous l'a...., et nous lui enfoncerons jusqu'au coude." Elle sont ajouté, quelles vouloient chacune rapporter quelque chose de Marie-Antoinette. Une a dit: j'en aurai une cuisse; une autre, j'en aurai les tripes: et en disant ces choses, plusieurs tendoient leurs tabliers, comme si elles eussent eu dedans, ce qu'elles se promettoient d'avoir, et dans cette attitude elles dansoient. Témoin 243.

c) Témoin 243.

Von dem Greveplatze her hatten die Weiber Kanonen mit sich geführt. Da ihnen aber die Last zu schwer geworden war: so hielten sie auf der Strasse einige Wagen an, und spannten die Pferde derselben an die Kanonen. Einige von ihnen setzten sich auf die Pferde; andere ritten auf den Kanonen, mit der brennenden Lunte in der einen, und einem grossen Küchenmesser in der andern Hand. Maillard ließ nunmehr wieder zum Abmarsche trommeln, und versammelte die Weiber, und in Weiber verkleidete Männer um sich her. Sie erschienen beynahe alle, aber die bewaffneten Meuchelmörder blieben zurück, und fuhren fort zu trinken, und über den Königsmord, welchen sie vorhatten, sich zu berathschlagen. Viere von diesen Männern setzten sich in einem Wirthshause zu Sevres an einen Tisch, und verlangten eine Flasche Wein. Während des Trinkens sprachen sie über den Zug, auf welchem sie so eben begriffen waren. Einer sagte: „Wahrlich! ich kann mich nicht entschließen, Ihn zu tödten; IHN! nein, das wäre nicht recht; aber SIE; recht gerne.“ a) Sein Nachbar antwortete: „Rette sich, wer da kann; das wird sich zeigen, wenn wir erst da sind.“ b) Solche feine Distinktionen, zwischen dem Könige und der Königinn, hatte man im Palais Royal sogar die Meuchelmörder gelehrt!

Maillard, welcher von den Verschwornen zu diesem Zuge gedungen, und von ihnen bezahlt war, brachte seine Weiber wieder in Ordnung, um die Reise fortzu-

---

a) Ma foi, je ne puis me résoudre à le tuer, LUI; cela n'est pas juste: mais pour Elle, volontiers.

b) Sauve qui peut, il faudra voir quand nous y serons. Journal politique national.

setzen. Es regnete sehr stark, und auf der Strasse lag tiefer Koth; aber dieß hinderte sie nicht, aufzubrechen und weiter zu ziehen. Er nahm ungefähr zwanzig Männern ihre Spieße weg, und bewaffnete eben so viele Weiber damit, denen er befahl, den Vortrab auszumachen, und nicht zuzugeben, daß irgend eine von den übrigen Weibern von ihnen vorbey gienge. So zogen sie fort. Die Männer waren zurück geblieben, und darüber wurde Maillard unruhig, weil er befürchtete, sie möchten das Dorf Sevres plündern, oder andere Unordnungen anfangen. Laut gab er seine Besorgniß hierüber zu erkennen. Da kam ein Mann auf ihn zu gelaufen, mit fliegenden Haaren, mit offenem Halse, und in zerlumpten Kleidern. Er habe, sagte er, am Morgen, in einer Kirche zu Paris, Sturm geläutet; da hätten ihn einige Männer, welche darüber böse geworden wären, aufgehängt; aber in demselbigen Augenblicke hätten die Weiber den Strick abgeschnitten, und ihn genöthigt, mit nach Versailles zu kommen; nun sey er gesonnen, das Kommando über die zurückgebliebenen Männer zu übernehmen, wenn Maillard ihm dasselbe übertragen wolle. Maillard antwortete: er könne ihm das Kommando eben so wenig übertragen, als er selbst dasselbe werde übernehmen können; wolle er Gutes thun, so würde man ihm jederzeit dafür dankbar seyn, und in diesem Falle solle er sich nachher auf dem Rathhause melden, wo man seine Verdienste belohnen werde a). Der Unbekannte verlangte von Maillard einen seiner beyden Degen. Maillard gab ihm seinen eigenen, und behielt den Degen des Schwei-

a) Maillard spricht hier abermals in dem Namen des Bürgerraths.

zers in der Hand. Maillard, an der Spitze der Weiber, setzte seinen Zug nach Versailles fort. Nachdem sie durch Viroflai gekommen waren, trafen sie einige Reiter mit schwarzen Kokarden auf ihren Hüten an. Diese wurden von den Weibern angehalten, und man drohte, sie umzubringen, weil sie, wie die wüthenden Weiber behaupteten, die Nationalkokarde beschimpft hätten. Einen der Reiter rissen die Weiber vom Pferde, schlugen ihn, nahmen die schwarze Kokarde von seinem Hute, gaben dieselbe ihrem Anführer Maillard, und bemächtigten sich des Pferdes. Maillard ließ Halt machen, entriß den Unbekannten dem ihm gedrohten Tode unter der Bedingung, daß er, zu Fusse, mit dem Zuge nach Versailles ziehen, und sich dort der verdienten Strafe unterwerfen solle. Der Unbekannte ließ sich alles gefallen, und bat nur, daß man ihm nicht das Leben rauben möchte. Eine von den Weibern setzte sich auf das Pferd, und ritt in vollem Galopp davon, um zu Versailles von der Ankunft der übrigen Nachricht zu geben. Etwas weiter hin trafen sie zwey andere Männer zu Pferde, mit schwarzen Kokarden auf ihren Hüten, an. Auch diese wurden aufgehalten, gemißhandelt, und ihnen ihre Hüte mit den Kokarden weggenommen. Zwey Weiber setzten sich auf die Pferde dieser Unbekannten, und zwangen die Eigenthümer der Pferde, hinter ihnen her zu Fusse zu gehen. Maillard ließ abermals Halt machen, und stellte den Weibern vor, es sey unschicklich, daß sie die Kanonen, welche sie mit sich führten, an die Spitze des Zuges gestellt hätten; dieses gebe ihnen das Ansehen, als ob sie feindliche Gesinnungen mit sich nach Versailles brächten: sie möchten daher, um dieses zu verhüten, und in Versailles bey ihrer Ankunft keinen Aufruhr zu verursachen, die Kanonen in die Mitte

des Zuges nehmen; sich vergnügt und lustig stellen; und bey ihrer Ankunft zu Versailles das Lied singen: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant u. s. w. Sie willigten ein und thaten dieses, und dagegen empfiengen die in ungeheurer Menge versammelten Bürger von Versailles, den Zug mit einem wiederholten Rufen: „Hoch leben unsere Pariserinnen! Hoch leben unsere Pariserinnen!“ Vom Regen und Kothe waren die Weiber ganz naß und schmutzig; sie schüttelten daher, bey ihrer Ankunft zu Versailles, ihre Röcke und Taschen, worin das Geld klingelte, und sagten: „Seht einmal, wie wir uns zugerichtet haben; wir sehen aus, wie die Teufel, . . : . . . aber die soll uns dafür theuer genug bezahlen a).“ Es war halb fünf Uhr Nachmittags, als der Zug zu Versailles ankam. Das Regiment Flandern stand auf dem Paradeplatze unter den Waffen, und die ankommenden Weiber mischten sich sogleich zwischen die Linien der Soldaten, sprachen mit denselben, liebkosten sie b), entblößten sich vor ihnen auf die schändlichste Weise c), und wandten alles an, um sie zu verführen. Die Soldaten hatten Befehl von ihren Offizieren, die Weiber nicht zwischen den Linien durchzulassen, aber sie kehrten sich nicht daran, sondern freuten sich schon im voraus auf das Vergnügen der künftigen Nacht d). Einige Gardes du Korps ritten den Weibern entgegen, und fragten, was sie wollten?

a) Voyez comme nous sommes arrangées, nous sommes faites comme des diables, mais la b . . . . . e nous le payera cher. Témoin 71.

b) Témoin 59. 29. 294. 211. c) Témoin. 98.

d) Die Soldaten sagten: Nous allons avoir un plaisir de matin. Témoin 29.

Aber diese antworteten: „Geht und sagt eueren Gardes du Korps, daß sie proskribirt seyen, und daß wir sie alle, und so viele von ihnen unter unsere Hände kommen, umbringen werden a).“ Einige von den Meuchelmördern, welche Flinten trugen, fiengen an, auf die Gardes du Korps zu schiessen b). Einem der Gardes du Korps wurde sein Pferd getödtet, und er entgieng nur durch Hülfe seiner Kameraden, dem ihm von den Meuchelmördern gedrohten Tode. Ueberall, wo sich die Gardes du Korps zeigten, wurden sie von den Weibern und von den Meuchelmördern verfolgt, mit denen sich nunmehr auch die Bürgermiliz von Versailles vereinigt hatte. Gegen fünf Uhr drängte sich ein Soldat der Pariser Bürgermiliz durch die Reihen der Gardes du Korps, den blossen Säbel in der Hand, mit Gewalt durch c). Statt ihn auf der Stelle niederzuhauen, wie ein so unbesonnener Angriff verdient hätte, begnügten sich die Offiziere damit, ihn wegzujagen, weil sie sich vorgenommen hatten, den unsinnigen Pöbel so gelinde als möglich zu behandeln, und so viel möglich, Bürgerblut zu schonen. Die Offiziere suchten den Mann anzuhalten, als er zum zweytenmal wieder kam. Sie verfolgten ihn, und in demselbigen Augenblicke schoß ein Bürger von Versailles seine Flinte los, und zerschmetterte dem Herrn de Savonnieres, einem Offizier der Gardes du Korps, das Schulterblatt. An den Folgen dieser Wunde ist der tapfere Offizier nachher gestorben d). Den Gardes du

a) Témoin 101. 83. 342. 365.

b) Témoin 294. 365. 139.

c) Témoin 82. 158. 216.

d) Témoin 20. 21. 25. 153. 163. 380.

Korps hatte der König ausdrücklich verbieten lassen, sich zu wehren, oder auf das Volk zu schiessen, und dadurch befanden sie sich nur desto mehr den Beschimpfungen und den Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt.

Der Hof hatte von allem, was zu Paris vorgegangen war, so wenig etwas erfahren, daß der König gegen ein Uhr Nachmittags auf die Jagd gefahren war c). Während er jagte, erhielt er, durch Herrn de Cubieres, einen Brief von Versailles, worinn ihm berichtet wurde, daß eine Haufe bewaffneter Weiber von Paris im Anzuge begriffen sey, und daß die Königinn sehr wünsche, daß er zurück kommen möchte. Der König nahm den Brief, gieng einige Schritte bey Seite, erbrach denselben, las ihn, und forderte sogleich sein Pferd. Kaum war er auf das Pferd gestiegen, als ein unbekannter Ludwigsritter erschien, der nicht bey der Jagd gewesen, und von welchem Niemand wußte, wie er hergekommen war. Dieser warf sich vor dem Könige auf die Knie, und sagte laut: „Sire, man betrügt Sie. Ich komme so eben von der Militairschule, und ich habe dort einen Haufen Weiber gesehen, die sich versammeln, und sagen, sie wollen nach Versailles kommen, um Brod zu holen. Ich bitte Eure Majestät sich ja nicht zu fürchten". — „Fürchten"! antwortete der König, „fürchten! ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht gefürchtet". Und mit diesen Wor-

c) Témoin 212. Par une fatalité singulière, sans aucun avis avant-coureur, sans aucun mouvement préalable, on apprit tout-à-coup que les troupes soldées de Paris, que la Garde nationale, qu'un peuple immense enfin, se préparoit à venir à Versailles. Necker sur son administration. p. 209.

den ritt der König im Galoppe nach Versailles zurück, wo er um drey Uhr ankam a). Nachdem der König den Brief gelesen hätte, sagte er zu dem Ueberbringer, dem Herrn de Cubieres: „Die Pariser Weiber kommen nach Versailles und wollen Brod haben. Ach! wenn ich welches hätte: so würde ich nicht warten, bis sie kommen müßten, mir dasselbe abzufordern b)“. Man kann nicht ohne Schaudern denken, in welcher Gefahr sich der König befand. Wäre er eine halbe Stunde später von der Jagd zurück gekommen: so hätte er sich von den Weibern umringt gesehen; und von den Meuchelmördern, welche nach Versailles gekommen waren, um ihn zu ermorden! Herr von Luxemburg fragte den König: „Haben Eure Majestät wegen ihrer Garde etwas zu befehlen“? Der König antwortete lachend: „Was! um der Weiber willen; Sie spotten über mich c)“!

„Während diese Weiber von Paris im Anzuge begriffen waren, bemerkte man in der Nationalversammlung, daß etwas Außerordentliches vorging. Man berathschlagte sich über die Antwort des Königs auf die beschlossenen Artikel der Konstitution, und auf die Bekanntmachung der Rechte des Menschen, und, aus der Art wie die Berathschlagung geführt wurde, bemerkten auch diejenigen Mitglieder, welche um die Verschwörung Nichts wußten, dennoch die Zeichen eines sich nähernden Sturmes. Einige Mitglieder verlangten: der König solle

---

a) Témoin 223. Peur, Monsieur, je n'ai jamais eu peur de ma vie!

b) Témoin 269.

c) Allons donc, pour des femmes; vous vous mocquez de moi. Forfaits du 6 Octobre. T. 2. p. 239.

seine Antwort zurück nehmen, und, ohne Widerrede oder Einwendungen, die beschlossenen Artikel annehmen. Diejenigen, welche dieses verlangten, sprachen in einem so hohen und so despotischen Tone, daß man deutlich sehen konnte, sie wären ihres Erfolges schon gewiß. An diesem Tage wurde, zum erstenmal, das von den Gardes du Korps gegebene Gastmahl als ein strafbares Bachanal vorgestellt; die Gallerien wurden lärmend; die Königinn wurde angeklagt. Alle diejenigen, welche die Antwort des Königs vertheidigten, wurden, durch ein heftiges Geschrey, in ihrer Rede unterbrochen. Der Bischof von Langres konnte es nicht dahin bringen, daß man über folgende einfache Frage Stimmen gesammelt hätte: „Ist man mit der Antwort des Königs zufrieden oder nicht“? Diese Antwort sollte schlechterdings als null und gar nicht gegeben, angesehen werden, und man berathschlagte sich nur über die Ausdrücke, welche man dem Monarchen vorschreiben wolle, um dieselbe zu wiederrufen a)“.

Indessen hatte sich gegen eilf Uhr Vormittags in der Nationalversammlung das Gerücht verbreitet, daß der Pöbel von Paris im Anmarsche begriffen seye und die Nationalversammlung bestürmen wolle. Die meisten Mitglieder geriethen durch diese Nachricht in Schrecken und Bestürzung, und thaten, ohne Widerrede, Alles, was diejenigen Mitglieder, deren Popularität bekannt war, von ihnen verlangten b). Denjenigen Mitgliedern, welche nichts um die Verschwörung wußten, war die Nachricht, daß der Pariser Pöbel nach Paris komme,

---

a) Mounier appel. p. 128.
b) Mounier appel. p. 129.

höchst unerwartet. Der Abbe Sieyes sagte: „Ich begreife gar nicht, wie das zugeht; es ist ja verkehrt c)“. Mirabeau, welcher seinen Freundinnen, den Pariserinnen, entgegen zu gehen wünschte, um mit denselben gehörige Abrede zu treffen, stand zwischen eilf und zwölf Uhr von seinem Sitze auf, näherte sich dem Präsidenten, dem Herrn Mounier, und sagte: „Es sind 40,000 Mann von Paris gegen uns im Anmarsche begriffen; eilen Sie mit den Debatten; stellen Sie sich krank, und heben Sie die Sitzung auf“. Mounier antwortete: „ich sehe gar keinen Grund, um bey einer so wichtigen Berathschlagung sich zu übereilen; man übereilt sich ja ohnehin nur zu oft“. — „Aber“, antwortete Mirabeau, „bedenken Sie, daß Proskriptionslisten herum gehen, und daß Ihr Name oben an steht“. — „Desto besser für Sie“, versetzte Mounier, „desto besser für Sie, wenn man mich ermordet; Sie erhalten dann nur um so viel schneller die Republik, welche Sie verlangen. d)“. Endlich beschloß die Versammlung, eine Gesandtschaft an den König zu senden, um von ihm zu verlangen, daß er die neunzehn beschlossenen Artikel der Konstitution, und die Artikel der Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers, ohne alle Einwendung oder Widerrede, bestätigen, genehmigen und unterschreiben möchte. Als dieses beschlossen wurde, war es halb vier Uhr, und schon konnte man die Trommeln und das Singen der ankommenden Weiber hören. In diesem Augenblicke verließen

---

c) Témoin 148. 139. Cela marche en sens contraire.

d) Mounier Déposition. Mémoires de Lally-Tolendal. Témoin 177.

ließen alle Verschwornen zu gleicher Zeit die Versammlung, und giengen heraus, um sich mit den ankommenden Weibern zu unterhalten, und dieselben noch mehr aufzuwiegeln. Einige von ihnen theilten auch Geld unter die Weiber aus. Gegen vier Uhr verlangten die Weiber, vor die Schranken der Versammlung gelassen zu werden, um ihre Beschwerden anbringen zu können. Herr Mounier erlaubte, daß zwölfe von ihnen vor der Versammlung erscheinen durften. Sie kamen, und Maillard redete in ihrem Namen. Er sprach von der Hungersnoth, welche zu Paris herrsche; er behauptete, man habe die Müller bezahlt, damit sie nicht mahlen möchten; er verlangte, daß das Regiment Flandern Versailles wiederum verlasse; und daß der beleidigten Nationalkokarde Genugthuung geschehen solle, wobey er, mit heftiger Wuth, die schwarzen Kokarden, welche er auf seinem Kreuzzuge erobert hatte, im Angesichte der Versammlung, in Stücken zerriß. Er verlangte ferner, daß man ihm erlauben möchte, in allen den Häusern, in welchen man einen versteckten Kornvorrath vermuthen könne, Nachsuchungen anzustellen; er klagte die Geistlichen an, daß sie Feinde des Volkes wären; und er drohte sogar, daß er Jedermann zwingen wolle, die Nationalkokarde zu tragen. Dabey bediente er sich der Ausdrücke: „Wir verlangen, Wir fordern a)“. Herr Mounier bat ihn, zu bedenken, vor wem er rede, und die, der Nationalversammlung schuldige Hochachtung, nicht aus den Augen zu setzen. Auf diese Vorstellung antwortete Maillard: „Sagen Sie, was Sie wollen, wir sind doch alle Brüder“.

---

a) Nous voulons, nous exigeons. Mounier appel. p. 135. Témoin 140.

Als er bald nachher jene respecktwidrigen Ausdrücke wiederholte; als er sagte: das Volk sey in Verzweiflung, sie hätten den Arm aufgehoben; sie würden Frevelthaten begehen; es hange nunmehr von der Nationalversammlung ab, das Blutvergiessen zu verhüten; in der Nationalversammlung selbst, und unter ihren Mitgliedern befänden sich Feinde der öffentlichen Ruhe, und Personen, die an der Hungersnoth, welche gegenwärtig Paris bedrohe, Ursache seyen; diese Feinde gäben den Müllern Geld, damit sie nicht mahlen möchten; er habe die Beweise dieser Thatsachen in Händen; er kenne die Personen, aber er wolle sie nicht nennen, weil er kein Angeber sey, sondern bloß allein hieher komme, um Brod zu erhalten: als er in diesem drohenden Tone sprach: da fragte ihn Herr Mounier: „Ist das auch wahr, was Sie da sagen“? Maillard antwortete: „Ja“! und alle die Weiber, welche mit ihm vor den Schranken standen, und die Weiber, die sich in den Saal hinein gedrängt hatten, und die Weiber auf den Gallerien, alle schrien laut! „Ja! Ja! Ja! es ist wahr“! Der größte Theil der Mitglieder der Versammlung bezeigten laut ihren Unwillen über das unschickliche Betragen dieses Mannes, der es wagte, sogar in der Nationalversammlung die Mitglieder derselben anzuklagen. Herr de Rochebrune stand auf, und sagte zu Maillard: „Denkt daran, daß ihr euch in der Nationalversammlung befindet, und daß, wenn ihr den gehörigen Respekt aus den Augen setzet, oder die Mitglieder derselben beleidiget, ihr verdient dafür gestraft zu werden“. Der Präsident, Herr Mounier, antwortete auf die Anrede des Maillard. Er vermahnte die Weiber, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, und versicherte, der König und die Nationalversammlung würden alle ihre Kräfte anwenden, um Paris mit Lebens-

mitteln zu versorgen, und sie vollkommen zufrieden zu stellen. Mit dieser Antwort waren die Weiber nicht zufrieden. Ein Mitglied der Versammlung schlug daher vor, eine Gesandtschaft an den König zu schicken, um ihm von dem Zustande der Hauptstadt Nachricht zu geben. Dieser Vorschlag wurde von den meisten Mitgliedern mit großem Beyfalle aufgenommen, und es wurde noch hinzu gesetzt, der Präsident der Versammlung möchte sich, zu gleicher Zeit, bey dem Könige erkundigen, zu welcher Stunde es ihm gefällig seyn würde, eine zweyte Gesandtschaft anzunehmen, welche ihm die beschlossenen Artikel der Konstitution zum unterzeichnen überreichen sollte. Herr Mounier, begleitet von zwölf Mitgliedern der Nationalversammlung und von einigen Weibern, verließ den Saal der Versammlung, und trat seinen Weg nach dem Schlosse an. Er mußte diese Gesandtschaft übernehmen, weil ihm, als dem Präsidenten der Nationalversammlung, dieselbe von der Versammlung übertragen worden war. Uebrigens sah er wohl ein, daß diese Gesandtschaft an den König ein falscher Schritt sey, welcher bey dem Volke den Gedanken erwecken mußte, als ob es in der Gewalt des Monarchen stehe, der Hungersnoth ein Ende zu machen. Um daher den nachtheiligen Folgen dieser Gesandtschaft zuvor zu kommen, sagte Herr Mounier zu den Weibern, welche, zu der Zeit da er die Versammlung verließ, an den Schranken standen: „Der König kann weiter nichts thun, als, in Eurer Gegenwart wiederholen, was ich Euch schon gesagt habe; nemlich daß er, in Verbindung mit der Nationalversammlung, alles gethan hat, und noch ferner thun wird, um der Stadt Paris Lebensmittel zu verschaffen.“ a)

a) Mounier appel. p. 132.

Die Abgesandten giengen nunmehr, begleitet von allen den Weibern, durch den Regen und durch den tiefen Koth, nach dem Schlosse. Die Einwohner der Stadt Versailles hatten sich auf dem Schloßplatze versammelt, und machten zwey Reihen, zwischen welchen die Abgesandten durchgiengen. Hin und wieder waren zerstreute Haufen der von Paris gekommenen Weiber, und unter ihnen mit Lumpen bedeckte Männer, die, mit wildem Blicke und mit drohenden Gebehrden, von Zeit zu Zeit, auf eine schreckliche Weise heulten. Sie waren theils mit Flinten, theils mit Spießen, theils mit Säbeln bewaffnet, zum Theil auch mit Stöcken, welche eine eiserne Spitze hatten. Einige trugen Beile und Prügel; andere trugen lange Stöcke, an deren Enden Scheermesser fest gebunden waren; und noch andere, an langen Stöcken befestigte Sicheln und Dolche. Die Gardes du Korps patrouillirten, und sprengten, in vollem Galoppe, mitten durch die heulenden Haufen hindurch. So wie sich die Gesandtschaft dem Schlosse näherte, kam ein abgeschickter Haufe von Männern, welche mit Beilen, Spießen, und Knüppeln bewaffnet waren, um die Abgesandten nach dem Schlosse zu begleiten. Die Gardes du Korps, welche den Haufen zusammenlaufen sahen, ohne zu wissen in welcher Absicht, sprengten in vollem Galoppe hindurch. Die Männer, die Weiber und die Abgesandten, zerstreuten sich im Kothe, vereinigten sich aber bald wieder, und giengen nach dem Schlosse zu. Das Gitterthor des Schloßhofes wurde aufgemacht, und die Abgesandten der Nationalversammlung wurden hinein gelassen, aber den übrigen Begleitern ward der Eingang verwehrt. Indessen drängten sich doch einige von den Pariserweibern, mit Herrn Mounier in den Schloßhof, in das Schloß,

und bis in das Audienzzimmer des Königs. Der Präsident der Nationalversammlung stellte diese Weiber dem Könige vor, und erzählte ihm, in welcher traurigen Lage die Stadt Paris sich befinde; setzte aber hinzu, daß er ihnen schon gesagt habe, Seine Majestät hätten Alles gethan, um die Hauptstadt zu versorgen, und würden es ferner thun. Dieses sein Versprechen bat er nunmehr den König selbst zu bestätigen. Der König, sehr gerührt, versprach Alles zu thun, was von Ihm abhienge; umarmte die Weiber; befahl ihnen zu essen zu geben; und sie in den königlichen Wagen nach Paris zurück zu führen. Die Weiber, welche Herr Mounier dem Könige vorgestellt hatte, waren fünfe an der Zahl. Diejenige, die, im Namen der übrigen, das Wort führte, hieß Chabry, und war ein Sträußermädchen aus dem Palais Royal; ein bekanntes Freudenmädchen. Sie erschrack so sehr, als sie mit dem Könige sprechen sollte, daß sie, wie sie selbst erzählt, ohnmächtig wurde. Der König ließ ihr, zu ihrer Erfrischung, in einem goldenen Becher, Wein reichen, wornach sie sich wieder erholte. Als sie Abschied von dem Könige nahm, umarmte er sie. Darauf verlangte sie die Königinn zu sprechen, aber der König sagte: seine Gemahlinn befinde sich nicht zu Versailles, sondern zu Trianon. a) In dem Zimmer bey dem Könige, befanden sich der Herr de St. Priest, der Siegelbewahrer, der Herzog de Gevres, und einige andere Herren des Hofes. Herr St. Priest fragte eines dieser Mädchen, welche Rolin hieß, was sie wollten? Sie antwortete: sie sey von den übrigen Weibern, wider ihren Willen, mit Gewalt nach Versailles geführt worden.

---

a) Témoin 183.

„Zu welchem Endzwecke?“ fragte Herr de St. Priest. „Um dem Könige zu sagen, daß es seiner guten Stadt Paris an Brod fehle.“ — „Warum (fuhr Herr de St. Priest fort) habt ihr nicht auf dem Rathhause zu Paris eure Klagen angebracht?“ — „Wir sind dort gewesen: aber wir haben keinen Menschen angetroffen.“ — „So hättet ihr (versetzte Herr de St. Priest im Scherze) das Thor des Rathhauses zuschliessen, und dem Könige die Schlüssel überbringen sollen, um ihm zu beweisen, daß seine Stadt Paris gut verwahrt ist.“ b) Nun nahmen diese Weiber von dem Könige Abschied, und der König gab ihnen ein Papier, worinn er schriftlich versprach, daß er sich bemühen wolle, der Hungersnoth abzuhelfen. Die Chabry nahm das Papier, dankte dem Könige, und gieng vergnügt und freudig, mit der Rolin und den andern, aus dem Schlosse, durch den Schloßhof, zu dem Haufen von Weibern, welche indessen vor dem Gitterthore auf sie gewartet hatten. Sie erzählten, wie gnädig sie von dem Könige wären aufgenommen worden, und zeigten den übrigen die königliche Handschrift. Aber diese waren sehr unzufrieden, fluchten, behaupteten, jene hätten Geld von dem Könige erhalten, und verlangten, daß sie die erhaltene Summe mit ihnen theilen sollten. Die beyden Weiber leerten ihre Taschen aus, um zu beweisen, daß sie kein Geld erhalten hätten: aber dieses überzeugte die übrigen nicht. Sie rissen ihnen die königliche Schrift aus der Hand, sagten es sey ein bloßer Wisch, der zu nichts dienen könne; denn der König habe nicht einmal seinen Namen unterschrieben. Mit diesen Worten fielen die andern Weiber über die beyden her,

b) Témoin 187.

schlugen sie, gaben ihnen Stöße mit den Fäusten in den Unterleib, warfen sie nieder, traten sie mit Füssen, legten ihnen Strumpfbänder um den Hals, und drohten sie an die nächste Laterne aufzuhängen. Einige Gardes du Korps retteten diese beyden Unglücklichen vom Tode, mit eigener Lebensgefahr. Nun giengen die beyden Freudenmädchen, die Chabry und die Rolin, mit der königlichen Schrift in der Hand, wieder auf das Schloß zu dem Könige zurück, stellten ihm, weinend und schluchzend, vor, wie sehr sie wären mißhandelt worden, und baten ihn zu unterschreiben. Der König empfieng sie abermals sehr gütig, gieng mit den beyden Weibern auf den Balkon, und sagte dem unten versammelten Haufen, daß diese beyden Abgesandten von ihm kein Geld erhalten hätten. Dann unterschrieb er das Papier. Mit diesem Papiere in der Hand kamen sie aus dem Zimmer des Königs. Die Chabry hielt dasselbe im Vorzimmer in die Höhe, und rief überlaut, mit einem kräftigen Schwure: „ich habe ja wohl gewußt, daß er es würde unterschreiben müssen. a)“ Dann giengen sie nach der Nationalversammlung zurück, ließen in derselben die von dem Könige erhaltene Schrift vorlesen, und von dem Sekretair der Nationalversammlung unterschreiben.

Sobald Mounier die Versammlung verlassen hatte, nahm, an seiner Stelle, der Expräsident, der Bischof von Langres, den Präsidentenstuhl ein. Kaum hatte dieser Prälat sich niedergesetzt, als Maillard, welcher sich selbst den Sprecher der Weiber nannte, eine neue und höchst unverschämte Rede hielt, welche eine persön-

a) Nous savions bien que nous lui ferions sanctionner! Témoin 127. 177.

liche Beleidigung des Präsidenten war. Er fieng damit an, daß er abermals verlangte, das Regiment Flandern solle von Versailles entfernt werden: „denn“ sagte er „zu der Zeit einer Hungersnoth, wie diejenige ist, in welcher sich jetzo die Hauptstadt befindet, sind tausend Personen mehr zu ernähren, schon eine sehr beträchtliche Anzahl. Zu den Zeiten einer Hungersnoth, sage ich, wie die gegenwärtige ist, wo das Pfund Brod zu Paris drey Livres und zwölf Sous kostet“. Bey diesen Worten stand ein Mitglied der Versammlung auf, und fragte Maillard: „Wie er sich unterstehen könne, der Nationalversammlung solche Unwahrheiten vorzusagen? Er komme so eben von Paris; und er habe gesehen daß man sich zu den Beckern dränge, aber das Pfund Brod koste nicht mehr als zwölf und einen halben Sous.“ Maillard antwortete dreist: „Was ich gesagt habe, das will ich nunmehr beweisen. Das Gedränge bey den Beckern ist so groß, daß ein Weib kein Brod mehr erhalten kann; es muß ein Mann seyn, der es unternimmt, sich welches zu verschaffen. Nun verliert dieser Mann einen ganzen Tag darüber, einen Tag, an welchem er drey Livres hätte verdienen können, und zwölf Sous bezahlt er für das Brod: folglich kostet ihm das Pfund Brod drey Livres und zwölf Sous. Uebrigens bin ich, so wie alle Bürger der Hauptstadt, überzeugt, daß die Nationalversammlung sich bemüht eine gute Konstitution zu gründen, aber ich habe auch gehört, und die ganze Hauptstadt weiß es, daß die Geistlichen aus aller Macht der neuen Konstitution sich widersetzen.“ Bey diesen Worten schrien die Weiber und die Zuhörer auf den Gallerien, mit Einer Stimme: „Weg mit den Tonsuren! Weg mit den Tonsuren! Die Geistlichen sind an al-

unserem Unglücke Schuld!"*) Dann fuhr Maillard fort: „Es ist nicht meine Absicht gewesen irgend ein Mitglied dieser Versammlung anzuklagen, vielmehr wollte ich den Herren der Geistlichkeit, durch dasjenige, was ich gesagt habe, Gelegenheit geben, sich zu vertheidigen, und die Beschuldigungen, welche man ihnen in Paris macht, wenn diese Beschuldigungen ungerecht seyn sollten, von sich abzuwenden." Herr Robertspierre hielt hierauf eine sogenannte patriotische Rede, wodurch die Weiber etwas ruhiger wurden. Bald nachher drang ein ganzer Hause Weiber mit Gewalt durch die Wache und in den Saal der Versammlung. Sie setzten sich auf die Bänke, zwischen die Mitglieder der Versammlung, sprachen und lärmten. a) Einige von ihnen lachten über die Sekretaire der Versammlung; b) andere verspotteten den Präsidenten, c) und nöthigten denselben, sowohl als andere Mitglieder der Versammlung, zu wiederholtenmalen, sie zu umarmen. d) Die Versammlung, um diesen lautmurrenden Haufen zufrieden zu stellen, sah sich gezwungen, über die zu Paris herrschende Hungersnoth, und über die Mittel der Hauptstadt Brod zu verschaffen, sich zu berathschlagen. Sie faßte einen Beschluß, vermöge welches von den benachbarten Orten her Korn nach Paris geführt werden sollte. Der Präsident ließ eine Abschrift dieses Be-

---

*) A bas la calotte! C'est tout le Clergé qui fait nôtre mal. Témoin. 81.

a) Témoin. 155. 148. b) Témoin 148.

c) Témoin 148. 120.

d) Sie sagten zu dem Präsidenten, dem Herrn Bischof von Langres: „Lege deine beyden Daumen auf den Tisch." Er that es; darauf sagten sie: „Nun sind wir zufrieden, aber du mußt uns umarmen." Témoin 120.

schlusses dem Anführer der Weiber, dem Maillard, übergeben. Dieser aber antwortete: „Damit sind wir nicht zufrieden; der Beschluß erlaubt uns nicht, an denen Orten, wo wir verstecktes Korn vermuthen, selbst nachzusuchen, und dies wollen wir doch. Glauben Sie mir, meine Herren, thun Sie, was wir verlangen, wenn Sie Blutvergießen zu verhindern gesonnen sind." Der Graf Gouy d'Arcy schlug vor: man solle den Weibern erlauben, bey den Berathschlagungen mitzustimmen, welches sie ohnehin schon thaten. Aber dieser Vorschlag wurde mit Unwillen verworfen. a) In der Versammlung selbst stießen diese Weiber die schrecklichsten Lästerungen und Drohungen gegen die Königin aus. Eine von ihnen nahm ein Stück schwarzes Brod aus der Tasche, zeigte es einer andern und sagte: „dieses Stück will ich die Oesterreicherin zu verzehren zwingen, und ihr dann den Hals umdrehen." Eine andere zog mit wüthenden Geberden unter ihrer Schürze den Dolch hervor, mit welchem sie die Königin ermorden wollte. b) Einige sagten, lachend und spöttisch. „Heute wollen wir mit der Königin zu Nacht speisen, aber nicht allein; wir erwarten noch große Gesellschaft." c) Eine andere sprach die entsetzlichen Worte: „Wir haben die feinste und die weißeste Serviette mitgebracht, die wir zu Paris nur haben finden können, um die Eingeweide der Königin darin zurückzubringen." d) Eine andere sagte:

---

a) Témoin 220. b) Témoin 177.
c) Témoin 199.
d) Nous avons apporté la serviette la plus fine et la plus blanche, que nous avons pu trouver à Paris, afin d'y porter les entrailles de la Reine. Témoin 199.

„Wir wollen die Königin nicht an den Laternenpfahl führen, dies macht zuviel Umstände; ich selbst will ihr den Hals umdrehen.“ Die übrigen klatschten der Furie, welche so sprach, lauten Beyfall zu a) und die Mitglieder der Nationalversammlung schwiegen stille dazu.

Unter die Weiber mischte sich in dem Saale der Versammlung ein Weltpriester, der Abbe Dillon, Priester zu Pouzauges, und dieser hetzte dieselben mit ächter Pfaffenwuth gegen die Königin noch mehr auf. „Die . . . ., sagte er, ist an allem unserem Unglücke Schuld.“ b) Diese rasenden Weiber drohten sogar den Mitgliedern der Versammlung, und dem Präsidenten derselben mit dem Tode. Sie sagten, indem sie auf den Grafen Virieux deuteten: „Dieser kleine Sperling ist ein Aristokrat, und muß an die Laterne.“ c) Andere sagten: „Wenn uns Herr Mounier nicht eine günstige Antwort vom Könige zurück bringt, so wollen wir ihn hier an diesen Kronleuchter aufhängen. d)

Während die Weiber, die verkleideten Männer, und die Meuchelmörder, sogar im Heiligthume der Stellvertreter der Nation, sich solche greuliche Dinge zu sagen erlaubten, waren die übrigen Weiber in Versailles nicht weniger geschäftig. Nicht nur verfolgten sie mit

---

a) Témoin 268. 280.

b) Cette gueuse là est cause de tous nos maux. Témoin 268. 280.

c) Témoin 268. 280.

d) Témoin 280. Monsieur Mounier, tardant à revenir de chez le Roi, le Déposant a encore entendu dire aux mêmes femmes, qui étoient à la barre, que s'il ne rapportoit pas une réponse favorable, elles le pendroient à un lustre, qu'elles montroient.

Schimpfwörtern, mit Steinwürfen und Flintenschüssen die Gardes du Korps, welchen der König verboten hatte, sich zu vertheidigen; a) nicht nur stießen sie die entsetzlichsten Drohungen gegen die geheiligten Personen Ihrer Majestäten aus, sondern sie wagten es, Drohungen gegen die Königin, sogar unter den Fenstern des Monarchen auszustoßen. Das Sträußermädchen Chabry erzählt: während der Zeit, da sie bey dem Könige gewesen sey, ihn um Brod gebeten, und der Monarch ihr geantwortet habe: „Hätte ich Brod, so sollte in Paris Ueberfluß seyn!“ Während dieser Zeit wären ein paar tausend Weiber vor der Thüre des Schlosses versammelt gewesen, diese hätten gedroht, die Königin zu ermorden und laut auszurufen: „sie seyen nach Versailles gekommen, um den Kopf der Königin auf einem Spieße nach Paris zurück zu tragen!“ Hierauf habe der König zu ihr gesagt: „Aber kommt Ihr denn hieher, um der Königin ein Leid anzuthun?“ Sie haben geantwortet: „Nein!“ und der König habe erwiedert: „Die Königin willigt ein, mit mir nach Paris zu kommen. b) Unter

---

a) Tous ceux qui étoient dans la place d'armes, se mirent à claquer de mains, en disant: voila Paris, qui vient à notre secours. Ensuite ces mêmes gens proposèrent d'aller canonnèr l'Hôtel des Gardes du Roi, qui y étoient encore; d'autres proposèrent, d'en faire autant à la Municipalité. Un grouppe considérable s'opposa à ces desseins. Je crus, que l'humanité les y engageoit, je me joignis à eux, mais ils ne les empêchèrent, que pour leur dire, qu'il valoit beaucoup mieux pendre les uns et les autres, parceque ce seroit plus amusant. Témoin 146.

b) Témoin 183.

die Weiber, welche diese schrecklichen Drohungen gegen den guten Monarchen und gegen die liebenswürdige Königin ausstiessen, hatten sich einige Mitglieder der Nationalversammlung gemischt, welche diese Weiber noch mehr zum Königsmorde aufwiegelten. Mirabeau und Barnave waren vorzüglich geschäftig. Sie riefen überlaut: „Freyheit! Freyheit! meine Kinder, Freyheit! Wir unterstützen euch!“ a) So riefen diese Unmenschen, und auf diese Weise wiegelten sie das Volk auf, zu einer Zeit, wo der gütige Monarch, mit Thränen in den Augen, Befehl gab, daß man alles in Versailles vorräthige Brod auf seine Kosten aufkaufen, und unter diese hungrigen Weiber vertheilen solle. b)

Der Herzog von Orleans hatte, sogleich nach der Ankunft der Weiber, die Nationalversammlung verlassen, sich unter die Weiber und unter die Meuchelmörder gemischt, Geld unter sie ausgetheilt, und sie gegen die königliche Familie aufgewiegelt. Die Meuchelmörder standen um ihn herum und sagten: „Wir wollen den Kopf der Königin; wir wollen nicht, daß der Säufer länger regiere; den Herzog von Orleans, den wollen wir zum Könige haben!“ c) Zu gleicher Zeit verfolgten sie die Gardes du Korps, und drohten ihnen, sie alle umzubringen. Die Gardes du Korps waren über die schändliche Weise, wie sie von dem Pöbel behandelt wurden, so erbittert, daß sich diese tapfern Edelleute wehren

a) Témoin 157. b) Témoin 386.

c) Ces gens disoient hautement, qu'ils vouloient avoir la tête de la Reine; qu'ils ne vouloient pas que l'ivrogne fut Roi davantage; et plusieurs crioient, que c'étoit le Duc d'Orleans qu'il leur falloit pour Roi. Tém. 214. 450.

wollten. Aber ihre Offiziere hielten sie mit den Worten zurück: „Wehrt Euch nicht, denn man sucht nur ein Gefecht anzufangen, um einen Vorwand zu haben in das Schloß einzufallen, und den König und die Königin zu ermorden.“ a) Viele von diesen verkleideten Weibern hatten unter ihrem Rocke einen Gürtel, in welchem Pistolen steckten. b) Diese zogen sie hervor, und schossen auf die Gardes du Korps, von denen sie einige tödteten und andern die Pferde umbrachten. Die Meuchelmörder zeigten durch das Gitterthor des Schlosses den Gardes du Korps ihre Dolche, und riefen dabey aus: „mit diesen Waffen wollen wir euch morgen erwarten.“ c) Ein Weib stieß mit bloßem Degen auf Herrn Bernardy, einen Gardes du Korps. Er riß ihr den Degen aus der Hand, und indem er es that, kam ein Haufe von Weibern herbey gelaufen, welche ausriefen: „Wir verlangen nicht Brod; Blut müssen wir haben. Ihr seyd alle Lumpenkerle; Eure Königin ist eine . . . . und wir wollen ihre Haut haben, um Bänder daraus zu schneiden.“ d) So riefen die Weiber unter den Fenstern des Königs und der Königin.

Mit den Weibern und den Meuchelmördern vereinigte sich, gegen die Gardes du Korps, und gegen die geheiligten Personen Ihrer Majestäten, die Bürgermiliz

---

a) On ne cherche qu'à engager une action, pour envahir le chateau, et massacrer le Roi et la Reine. Témoin 214.

b) Témoin 309. c) Témoin 338.

d) Ce n'est point du pain que nous demandons; c'est du sang qu'il nous faut: vous êtes tous des gueux, votre Reine est une coq . . . . . , et nous voulons sa peau, pour en faire des rubans de district. Tém. 225.

von Versailles. Uneingedenk des Zwecks, zu welchem sie seit der Revolution errichtet wurde, und welcher kein anderer war, als der, daß sie Ordnung, Ruhe und öffentliche Sicherheit erhalten, und den Unordnungen des Pöbels, zu einer Zeit, da die Gesetze schwiegen, Einhalt thun sollten; uneingedenk dieses Zwecks, verbanden sich die Bürgersoldaten sogar mit den Meuchelmördern und vergrösserten die Rebellion, statt derselben Einhalt zu thun. Anstatt das Morden zu verhüten, mordeten sie selbst mit. Statt den König, die Königin, die Gardes du Korps und den Hof zu vertheidigen, den Hof, von welchem sie Alle Nahrung und Unterhalt zogen, statt dessen unterstützten sie die Mörder des gütigen Monarchen! Der Graf D'estaing, der General-Kommandant der Bürgermilitz zu Versailles, hatte der Militz keine Patronen austheilen lassen, weil er keine Nothwendigkeit sah, die Bürger zu bewaffnen. Aber sie kamen zu ihm in heftiger Wuth und verlangten Patronen. „Wozu?“ fragte er. „Um auf die verf... Gardes du Korps zu schiessen; auch nicht Einer von ihnen soll übrig bleiben!“ a) Destaing schlug diese Bitte ab; da giengen die blutdürstigen Einwohner von Versailles zu ihren Freunden, den treulosen und eidbrüchigen Soldaten des Regiments Flandern, kauften diesen ihre Patronen ab, und schossen nunmehr auf die Gardes du Korps. b) So sehr hatte der beständige Aufenthalt des

a) Pour tirer sur les f. . . . . Gardes-du-corps, en disant, qu'il failloit exterminer jusqu'au dernier. Tém. 312.

b) Témoin 302. Tous ceux qui étoient en armes, ainsi que d'autres sans armes, murmuroient, parceque Mr. le Comte d'Estaing ne leur

Hofes zu Versailles in den Einwohnern der Stadt alles Gefühl von Menschlichkeit erstickt! Als Destaing die Schüsse der ihm untergebenen Miliz hörte, sprang er wie rasend hervor und rief den Bürgern zu: „Um Gotteswillen, was macht ihr! auf mich schießt, wenn ihr schiessen wollt!“ a). Destaing hatte sich überhaupt an diesem Tage durch seine Unerschrockenheit und durch seine Ergebenheit für den unglücklichen Monarchen neue Lorbeern erworben. Der Herzog von Orleans hatte sich viele Mühe gegeben, Destaing in sein Interesse zu ziehen; er hatte ihm grosse Anerbietungen und Versprechungen gethan, um ihn treulos zu machen; aber vergeblich. Destaing war ein Mann von Ehre, ein rechtschaffener Mann, und er blieb es. Der Herzog sagte zu seinem Kanzler, Herrn la Touche: „Können wir Destaing denn gar nicht gewinnen?“ — „Nein, Monseigneur!“ antwortete dieser, „das ist unmöglich; er will nicht.“ — „So müssen wir uns den Mann vom Halse schaffen!“ versetzte der Herzog. b)

Als Destaing nach Ankunft der Weiber zu Versailles die Gefahr sahe, in welcher sich die königliche Familie befand, suchte er den unglücklichen Monarchen zu bewegen, daß er die Ankunft der Pariser Bürgermiliz nicht ab-

donnoit pas de poudre. Le peu d'entr'eux qui en avoient, ne l'employèrent à d'autre usage, qu'à tirer sur les Gardes du Roi, qui ne répondoient pas. Tém. 346.

a) Morbleu! c'étoit plûtôt sur moi qu'on devoit tirer. Témoin 138.

b) „Eh bien! D'Estaing l'aurons nous?“ — Non, Monseigneur, c'est impossible.“ — „Il faut s'en défaire.“ Témoin 17. 168.

abwarten, sondern unter Bewachung seiner getreuen Gardes du Korps Versailles verlassen möchte. Damit man ihm in der Folge keine Vorwürfe machen, oder ihm Schuld geben möchte, er hätte den König heimlich entführt, so theilte er seinen Plan dem Bürgerrathe zu Versailles mit, und ließ sich von demselben in folgenden Worten eine schriftliche Vollmacht geben. a)

„Nachdem uns der Graf Destaing angezeigt hat, daß eine grosse Menge bewaffneter Männer und Weiber von Paris im Anzuge begriffen seyen, und daß der König und die königliche Familie durch ihre Ankunft in Gefahr gerathen könnten, so erlaubt der Bürgerrath dem Herrn Grafen Destaing, den König auf seiner Flucht zu begleiten, und bittet denselben, alles anzuwenden, um den König sobald als möglich wieder nach Versailles zurück zu bringen.“

Sobald Destaing diese Vollmacht erhalten hatte, machte er Anstalten zur Flucht. Fünf Kutschen der Königin erschienen an dem Thore, welches nach dem Park von Versailles führt. Die Wache wollte schon das Thor öffnen, um die Wagen heraus zu lassen, als ein Offizier der Bürgermilitz ankam, welcher befahl, daß das Thor verschlossen bleiben sollte. Dann fragte dieser Offizier den neben dem Wagen her reitenden Pagen: wer sich in dem Wagen befände? „Die Königin ist darin,“ antwortete der Page, „Sie will nach Trianon fahren.“ Darauf antwortete der Offizier: „Bey den gegenwärtigen Unruhen würde es für die Königin gefährlich seyn, das Schloß zu verlassen. Wir bieten uns an, Ihre Majestät nach Ihren Zimmern zurück zu begleiten; aber

a) Dépoſition de M. le Cointre.

aus der Stadt können wir Sie nicht lassen, und die Wagen müssen daher umkehren." a) Die Königin selbst befand sich nicht in dem Wagen, aber Madame Thibault, ihre erste Kammerfrau, saß darin, an der Stelle der Königin. Der gepackte Reisewagen des Grafen de St. Priest wurde ebenfalls am Thore angehalten.

Ungeachtet Destaing alle diese Anstalten zur Flucht getroffen hatte, so wollten dennoch weder der König, noch die Königin einwilligen, sich von Versailles zu entfernen. Die Königin hatte in ihren Zimmern große Gesellschaft gebeten, und sprach laut und mit Würde zu jedem, der sich ihr näherte. Sie las auf den Gesichtern der Umstehenden, wie sehr man um Sie besorgt war. Einige Herren wagten es, Ihre Besorgniß durch Worte auszudrücken; aber die Monarchin antwortete: „Ich weiß, daß man von Paris gekommen ist, um meinen Kopf zu verlangen; aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und ich erwarte denselben standhaft." b) Herr von Frondeville, welcher bey der Königin im Zimmer war, sagt: „Mehrere Personen nacheinander kamen und kündigten an, daß die Pariser Bürgermiliz im Anzuge begriffen sey. Angst und Unruhe nahmen dadurch zu, und nur allein die Königin suchte denen, die Sie umgaben, Muth einzusprechen. Sie war nicht im mindesten besorgt. c) Einige

---

a) Déposition de le Cointre.

b) Journal politique national.

c) Plusieurs personnes, qui arrivoient successivement, annoncoient l'arrivée de la Milice Parisienne. La consternation augmentoit, et la Reine, seule occupée de rassurer les personnes qui

Herren des Hofes ersuchten mich, ich möchte von der Königin einen Befehl auswirken, welcher ihnen Vollmacht geben sollte, aus den königlichen Marställen sich Pferde nehmen zu dürfen, und die königliche Familie zu vertheidigen, im Falle man es wagen dürfte, dieselbe anzugreifen. Ich sprach darüber mit Madame Elisabeth, und diese gieng sogleich heraus, um ihrer Majestät, welche das Zimmer verlassen hatte, diese Bitte vorzutragen. Die Königin kam herein, rief mich zu sich und sagte: Ich willige ein, Ihnen den Befehl zu geben, welchen sie verlangen, aber unter der Bedingung, daß, wenn das Leben des Königs in Gefahr seyn sollte, Sie schnell von diesem Mittel Gebrauch machen; daß aber, so lange ich allein in Gefahr bin, Sie Sich desselben nicht bedienen sollen." a)

Nachdem der König von der Jagd zurückgekommen war, hatte er sogleich seine Minister versammelt und sich mit denselben berathschlagt: was bey der gegenwärtigen Lage der Dinge zu thun sey? Einige Minister riethen dem Monarchen, sich von Versailles zu entfernen. Aber Necker widersetzte sich diesem Vorschlage, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens (sagte er) würde die königliche Familie nicht ohne grosse Schwierigkeiten Versailles verlassen können, und die Flucht derselben werde der Anfang des bürgerlichen Krieges seyn. Zweytens

l'entouroient, ne montroit pas le moindre altération. Témoin 177.

a) Je consens à vous donner l'ordre que vous me demandez, à cette condition, que si les jours du Roi sont en danger, vous en ferez un prompt usage, et que si moi seule je suis en péril vous n'en userez pas. Tem. 177.

hatte der König kein Geld, und da alle königliche Kassen sich in Paris befanden, so war auch keine Möglichkeit vorhanden, sich Geld zu verschaffen. a)

Gegen Abend gaben sich viele Personen Mühe, durch Zureden und Geldaustheilen die unter den Waffen stehenden Soldaten des Regiments Flandern zu bewegen, daß sie ihre Pflicht nicht thun, sondern sich mit den Bürgern vereinigen möchten. Unter diesen Personen war vorzüglich geschäftig ein junges Freudenmädchen, Namens Therouenne de Mericourt. Sie trug ein scharlachfarbenes Amazonenkleid, und ritt, von einem ebenfalls in Scharlach gekleideten Bedienten begleitet, in Versailles herum. Dann stieg sie vom Pferde, begab sich mit andern Weibern zwischen die Linien des Regiments Flandern, theilte Geld unter die Soldaten aus und suchte dieselben zum Aufruhr zu bewegen. b) Außer dieser Dirne waren noch verschiedene andere Personen in derselben Absicht zwischen die Linien des Regiments Flandern getreten; ja sogar einige Mitglieder der Nationalversammlung, und unter diesen vorzüglich Mirabeau. Stellvertreter der französischen Nation beredeten die Soldaten, daß sie eidbrüchig werden möchten! Mit einem bloßen Säbel in der Hand gieng Mirabeau von Reihe zu Reihe des unter den Waffen stehenden Regiments, und wiegelte die Soldaten gegen ihre Offiziere und gegen die Gardes du Korps auf. c) Er sagte zu ihnen: „Meine Freunde, nehmt Euch in Acht. Euere Offiziere haben sich mit den Gardes du Korps gegen Euch

---

a) Necker sur son administration. p. 210.
b) Témoin 203. 91. 156. 182. 189.
c) Témoin 48. 161. 149.

verschworen. Die Gardes du Korps haben so eben zwey von Euern Kameraden vor ihrem Hotel ermordet, und einen dritten in der Straße Sartory. Ich bin hier zu Euerer Vertheidigung." a) Die versammelten Weiber riefen aus: „Wo ist unser Graf Mirabeau? wo ist er? Wir wollen unsern Grafen Mirabeau sehen!" b) Der Marquis de Valfond, der Obriste des Regiments Flandern, sagte zu Mirabeau: „Sie sehen ja aus wie Karl der Zwölfte!" c) Und Mirabeau antwortete: Man weiß nicht, was geschehen kann; am besten ist es immer zur Vertheidigung bereit zu seyn. d)

Der Herzog von Orleans sandte seine Bedienten, als Spione sogar bis in den Pallast und bis in die Zimmer der Königin. Ein Offizier der Gardes du Korps sprach bitter und unvorsichtig über die Greuelthaten, welche jetzo ungestraft zu Versailles vorgiengen. Die Königin, welche dieses hörte, lenkte sogleich die Unterredung auf einen andern Gegenstand, gieng auf die Herren zu, welche so sprachen, und sagte: „Seyn Sie vorsichtiger, meine Herren, sehen Sie nicht dort einen Kammerdiener des Herzogs von Orleans? Ich begreife gar nicht, wie er herein gekommen ist." e)

---

a) Témoin 18. Mes amis prenez garde à vous. Vos officiers et les Gardes-du-corps ont formé une conspiration contre vous. Les gardes du Roi viennent d'assassiner deux de vos camarades devant leur hôtel, et un troisième dans la rue Sartory. Je suis ici pour vous défendre.

b) Témoin 154.

c) Vous avez l'air de Charles XII.

d) On ne sait ce qui peut arriver; il faut toujours être en état de défense. Tém. 37.

e) Messieurs, soyez plus reservé. Voilà un valet-

Die Gardes die Korps hatten von dem Könige ausdrücklichen Befehl erhalten, sich nicht zu vertheidigen, sondern sich in ihr Quartier zurück zu ziehen. Während des Rückzuges geschahen auf sie mehr, als 600 Schüsse, von denen aber nur wenige trafen. Die Gardes du Korps schickten Abgesandte an den Pöbel, um zu erklären, daß sie keine feindlichen Gesinnungen hätten, und um den Haufen zu bitten, daß er mit dem Morden aufhören möchte. Aber Destaing hielt diese Abgesandten zurück: „Gehen Sie nicht heraus, meine Herren, wenn Sie nicht ermordet werden wollen. Ich selbst habe heraus gehen wollen, und man hat 8 Schüsse auf mich gethan. Ich bin nicht mehr Meister.“ a)

Auch das Regiment Flandern erhielt ausdrücklichen Befehl vom Könige, sich nicht zu wehren. Dieser Befehl wurde so pünktlich ausgeführt, daß die Meuchelmörder sogar die eiserne Kette, durch welche der Schloßhof, wie durch ein Gitter verschlossen wurde, mit Beilen entzwey schlugen, in den Hof und in das Schloß, bis in das königliche Vorzimmer eindrangen, und alles plünderten, was sie antrafen, ohne daß das Regiment Flandern, welches in Schlachtordnung im Schloßhofe stand, auch nur Eine Bewegung gemacht hätte, diesen Unordnungen an einem der Majestät geheiligten Orte Einhalt zu thun. b)

---

de-chambre de M. le Duc d'Orleans, qui s'est introduit ici, je ne sais comment. Tém. 146. 168.

a) Messieurs, ne sortez pas, ou vous serez massacrés. Moi méme j'ai voulu sortir, et on m'a tiré huit coups de fusil. Je ne suis plus le maître. Tém. 18.

b) Témoin 37.

Aus dem Schlosse wurden die Mörder von den Schweizern gejagt. a) Der Pöbel, welcher alle diese Greuel ungestraft und ohne Gefahr begehen konnte, wurde dadurch nur desto dreister, und kannte nun, durch Orleans und Mirabeau aufgewiegelt, keine Gränzen mehr. Königsmord war sein liebstes Gespräch, und Niemand war vorhanden, der denen, welche so sprachen, Vorwürfe gemacht, oder sie gestraft hätte. Entsetzlich sind die Nachrichten, welche uns Augenzeugen von dem geben, was sie hörten und sahen; und wenn irgend etwas beweisen kann, mit wie grossem Rechte Rousseau behauptet hat: der höchste Grad der Verfeinerung der Sitten seye zugleich der höchste Grad von Verdorbenheit, so ist es das Betragen der Frankreicher während der Revolution. Man lese die Beschreibung der, auf der untersten Stufe der Kultur stehenden, menschenfressenden Neuseeländer; man lese die gegenwärtige Geschichte der auf der höchsten Stufe der Verfeinerung stehenden Pariser; man vergleiche dann Neuseeländer und Pariser, und man wird, ohne Bedenken, an moralischem Werthe jene diesen weit vorziehen! Hier nur einige Thatsachen, welche dienen können, um eine solche Vergleichung anzustellen.

Ein Mann näherte sich einem Garde du Korps, welcher auf seinem Posten Schildwache stand, und sagte zu ihm: „du Sch . . . , die Reihe wird bald auch an dich kommen!“ b) Ein Haufe von Mördern schrie im Schloßhofe: „Wo ist die verfluchte . . . . . ? Wir wollen ihr

---

a) Témoin 168.

b) J . . . F . . . . de galonné, ton tour viendra avant qu'il soit long-tems. Tém. 9.

Herz fressen!" a) Wenn sie vom Könige sprachen, nannten sie ihn nur „den Kerl." b) Die Bürgermilitz sagte: „Sie wollten die Gardes du Korps zwingen, vor der Militz zu defiliren, mit dem Huthe in der Hand und mit einem gebogenen Knie." c) Ein Offizier der Pariser Bürgermilitz sprach: „Die Gardes du Korps müßten alle, ohne Ausnahme, ermordet, ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen, und dasselbe gebraten und zum Frühstücke verzehrt werden." d) Ein Pariser Bürgersoldat sagte: „ich habe dem Könige heute aus seiner Küche ein gebratenes Huhn gestohlen, und es hat mir besser geschmeckt, als Seiner Majestät." e) Der Herzog von Orleans ließ Mörder anwerben, und jedem 50 Louis d'ors versprechen, der sich mit dem Haufen vereinigen wolle, welcher am folgenden Morgen in das Schloß mit Gewalt einbrechen, und die Gardes du Korps und die königliche Familie ermorden sollte. f). Ein Mann von Stande sprach mit zwey andern und sagte: „bald werden wir stark genug seyn. Die Bürgermilitz ist auf dem Wege. Dann wollen wir nach dem Schlosse hin ziehen, uns der Personen des Königs und der Königin bemächtigen, und aller der Spitzbuben, mit denen sie umgeben sind. Alle diese Leute brauchen wir gar nicht. Weil sie nicht zu regieren verstehen, so sind sie eine unnütze Last,

---

a) Où est cette sacrée co . . . . ? Il faut lui manger le coeur. Tém. 9.

b) Témoin 29. c) Témoin 61.

d) Qu'il faudroit les tuer tous, jusqu'au dernier, leur arracher le coeur, les fricasser et déjeuner avec. Tém. 61.

e) Témoin 88. f) Tém. 110.

welche wir uns vom Halse schaffen müssen. Uebrigens kommt unter der Bürgermiliz ein Mann, der sich mit uns versteht, und der uns helfen wird unsern Plan auszuführen." Einer der Zuhörer, über diese Rede unwillig, antwortete: „Was? meine Herren, ein Komplott? Das ist schrecklich! Der König hat ja keine Schuld, wenn sich seine Minister schlecht betragen haben!" Darauf riefen die übrigen: „Bo! Bo! wozu ein König? Nichts mehr von Alle dem." a) Und Einer, der dabey stand, sagte: „Ja! ja! ihr habt Recht!" Einen Garde du Korps verwundete ein Soldat der Pariser Bürgermiliz mit seinem Bajonette durch das Gitterthor des Schloßhofes mit schrecklichen Drohungen. b) Der erste Prinz vom Geblüte, der Herzog von Orleans, war mit den Mördern einverstanden, sprach mit denen, welche die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Königin ausstiessen, grüßte dieselben, und wurde von ihnen gegrüßt. c) Die in Weiber verkleideten Männer sprachen lachend und hüpfend davon, daß sie den Kopf der Königin mit sich nach Paris bringen wollten; und, was bemerkenswerth

---

a) Bon, bon, à quoi bon un Roi? plus de tout cela. Tém. 115.

b) Un soldat de la garde nationale, de Versailles ou de Paris, m'a au travers les barreaux de la dite grille, allongé un coup de bayonette, qui a déboutonné mon habit, et ne m'a qu'effleuré la poitrine, en me disant: „B ... à la lanterne; il fera jour demain. Si tu crois que nous sommes venus ici pour des prunes, tu te trompes bien." Tém. 158.

c) Que lui Déposant a entendu, dans cette même soirée et dans la matinée du Mardi, des femmes venues de Paris dire: „Ah! la garce! nous ne

ist, sie nannten die Königin nicht anders, als die Oesterreicherin. a) Dieses geschah deswegen, weil die Verschwornen, da sie voraussahen, daß das Haus Oesterreich eine so himmelschreyende Greuelthat, als die Ermordung eines gekrönten Hauptes, einer geheiligten Person aus ihrer Familie, nicht ungestraft lassen würde, es auch für nöthig hielten, schon im voraus dem Volke Haß und Abscheu gegen alles, was Oesterreichisch war, oder Oesterreichisch hieß, beyzubringen. Sie nannten daher die königliche Familie nicht anders, als den Oesterreichischen Ausschuß (le Comité Autrichien). Die Zügellosigkeit war so groß, und in den Gemüthern der Frankreicher war so wenig Gefühl von Anständigkeit, von Großmuth, oder auch nur von Menschlichkeit übrig geblieben, daß man den Weibern lauten Beyfall zuklatschte, welche auf öffentlicher Strasse die Messer auf den Steinen wetzten, mit denen sie, wie sie sagten, die Königin ermorden, derselben den Leib aufschneiden, und das Herz herausreissen wollten b). Die Feder fällt mir

nous en irons d'ici qu'après avoir fait des cocardes avec ses boyaux.“ Qu'il a vu également, pendant la dite soirée du Lundi, M. le Duc d'Orleans, allant et venant plusieurs fois de chez lui à l'Assemblée, et de l'Assemblée chez lui, recevant, chemin faisant, les hommages et les saluts de toute la populace, et que de tems en tems ce Prince leur rendit le salut. Témoin 272.

a) Nous rapporterons à Paris la tête de cette B........ d'Autrichienne. Témoin 316.

b) Monsieur de Forget, Chevalier de Malthe, dépose, qu'il vit passer beaucoup de poissardes, ou femmes du peuple, qui se déchainoient en propos tres indécents contre la Reine. Qu'une d'elles

aus der Hand, indem ich solche Abscheulichkeiten niederschreibe! Aber dieses sind die traurigen Folgen des gänzlichen Verfalls der Sitten und der Religion; dieses sind die Folgen der Modephilosophie, und des dogmatischen Atheismus!

Einen großen Theil dieser Greuelthaten hätte der Hof verhindern, und vielleicht auch denen, welche am folgengen Tage geschahen, zuvor kommen können, wenn er gleich anfänglich Gewalt gebraucht hätte. Es waren Truppen genug in Versailles vorhanden, um einen Haufen zusammengelaufener Weiber, und eine Rotte von Meuchelmördern nach Paris zurück zu jagen. Bösewichter sind allemal auch zugleich feige Menschen, und fürchten sich vor jedem Scheine von Widerstand. Auf die Gardes du Korps und auf die Schweizer konnte der Hof sich verlassen; ein großer Theil des Regiments Flandern war auch noch treu geblieben, und wurde erst am Abend dieses Tages, und am folgenden Morgen verführt. Zu diesen Truppen hätten sich noch viele Freywillige der Bürgermiliz von Versailles gesellt, und so hätte man leicht die Weiber und Mörder nach Paris zurück jagen, sich der Brücke zu Sevres bemächtigen, dieselbe, da sie nur von Holz gebaut war, abbrechen, und dadurch, wenigstens auf eine Zeitlang, die Pariser Bürgermiliz verhindern können, nach Versailles zu kommen. Dann hätte der König der Nationalversammlung erklären müssen: „Daß

particulièrement, ayant un couteau à la main, qu'elle aiguisoit sur une borne, disoit, qu'elle seroit heureuse, si elle pouvoit lui ouvrir le ventre avec ce couteau, et lui arracher le coeur, en fourrant le bras jusqu'au coude; ce qu'elle accompagnoit d'un geste démonstratif.

er so große Beleidigungen geduldig zu ertragen nicht gesonnen sey, und daß er um sich her alle seine getreuen Unterthanen versammeln, und sich den Rebellen widersetzen wolle. Sie, die Nationalversammlung, werde der Nation für alles das Unglück, welches nunmehr erfolgen würde, verantwortlich seyn müssen, wenn sie sich nicht mit ihm vereinige, um die auf dem Marsche begriffene Pariser Armee zu verhindern, nach Versailles zu kommen." Hätte der König eine solche Erklärung gethan, so würden die Verschwornen, aller ihrer demagogischen Kunstgriffe ungeachtet, dennoch dem Wunsche des Königs gemäß haben stimmen müssen, weil der Ausgang einer Schlacht zwischen der tapfern Leibwache des Königs und dem Pariser Gesindel viel zu ungewiß war. Gesetzt aber auch, der König wäre geschlagen worden, oder er hätte keine Schlacht wagen wollen: so würde es dann doch möglich gewesen seyn, daß sich der König in eine benachbarte Stadt flüchten, und mit denjenigen Mitgliedern der Versammlung, welche ihrer Pflicht getreu geblieben waren, würde haben vereinigen können a). Hätte der König seinen Truppen Befehl gegeben, sich zu wehren, so wäre alles, was nachher geschah, verhütet, und die tapfern Gardes du Korps wären nicht der Wuth eines rasenden Pöbels aufgeopfert worden. Aber Menschlichkeit hielt den König davon ab, seiner Leibwache Gegenwehr zu erlauben; eine mißverstandene, zu unrechter Zeit angebrachte Menschlichkeit. Mißverstandene Menschlichkeit habe ich gesagt! Seit einiger Zeit ist es Mode geworden, zu behaupten, daß das Volk, wenn es glaubt, daß ihm Unrecht geschehe, oder wenn es von Par-

a) Mounier appel. p. 152.

Müßiggängern aufgewiegelt wird, ein Recht habe, sich mit gewaffneter Hand den Befehlen seines Fürsten widersetzen und die schändlichsten Freventhaten zu begehen; und daß der Fürst in einem solchen Falle nicht unter den zusammengelaufenen Haufen schießen lassen dürfe; daß er, mit einem Worte, kein Bürgerblut vergießen könne, ohne seine Pflicht zu verletzen. Diese Lehre ist aber auf unrichtige Grundsätze gebaut. Wenn in einem Staate ein Auflauf entsteht, so muß der Fürst erst alle mögliche Mittel der Güte versuchen, um das Volk zu zerstreuen. Helfen diese nicht: so muß er durch Drohungen zu schrecken suchen. Und wenn auch diese keine Wirkung thun sollten, so ist es seine Pflicht (freylich eine unangenehme Pflicht) der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, und den Haufen zu zerstreuen. Die Menschlichkeit sogar fordert dieses von ihm: sie fordert, daß einige Wenige umkommen, damit Viele gerettet werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Pöbel, wenn er einmal aufrührisch geworden ist, durch Schonung sich nicht leiten läßt, sondern durch Nachgiebigkeit nur noch mehr rebellisch wird. Hingegen hat die Erfahrung auch gelehrt, daß ein Haufe von vielen tausend Menschen sogleich aus einander läuft, sobald nur einmal unter denselben geschossen wird. In England, wo doch völlige Freyheit herrscht, wird bey einem Auflaufe des Volkes das Kriegsgesetz laut vorgelesen und öffentlich bekannt gemacht. Die rechtschaffenen, guten, ruhigen und friedliebenden Bürger gehen dann nach Hause, und unter dem Gesindel wird, wenn es fortfährt, Unordnungen zu begehen, geschossen. Bey dem grossen Auflaufe zu London, im Jahre 1780, hatte man lange, vielleicht zu lange, Nachsicht gegen das Volk gehabt. Der Pöbel plünderte, mordete, sengte und brennte, am

hellen Tage und ungestraft; Vermahnungen halfen nichts; viele hundert Menschen verloren ihr sauer erworbenes Eigenthum; und die Aufrührer wurden täglich dreister. Als sie aber zu vielen tausenden nach der Bank hinzogen, und dieselbe zu verbrennen und zu plündern, und folglich dem ganzen Staate den Untergang drohten: da wurden Soldaten gegen den Haufen abgeschickt. Diese schossen und von Jenen fielen einige wenige. In demselbigen Augenblicke lief der ganze versammelte Haufe vieler tausend Menschen erschrocken aus einander, und die Ruhe war hergestellt. Augenzeugen haben mich versichert, daß es beynahe unglaublich sey, wie schnell, nach wenigen Schüssen, eine so große Menge rasender Menschen sich getrennt und ruhig sich nach Hause begeben habe. War denn nicht der Tod dieser wenigen aufrührischen Menschen ein Opfer, das dem Besten des Ganzen, dem Besten des Staates gebracht wurde? Ich kann hier aus Erfahrung sprechen: ich bin selbst zu verschiedenen malen bey gefährlichen Volksaufläufen Augenzeuge, und durch die Menge gewaltsam fortgerissen, gegen meinen Willen, mit handelnd gewesen; und ich habe gesehen, wie wenig die Güte hilft, und wie viel der Ernst ausrichtet. Zweymal zu Genf; einmal zu Rotterdam in Holland, im Julius des Jahres 1789; vier bis fünfmal zu Paris, im Julius und August des Jahres 1790; und zu Nancy, am 1sten September 1790. Wo Strenge gebraucht wurde, da war die Ruhe sogleich wiederum hergestellt; wo man gelinde Mittel anwandte, da wurde der Aufruhr nur desto größer und gefährlicher. Ich kann daher gar nicht einsehen, aus welcher Ursache man die folgenden Worte des verstorbenen Kaisers, an seinen General Dalton, so unbegreiflich grausam hat finden

wollen, da sie vielmehr die allgemeine Regel sind, nach welcher jeder Fürst, bey einem Volksauflaufe handelt, und handeln muß; denn es ist seine Pflicht, die öffentliche Ruhe, wenn dieselbe gestört wird, wieder herzustellen. Der Kaiser schreibt: Ennuyé de leur durée (des troubles des Payes-bas) et voyant que le mal ne fait qu'augmenter en différant davantage, j'ai résolu de couper court aux difficultés. Si les choses vont sans qu'on soit obligé d'employer la force, tant mieux. Si non, il faut l'employer à propos, mais avec fermeté et énergie, et ne pas balancer ne pas douter; et ne rien commencer qu'on ne l'achève, et que tout ne soit soumis. Le plus ou moins de sang, que pent couter une pareille opération, ne doit point être mis en ligne de compte, quand il s'agit de tout sauver, et de finir une bonne fois ces éternelles insolences. Hätte Dalton diesen Rath des Kaisers sogleich, und strenge befolgt, so würde die Brabantische Pfaffenrevolution niemals erfolgt seyn; und dann wäre auch der kaiserlichen Armee die Mühe einer Wiedereroberung erspart worden; eine Wiedereroberung, von welcher man eben das sagen kann, was Florus vom Macedonischen Kriege sagt: Einziehen und Siegen war einerley a).

Es hatte den ganzen Tag sehr stark geregnet, und auch bey anbrechender Nacht, als es anfieng finster zu werden, hatte der Regen noch nicht aufgehört. Die bewaffneten Männer und Meuchelmörder, welche mit den Weibern von Paris gekommen waren, zogen sich nunmehr auf einen Haufen zusammen, lagerten sich vor dem Hause, in

a) Introisse victoria fuit.

welchem die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, ladeten die Kanonen, welche sie mit sich von Paris gebracht hatten, stellten diese Kanonen vor die Fronte, und einige von ihnen giengen mit brennender Lunte, welche man im Finstern sehen konnte, neben den Kanonen hin und her. Da es schon ganz finster war, und dieser Haufe unverrückt noch immer in eben der Stellung vor dem Saale der Nationalversammlung Wache hielt; so reitet Herr le Cointre, ein Staabsoffizier der Versailler Bürgermiliz, begleitet von zwey Adjutanten, zu diesem Lager hin, und verlangt, in dasselbe eingeführt zu werden. Zwölf bewaffnete Männer werden ihm entgegen geschickt. Er steigt vom Pferde, und befiehlt seinen Adjutanten, an den Vorposten zurück zu bleiben. Bey stockfinsterer Nacht wird er in das Lager eingeführt. Die Wache stellt ihn vor die Mündung einer geladenen Kanone, und rund um ihn formirt sich ein Kreis, welcher bloß allein durch das schwache Licht der brennenden Lunten erleuchtet wird. Die tiefste Stille herrscht rings umher, und nun fängt Herr le Cointre an zu sprechen: „Eure Brüder zu Versailles wunderen sich, Euch hier in einem solchen Aufzuge zu sehen, und lassen Euch durch mich fragen, warum Ihr hieher gekommen seyd, und was Ihr hier verlangt?“ Ein allgemeines Geschrey schallt dem Redner entgegen: „Brod! Brod! und das Ende der Unruhen!“ — „Wir wollen (antwortete Le Cointre) Eure dringendsten Bedürfnisse befriedigen; aber wir können nicht zugeben, daß Ihr euch mit Euern Waffen in der Stadt zerstreuet; denn wenn ein Unglück geschähe, so würde dadurch der König beunruhigt werden; Er, dem wir die größte Hochachtung schuldig sind. Schwört, daß keiner von Euch seinen Posten verlassen wolle; und dann

will

will ich suchen, Euch Brod zu verschaffen. Wie viel sind Euer?“ — „Sechshundert! „Habt Ihr genug an sechs hundert Pfund Brod?“ — „Ja! Ja! Ja!“

Nun wollte Le Cointre sich wegbegeben, um den Auftrag, welchen er übernommeu hatte, auszuführen; aber zwey Männer aus dem Haufen kamen wüthend auf ihn zu, ergriffen ihn, und behaupteten, er wolle sie verrathen, und darum habe er sich nach ihrer Anzahl erkundigt. Endlich lassen sie ihn los, aber sie geben ihm ein Detaschement mit, um ihn zu begleiten, und darauf zu dringen, daß er sein Versprechen erfülle. Er kommt an den Eingang des Lagers, besteigt sein Pferd, welches er daselbst zurück gelassen hatte; seine Begleiter ergreifen dasselbe bey dem Zaume, und führen ihn so nach dem Rathhause. Hier stellte er dem versammelten Bürgerrathe vor, in welcher traurigen Lage ihre Pariser Brüder sich befinden, welche er so eben im Lager verlassen habe, und bittet sich für dieselben die versprochenen sechs hundert Pfund Brod aus, wobey er zugleich erzählt, diese Leute hätten ihm den Eid, sich während der Nacht in der Stadt nicht zu zerstreuen, nur unter der Bedingung geschworen, wenn er ihnen dieses Brod liefern würde. Seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. „Man kann“ sagte ein Mitglied des Bürgerrathes, „nicht so viel Brod auf einmal weggeben, ohne die Stadt Versailles selbst einer Hungersnoth auszusetzen; und ausserdem, wer soll das Brod dahin bringen? wer will es austheilen? und wer soll die Bezahlung dafür einnehmen?“ — „Ich will dasselbe auf meinen eigenen Pferden hinbringen lassen,“ antwortete Le Cointre, ich will dafür bezahlen; und ich will es austheilen; denn man kann doch diese armen Leute nicht Hungers sterben lassen.“ Hierauf antwortete man ihm:

„seine Bitte könne nicht gewährt werden, und Alles, was man zu thun im Stande sey, bestehe darin, unter diese Leute zwey Tonnen Reis auszutheilen." Aller Vorstellungen ungeachtet blieb es bey diesem Entschlüsse, und nunmehr erhielt Le Cointre den Auftrag, sich zu erkundigen, ob die Leute im Lager den Reis roh oder gekocht zu erhalten verlangten? Er legte ihnen diese Frage vor, und sie antworteten, wie man sich leicht vorstellen wird: sie wünschten den Reis gekocht zu bekommen. Le Cointre brachte diese Antwort nach dem Rathhause zurück. Aber indessen war der Bürgerrath aus einander gegangen, und er erhielt also Nichts für die Leute im Lager, von denen einige den ganzen Tag noch nicht gegessen hatten.

Herr Le Cointre verlangte nunmehr mit einigen andern Soldaten der Bürgermiliz abermals Pulver und Patronen von den Oberoffizieren, um auf die Gardes du Korps schießen zu können. Herr de la Tontiniere, an welchen sie sich gewandt hatten, versicherte, er hätte keine. Hierauf antwortete ihm Herr de Bury, ein Lieutenant der Bürgermiliz: er wisse zuverläßig, daß Patronen vorhanden seyen, und wenn er sie nicht sogleich unter die Bürger austheilte, so wollte er ihm den Kopf spalten. Nach dieser Drohung öffnete Herr de la Tontiniere das Magazin, und hier war Vorrath in Menge vorhanden. Nun wurden die Kanonen geladen, und gegen das Gitterthor des Schloßhofes gekehrt, um auf die Gardes du Korps zu schießen, im Falle sie sich wiederum zeigen sollten.

Indessen waren die Männer, welche vor dem Hause der Nationalversammlung gelagert gewesen waren, aufgebrochen. Sie hatten ihr Lager verlassen, und sich in der Stadt zerstreuet, als sie sahen, daß die ihnen verspro-

chenen Lebensmittel nicht ausgeliefert wurden. Sie warfen sich auf zwey in der Strasse liegende, todt geschossene Pferde der Gardes du Korps, hauten dieselben in Stücken, machten Feuer an, brateten und verzehrten dieselben, halbgebraten, mit grossem Appetit a).

Nachdem der König den Abgesandten der Nationalversammlung seine Antwort wegen der Versorgung der Stadt Paris übergeben hatte, waren diese, mit den sie begleitenden Weibern, wiederum zu der Nationalversammlung zurück gekehrt, nur allein Herr Mounier, der Präsident der Versammlung, war auf dem Schlosse geblieben. Er stellte dem Könige vor, daß, da in der Versammlung beschlossen worden sey, bald eine zweyte Gesandtschaft an Ihn zu senden, um von Ihm unbedingte Genehmigung der ihm vorgelegten konstitutionellen Artikel, und der Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers zu verlangen: so würde es der Ehre des Königs angemessener seyn, wenn Er einen solchen Befehl der Versammlung nicht abwarten, sondern durch eine freywillige Genehmigung einer erzwungenen zuvor kommen wollte b). Der König gieng mit einem Staatsrathe in ein anderes Zimmer, um über diesen Vorschlag sich zu berathschlagen. Herr Mounier blieb indessen in dem Audienzsaale von halb sechs Uhr des Abends bis zehn Uhr des Nachts c). Um zehn Uhr erhielt endlich Herr Mounier die unbedingte Genehmigung des Königs, über die Artikel, welche die Rechte des Menschen betrafen. Der König mußte der Gewalt nachgeben; es war

a) Déposition de M. Le Cointre.

b) Mounier appel. p. 133.

(c Mounier exposé de sa conduite.

eine erzwungene Unterschrift, welche, so wie alles, was der König nachher unterschrieben hat, gar keine Gültigkeit haben kann. Mounier selbst giebt dieses zu, und sagt deutlich: daß der König, nur um nicht ermordet zu werden, diese Artikel angenommen und unterschrieben habe a). Welch eine Freyheit, die eine solche Genehmigung, mit bewaffneter Hand, mit Beilen und mit Dolchen erzwingt! Brauchten denn die Artikel der Rechte des Menschen einer Genehmigung? Es sind ja keine Gesetze. Es sind bloße spekulative Sätze, welche die Genehmigung aller Könige der Erde nicht wahr machen kann, wenn sie an sich falsch sind!

Mit der erhaltenen Genehmigung des Königs gieng nunmehr Herr Mounier nach der Nationalversammlung zurück. Nach der Entfernung des Herrn Mounier aus der Versammlung hatte der Bischof von Langres, an seiner Stelle den Präsidentenstuhl eingenommen, aber es wurde ihm unmöglich, Ordnung und Ruhe zu erhalten. Weiber und verkleidete Männer hatten sich auf die Bänke und zwischen die Mitglieder der Versammlung gesetzt. Sie lärmten, schrieen, sprachen laut, spotteten über einige Mitglieder, neckten andere, drohten einigen mit der Laterne, und schimpften auf die übrigen. Sie mischten sich in die Berathschlagungen der Stellvertreter der Nation; sie unterbrachen dieselben durch wildes Geschrey; sie stimmten mit; und sie verlangten endlich: die Nationalversammlung solle den Preis des Brodes und des Fleisches herunter setzen. Da der Präsident einsahe, daß es ganz unmöglich seyn würde, unter einem solchen Lärme die Berathschlagungen fortzusetzen: so ließ er,

a) Mounier appel. p. 133.

statt derselben, einige an die Versammlung geschriebene Zuschriften vorlesen. Unter diesen befand sich eine, welche des Tages, an welchem sie vorgelesen wurde, vollkommen würdig scheint. Es war eine Zuschrift der Galeerensklaven zu Toulon, in welcher sie dem Vaterlande ihre Arme und ihre Hände zu Errichtung der Konstitution anboten a). Gegen zehn Uhr hob der Bischof von Langres die Versammlung auf. Nur sehr wenige Mitglieder waren in dem Versammlungssaale zurück geblieben; die meisten hatten sich entfernt, und alle Bänke, ja sogar der Stuhl des Präsidenten, waren mit Weibern besetzt. In diesem Zustande befand sich die Versammlung, als Herr Mounier derselben die königliche Genehmigung überbrachte. Er ließ sogleich trommeln, um die Mitglieder wiederum zu versammeln. Die Weiber schrieen um ihn her: „Brod! Brod! Brod! Wir haben noch nichts gegessen!“ Herr Mounier befahl, ihnen Brod bringen zu lassen, und dieses geschah b), aber bald nachher schickte ihnen der Herzog von Orleans Wein, Liqueure, Wurst und Schinken, in den Versammlungssaal c): und so entstand in demselben ein wahres Trinkgelag. Herr Mounier las der Versammlung die königliche Genehmigung vor; da riefen die Weiber: „wird uns denn dieses Brod geben?“

Diejenigen Weiber, welche die Ehre gehabt hatten, dem Monarchen vorgestellt zu werden, und von ihm eine eigenhändige Versicherung zu erhalten, daß er sich bemühen wolle, der Theurung zu Paris abzuhelfen, wa-

a) Temoin 201. 277.
b) Mounier 163.
c) Témoin 146.

ren so vergnügt, daß sie sogleich nach Paris zurück kehren wollten, um dahin diese frohe Nachricht zu überbringen. Sie kündigten ihren Vorsatz den auf dem Schloßplatze versammelten Weibern an, und baten diese, sie nach Paris zurück zu begleiten, da nunmehr der Zweck ihrer Reise nach Versailles vollkommen erfüllt sey. Aber die Weiber antworteten: „Nein! wir können nicht mitgehen; man hat uns ausdrücklich befohlen, hier zu bleiben!“ Die Chabry reiste um eilf Uhr des Nachts, in Gesellschaft neun und dreyßig anderer Weiber, und des Anführers Maillard, in Wagen, welche ihnen der König zu geben befohlen hatte, nach Paris ab. Sie trafen auf dem Wege die nach Versailles ziehende Pariser Armee an, und kamen am 6ten Oktober, um zwey Uhr des Morgens, auf dem Rathhause an. Eine Menge Weiber waren schon vorher nach Paris zurück gekehrt, und auf dem Greveplatze waren gegen zwey hundert derselben versammelt, als Maillard ankam. Diese begleiteten ihn nach dem Saale, in welchem der Bürgerrath von Paris versammelt war. Maillard stattete von demjenigen, was er seit dem vorigen Tage gesehen, gehört und gethan hatte, Bericht ab, und übergab dem Maire, Herrn Bailly, die Schrift des Königs, welche die Versorgung der Stadt Paris betraf. Dann überreichte er dem Herrn Bailly den Degen, welchen er dem Schweizer, an dem Eingange der Thuillerien, mit Gewalt abgenommen hatte. Herr Bailly antwortete: „er mache ihm, im Namen der Versammlung, mit diesem Degen ein Geschenk: denn dieser Degen könne sich in keinen bessern Händen befinden, als in den seinigen.“ Zugleich befahl Herr Bailly dem Sekretair, eine schriftliche Urkunde über dieses Geschenk auszufertigen, welche

er unterschrieb. a) Darauf befahl Herr Bailly: man solle in einem Nebenzimmer dem Maillard, mit allen den Weibern, die ihn begleiteten, auf Kosten der Stadt Paris, ein Nachtessen geben. Dieses geschah. Die Weiber zechten, wurden betrunken, lärmten, stießen die gröbsten Verläumdungen und die beleidigendsten Reden gegen die Königinn aus, und betrugen sich überhaupt auf die allerunanständigste und unverschämteste Weise. b) Erst um sechs Uhr des Morgens giengen diese Weiber betrunken nach Hause.

Bald nachdem die Weiber ihren Zug nach Versailles angetreten hatten, füllte sich der Greveplatz von neuem an. In ganz Paris ertönte der traurige, dumpfe Ton der Sturmglocken. Die Bürger verließen ihre Häuser

---

a) Témoin 81. Le Sieur Maillard assure, que Monsieur Bailly lui a fait présent de l'épée du brave et fidéle Suisse, et qu'il a signé l'écrit qui en contenoit le don. Cette anecdote est digne de figurer dans l'histoire du Gouvernement Municipal. Mounier appel. p. 136.

b) M. Brousse des Faucherets, Avocat au Parlement, dépose: que la curiosité ayant conduit lui Déposant dans la salle, il vit ces femmes rangées autour d'une table, qui, dans l'ivresse de leur joye, se livrèrent aux propos les plus scandaleux; que s'étant approché de l'une d'elles, il l'entendit très distinctement dire: „Ah! cette petite Marie-Antoinette, si nous l'avions attrapée, nous l'aurions fait danser comme il faut!" et, sur l'étonnement, que lui, Déposant, témoigna de pareils discours, elle ajouta: „C'est bien ce qu'elle mérite, car elle seule est la cause de tous le maux que nous souffrons." Alors lui, Déposant, révolté du spectacle d'un souper, où regnoit une pareille licence, retourna dans la salle d'Assemblée. Témoin 30.

und zogen bewaffnet nach dem Rathhause. Die treulosen französischen Gardisten (nunmehr besoldete Bürgermiliz, oder Kompagnien des Zentrums) marschirten in Ordnung nach dem Greveplatze. Sobald das Volk sie erblickt, klatscht es ihnen, unter einem wilden Freudengeschrey, lauten Beyfall zu. Die Gardisten machen Halt; einige Soldaten treten aus ihren Gliedern, und rufen dem Volke zu: „Ergreift die Waffen! die Waffen! Bürger ergreift die Waffen! die Waffen! die Nation ist beleidigt!“ Nun entsteht neues Händeklatschen und wildes Freudengeschrey. Ein Offizier tritt hervor, gebietet mit der Hand Stillschweigen, und sagt: „Haltet ein mit Euern Beyfallsbezeigungen, die wir gar nicht verlangen. Die Nation ist beleidigt. Ergreift die Waffen, und kommt mit uns, um Befehle von Eueren Offizieren zu erwarten a).“ Die Bürgermiliz auf dem Platze stellt sich, nach dieser Aufforderung, in Reihe und Glieder, und zwischen diesen, und mit ihnen vermischt, steht der Pöbel. Der ganze auf dem Platze versammelte Haufe bricht bald in ein wüthendes Geschrey aus, und verlangt, daß sich der Bürgerrath versammeln möchte. Die Mitglieder des Bürgerraths drängen sich durch den Haufen, und kommen, einer nach dem andern, auf dem Rathhause an. Von dem Platze her erschallt nunmehr ein unaufhörliches, entsetzliches Geschrey: „Nach Versailles! Nach Versailles! Nach Versailles!“ Ein Piket der besoldeten Bürgermiliz steigt die Treppe des Rathhauses heran, klopft an die Thür des Versammlungssaales, und verlangt

a) Ce ne sont pas des applaudissements que nous vous demandons; prenez les armes et venez avec nous recevoir l'ordre des chefs. **Histoire de la révolution.** T. 3. p. 299.

Herrn de la Fayette zu sprechen. La Fayette steht von seinem Platze auf, und geht durch den Saal nach diesen Soldaten zu, welche unter der Thür stehen geblieben sind. Einer von den Anführern sagt: „Herr General, das Volk hat kein Brod; das Elend ist aufs höchste gestiegen; der Ausschuß, welcher für die Versorgung der Stadt Paris sorgen soll, betrügt Sie entweder, oder wird selbst betrogen; die Lage, in welcher wir uns befinden, kann nicht lange dauern; es giebt nur Ein Mittel, derselben ein Ende zu machen; gehen wir nach Versailles. Man sagt, der König sey ein einfältiger Mann; wir wollen die Krone seinem Sohne aufsetzen; einen Regierungsrath wählen; und dann wird Frankreich besser als bisher regiert werden a).“ — „Was!“ spricht la Fayette „ist es Eure Absicht Krieg gegen den König zu führen, und Ihn zu zwingen, daß Er uns verlasse b)?“— „Er wird uns nicht verlassen, und wenn Er uns verläßt, so haben wir den Dauphin c).“ La Fayette bat, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen möchten, und stellte ihnen vor, was ein solcher Schritt für wichtige Folgen haben könnte. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich, und

a) Mon Général, le peuple manque de pain; la misère est au comble; le Comité des Subsistances ou vous trompe, ou est trompé; nous sommes dans une position qui ne peut pas durer; il n'est qu'un moyen de la faire cesser; allons à Versailles; on dit que le Roi est un imbécile; nous placerons la Couronne sur la tête de son fils; on nommera un Conseil de Régence; et la France sera mieux gouvernée. Témoin 2. 30.

b) Quoi donc, avez-vous le projet de faire la guerre au Roi, et de le forcer à nous abandonner?

c) Il ne nous quittera pas, et s'il nous quittoit nous avons le Dauphin.

der Redner antwortete: „Es ist unnütz uns überzeugen zu wollen; alle unsere Kameraden denken eben so wie wir: und wenn Sie auch uns überzeugten, so würden Sie dennoch Jene nicht umändern können a).“ La Fayette gieng mit diesen Grenadiers auf den Platz herunter b). Dort stellt er sich mitten unter die besoldete Miliz, hält an dieselbe eine Anrede, und stellt den Soldaten vor: daß sie einen Eid geschworen hätten, welcher ihnen Treue gegen den König, gegen das Gesetz und gegen die Nation auferlege. Es entsteht ein allgemeines Gemurmel; man hört nicht auf seine Worte. Er schweigt; und nun erschallt, rund um ihn her, aus zwanzigtausend Kehlen das Geschrey: „Nach Versailles! Nach Versailles! Nach Versailles c)!“ La Fayette hofft indessen noch, seine Truppen zur Ordnung und zum Gehorsam wiederum zurückzubringen, und in dieser Hoffnung, sendet er einen Kurier nach Versailles, mit einem Briefe, in welchem er meldet, daß die Gährung zwar groß und

---

a) Il est inutile de nous convaincre, car tous nos camerades pensent ainsi, et quand vous nous convaincriez, vous ne les changeriez pas. Témoin 30.

b) Wenn der Leser sich die Mühe nehmen will, im Tacitus die Geschichte Roms unter den Kaisern zu lesen, vorzüglich die Stellen, die den Aufstand der Legionen betreffen: so wird er, zwischen den Mitteln, welche Otho und andere anwandten, um die Legionen aufrührisch zu machen, die auffallendste Aehnlichkeit mit den Mitteln finden, durch welche Orleans die französische Garde verführte; so wie man auch finden wird, daß sich die aufrührischen Legionen gerade so betrugen, wie sich diese Garde nachher betrug.

c) Obturbabatur militum vocibus Aponianus; cum loqui cœptaret fremitu et clamore aspernatus. Tacitus Hist. L. 3.

der Aufruhr gefährlich sey, daß er aber dessen ungeachtet noch Hoffnung habe die Ruhe wieder herzustellen. Das fürchterliche Geschrey: „Brod! Brod! Brod! nach Versailles!“ erschallt aufs Neue. La Fayette hält abermals eine Anrede an seine Soldaten: „Brüder!“ (so spricht er) „ich beschwöre Euch, dem Eide, welchen Ihr geschworen habt, getreu zu bleiben. Ich rechne auf Euren Eifer und auf Eure Tapferkeit, so gewiß als Ihr auf die meinige rechnen könnt. Den letzten Tropfen meines Blutes werde ich für die Freyheit vergiessen; und wenn wir sie nicht erhalten, so verlange ich nicht länger zu leben. Steht von Eurem Vorsatze nach Versailles zu ziehen ab. Ich bitte, ich beschwöre Euch darum.“ Einer der Grenadiere sagt hierauf zu seinen Kameraden: „Wir müssen; wir wollen nach Versailles: will uns Herr la Fayette nicht dahin begleiten, so wählen wir unter uns einen alten Grenadier, der uns anführen soll a).“ Nunmehr läßt sich la Fayette sein Pferd bringen, und erscheint, unter dem rasenden Haufen, mit seinen Adjutanten, zu Pferde. „Ich werde“ sagt er „Euch nach Versailles führen, sobald ich dazu von dem versammelten Bürgerrathe den Befehl werde erhalten haben.“ Niemand antwortet; alle rufen: „Nach Versailles! Nach Versailles!“ Auf einige Augenblicke wird es stille; dann erschallt das Geschrey abermals. Es erfolgt eine neue Stille, der Haufe drängt sich, von allen Seiten her, auf la Fayette zu, und schreyt mit heiserer Stimme: „An die Laterne! An die Laterne! La Fayette an die Laterne!“ — „Habt doch“ ruft er „um Gotteswillen, nur so lange noch Geduld, bis ich Befehl von dem Bür-

a) Témoin 7.

gerrathe erhalte." — „Nein! Nein! Nein!" war die Antwort. „So laßt mich wenigstens vom Pferde steigen, und den Befehl selbst abholen." — „Nein! Nein! Nein!" rufen Alle. Er versucht es abzusteigen, aber seine Soldaten halten ihm eine Reihe von Bajonetten entgegen, und Einer aus dem Haufen ruft ihm zu: „Beym T....! Sie werden doch bey uns bleiben, und uns nicht verlassen wollen a)." Das ungeduldige Gemurmel des Haufens wird stärker und stärker; und das wüthende Geschrey: „Nach Versailles!" läßt sich abermals hören. La Fayette schickt einen Adjutanten nach dem andern zu dem versammelten Bürgerrathe, läßt die Lebensgefahr, in welcher er sich befindet, auf das lebhafteste vorstellen, und um Verhaltungsbefehle dringend bitten. Schon ist es halb fünf Uhr des Nachmittags, und noch hat der Bürgerrath seine Berathschlagungen nicht geendigt. Ungeduld und Wuth des versammelten Haufens steigen aufs höchste; „Fort! Fort! Fort! nach Versailles!" rufen sie Alle. La Fayette sagt: „Meine Brüder! ich kann eher nicht abreisen, als bis ich Befehl dazu erhalten habe." — „Befehl? von Wem?" ruft ihm eine Stimme entgegen. „Von dem versammelten Bürgerrathe," antwortet la Fayette. „Ey was Bürgerrath," schreyt die Stimme. „Befehle vom Bürgerrathe! Niemand hat hier zu befehlen als w i r, und wir wollen, daß der Kommandant sogleich mit uns abreise; wir befehlen es." La Fayette hörte gar nicht auf diesen Kerl, noch auf einige andere, welche dasselbe wiederholten, und ihm mit dem Laternenpfahle drohten.

---

a) Morbleu, mon Général, vous resterez avec nous; vous ne nous abandonnerez pas.]

Er sah wohl ein, daß Herr Bailly, ohne Rücksicht auf die dringende Gefahr zu nehmen, in welcher sich der Kommandant der Bürgermiliz befand, vorsetzlich die Berathschlagung verlängerte, um den Befehlshaber zu nöthigen, ohne Befehl abzureisen, und folglich die Verantwortung der unabsehbaren Folgen, welche eine solche Reise haben konnte, ganz allein auf sich zu nehmen. Alles dieses sah la Fayette ein; darum weigerte er sich abzureisen, ehe er Befehl dazu erhalten hätte. Er blieb standhaft. Lärm, Geschrey, Tumult, Wuth, Raserey und Ungeduld, nahmen nunmehr unter dem Volke und der Miliz auf den höchsten Grad zu. „Nach Versailles! Nach Versailles! Brod und nach Versailles!" war das allgemeine Geschrey. Einige Grenadiere ergreifen das Pferd des Herrn la Fayette bey dem Zügel, um dasselbe mit Gewalt nach Versailles zu führen. In diesem Augenblicke drängt sich ein Bedienter durch das Volk, und übergiebt Herrn la Fayette einen Brief von dem Bürgerrathe. Nun sind die Augen von mehr als 40,000 Menschen auf ihn gerichtet. Er erbricht den Brief; es entsteht die tiefste Stille, und la Fayette liest:

„In Betracht der Zeitumstände und des Verlangens des Volkes, und auf die Vorstellung des Herrn Generalkommandanten, daß es unmöglich sey, diesem Verlangen nicht zu entsprechen, giebt der Bürgerrath dem Herrn Generalkommandanten die Erlaubniß, ja sogar den Befehl, nach Versailles zu ziehen."

Nach Ablesung dieses Briefes wird la Fayette todtenblaß; er wirft einen Blick, in welchem der Schmerz deutlich ausgedrückt zu lesen ist, über den Greveplatz, über das versammelte Volk, und über die ihn umgebende Bürgermiliz, und giebt dann den Befehl zum Ab-

marsche. Das Volk antwortet durch ein lautes Freuden-geschrey. Zum Vortrabe beordert er drey Kompagnien Grenadiers, nebst einer Kompagnie der unbesoldeten Miliz mit drey Kanonen. Vor dem Vortrabe her-marschirten sieben bis achthundert Mann, die mit Flinten, Stöcken, Knüppeln und Spießen, bewaffnet waren. Nach dem Vortrabe kam la Fayette zu Pferde, begleitet von vier Mitgliedern des Bürgerrathes. Sobald er den Platz verließ, ertönte von allen Seiten das Jubelgeschrey: „Hoch lebe la Fayette! Hoch lebe la Fayette!“ La Fayette nahm seinen Hut ab, und nickte dem Volke Dank zu. Er sah sich nach allen Seiten um, und sein Blick schien zu sagen: „Ihr verlangt es; ich gehorche.“

Die Armee, welche la Fayette anführte, bestand aus ungefähr 40,000 Mann. Es regnete sehr stark; aber dessen ungeachtet, obgleich alle diejenigen, welche den Zug ausmachten, schon bey dem Ausmarschiren bis auf die Haut naß waren, nahm dennach das Jubelgeschrey, so wie sie weiter zogen, immer mehr und mehr zu. In allen Straßen der Hauptstadt, durch welche sie marschirten, waren die Fenster und Dächer der Häuser mit einer unzählbaren Menge Menschen angefüllt, welche Beyfall klatschten, und: Bravo! Bravo! Bravo! riefen. Damit wurde so lange fortgefahren, als man die Trommeln der Armee hören, oder ihre Fahnen sehen konnte. Nachher folgte auf das entsetzliche Geschrey die allertraurigste Stille. Paris glich einer unbewohnten, verödeten Stadt; die Straßen waren einsam und verlassen; und die tiefe Stille wurde auch nicht durch das geringste Geräusch unterbrochen.

Sobald la Fayette mit seiner Armee zu Montreuil angekommen war, befahl er Halt zu machen, und ließ

die Truppen einen Eid schwören: daß sie dem Könige und der Nation treu verbleiben und für die Wohnung Seiner Majestät Ehrfurcht haben wollten. Sie schwo- ren. Dann setzte er seinen Marsch weiter fort. Er sagte zu den Herren le Fevre und de la Grey, zweyen Mitgliedern des Bürgerrathes, welche neben ihm ritten: „Wenn ja einer von uns zurück kommt: so halte er es für seine Pflicht, öffentlich die Gründe bekannt zu machen, welche uns zu diesem Marsche bewogen haben; denn wir marschiren jetzt, um das Königreich zu retten, und um die königliche Familie zu beschützen a).“

Als die Pariserarmee, gegen sieben Uhr des Abends, bey dem Hause des Herzogs von Orleans, zu Passy, vorbey zog, bemerkten die Soldaten, daß das Haus des Herzogs mehr als gewöhnlich erleuchtet war, so sehr, daß einer von den Soldaten zu den übrigen sagte: „Wenn schon der König in diesem Hause wohnte, oder wenn man einen Ball darinn hielte: so könnte es nicht mehr erleuchtet seyn.“ b) Gegen halb zwölf Uhr kam la Fayette mit der Armee zu Versailles an, und ließ die Truppen aufs neue den Eid der Treue schwören. c) Dann begab er sich zum Könige, mit den Herren le Fevre und de la Grey. Im Kabinette des Königs befanden sich: der Graf von Provenze, der Graf Destaing, der Marschall von Beauvau, Herr Necker, der Siegelbewahrer, und einige andere Herren des Hofes. La Fayette sagte zu dem Könige: „Ich komme, mit zweyen Abgesandten des Pariser Bürgerrathes, um Eurer Majestät unsere Liebe für Dero geheiligte Person zu bezeigen, und um Sie zu

a) Dusaulx de l'insurrection Parisienne.
b) Témoin 7. c) Témoin 60. 193.

versichern, daß wir auch den letzten Tropfen unsers Blutes für Dero Sicherheit zu vergiessen bereit sind. Zwanzigtausend bewaffnete Männer sind mit mir nach Versailles gekommen. Der Wille eines ungeheuren Volkes hat uns genöthigt, hieher zu reisen; und es war mir schlechterdings unmöglich, die Truppen zu verhindern nach Versailles zu ziehen: aber ich habe sie zweymal schwören lassen, daß sie die Befehle ihrer Offiziere auf das genaueste und strengste befolgen würden, und alle haben den Eid geschworen." a)

Sobald der König hörte, daß die Pariserarmee im Anmarsche begriffen sey, ließ er die Nationalversammlung ersuchen, sich bey ihm auf dem Schlosse zu versammeln. Es kamen aber nur wenige Mitglieder, und auch diese nur sehr langsam; nicht eher als bis die Pariser Armee schon angelangt war. Nachdem Herr la Fayette dem König die oben angeführte Versicherung gegeben hatte, verließ er den Monarchen. Darauf kam der König selbst aus seinem Zimmer, in das Vorzimmer, und fragte den Vikomte de la Chatre: „Herr de la Chatre, sind viele Mitglieder der Versammlung in dem Schlosse?" — „Ja, Sire," antwortete dieser. Darauf sagte der König: „Laßt sie hieher kommen, und ruft auch Herrn Mounier hieher." Herr Mounier und die übrigen Mitglieder kamen, und der König sagte: „Herr de la Fayette ist Ihnen zuvorgekommen: sonst würde ich mitten unter Sie gekommen seyn, um bey Ihnen Rath zu holen, wegen der gegenwärtigen Zeitumstände; aber Herr de la Fayette hat mir versprochen, er wolle mich vor den Meu-

chelmördern

a) Procès-verbaux de l'Assemblée générale des Répréſentans de la Commune de Paris.

chelmördern bewachen, von denen man sagt, daß sie zu Versailles angekommen seyen. Also gehen Sie nunmehr, Herr Mounier, und fahren Sie in den Berathschlagungen in ihrem Saale fort." a) Nach dieser Rede gieng der König in sein Zimmer zurück, und Herr Mounier bat die Mitglieder, sich nach dem Versammlungssaale zu verfügen. Die meisten weigerten sich dessen, und verlangten nach Hause zu gehen, weil ohnehin alles ruhig sey; aber Herr Mounier antwortete ihnen: „Niemals ist es nothwendiger gewesen, daß der gesetzgebende Körper versammelt bleibe, als eben jetzt. Ich will mich nach dem Saale hinbegeben, und wer mir nicht dahin folgen will, dem steht es frey es nicht zu thun." b)

Als la Fayette aus dem Zimmer des Königs kam, sagte er im Vorzimmer, zu den Gardes du Korps: „Meine Herren, alles ist in Ordnung gebracht. Der König erlaubt, daß die vormalige französische Garde ihre Posten wiederum einnehme, und der Wille Seiner Majestät ist, daß Sie morgen die Nationalkokarde aufstecken sollen." c) Bald nachher hörte man im Schlosse die Trommeln der treulosen französischen Gardisten, welche im Schloßhofe auf die Wache zogen, und ihre vorigen Posten wiederum einnahmen. Die Nacht war kalt und es regnete stark. Daher zerstreute sich das Volk in die Wirthshäuser, und die Miliz quartierte sich bey den Bürgern und in den Kirchen ein. Herr de Gouvion, der Generalmajor des Herrn la Fayette, traf einen seiner Freunde, Herrn Chauchard, einen Offizier von Versailles an. Dieser sprach zu dem Herrn Gouvion: „Bester Freund, sagen

---

a) Témoin 127. 211. b) Témoin 211.
c) Forfaits du 6 Octobre T. 2. p. 257.

Sie mir doch, was wird denn das Ende von alle diesem seyn?" — „Da thun Sie eine große Frage" antwortete Herr de Gouvion „hätten Sie mich heute Vormittag gefragt, womit ich endigen werde, so würde ich Ihnen geantwortet haben; mit Hängen. Denn zwey oder drey Stunden lang war ich beständig darauf gefaßt." a) Hierauf erzählte Herr de Gouvion alles was zu Paris vorgefallen war. Herr Chauchard fragte: „Und Herr la Fayette?" — „Er hat sich wenigstens in eben so großer Gefahr befunden als ich; er ist hier." — „Wie" fragte Herr Chauchard ganz erstaunt „Herr de la Fayette ist mit allen diesen Leuten hieher gekommen, um den König gefangen zu nehmen?" — „Er hat kommen müssen; man hat ihn dazu gezwungen. Aber warum hat sich auch der Hof nicht entfernt?" — „Sie haben uns ja einen Kurier zugeschickt, welcher die Nachricht brachte, Herr la Fayette fange an über die Truppen Meister zu werden, und die Ruhe in Paris werde in Kurzem wieder hergestellt seyn." — „Sie müssen aber einen zweyten Kurier erhalten haben (versetzte Herr de Gouvion) welcher Nachricht brachte, daß die Unordnung unter den Truppen wiederum angefangen habe, und daß Herr la Fayette an ihrer Spitze sie nach Versailles anführe. Uebrigens sind die französischen Gardisten jetzt zufrieden; sie haben ihre Posten wieder eingenommen; morgen früh reisen wir nach Paris zurück; und der König wird frey seyn zu gehen wohin er will, und zu thun was ihm ge-

a) Vous me faites une grande question. Si vous m'aviez demandé ce matin, par où je finirois? je vous aurois dit, que je finirois par être pendu; car pendant deux à trois heures je m'étois arrangé pour cela. Témoin, 101.

fällt.“ a) Diese Unterredung beweist deutlich, oder scheint wenigstens zu beweisen, daß die Oberoffiziere der Bürgermiliz mit den geheimen Planen der Verschwornen ganz unbekannt waren. La Fayette sandte sogar einen Kurier nach Paris, mit einem Briefe an den Bürgerrath, in welchem er anzeigte, daß die vollkommenste Ruhe zu Versailles herrsche.

Gegen zwey Uhr des Morgens kam Herr la Fayette zu dem Könige zurück, versicherte, daß Alles ruhig sey, und bat den Monarchen, sich zur Ruhe zu begeben. Der König legte sich zu Bette, und auch die Königin. Die Monarchin sagte noch, ehe sie sich niederlegte: „Ich weiß, daß man meinen Kopf verlangt; aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und ich erwarte ihn standhaft. Niemals werde ich den König, oder meine Kinder verlassen; und was für ein Schicksal dieselben auch treffen mag, so will ich es mit ihnen theilen.“ a)

Die Gardes du Korps erhielten aufs neue Befehl, Niemand zu verwunden und sich auf keinen Fall zu wehren. Der Graf Destaing, der Generalkommandant aller Truppen von Versailles, dem die Wache über das Schloß anvertraut war, und der die Gardes du Korps hätte kommandiren sollen, verlor die Besinnung, wußte nicht mehr, was er that, und — legte sich zu Bette.

a) Témoin 101.

b) J'ai appris de ma mère à ne pas craindre la mort et je l'attendrai avec fermeté. Jamais je n'abandonnerai le Roi, ni mes enfants; quel que soit le sort qui les attend, je le partagerai.

c) Forfaits du 6. Octobre. Tom. 2. p. 268. Le vainqueur de la Grenade avoit perdu la tête.

Der Herzog de Guiche gieng, gegen zwey Uhr des Morgens zu ihm, und bat sich Befehle aus; aber Destaing gab keine Befehle, sondern Rath. Die furchtsamen Minister zitterten; sie wußten nicht, was sie thun sollten, und gaben dem Könige lauter Rathschläge, welche eines Monarchen unwürdig waren. Sie glaubten in la Fayette den Retter des Vaterlandes zu sehen, und verließen sich ganz auf ihn und auf die Maaßregeln, welche er nehmen würde. Die Königin ausgenommen, war Jedermann im Schlosse bestürzt, unschlüßig, furchtsam und verzagt. b)

Die Nationalversammlung war indessen noch versammelt. Man berathschlagte sich — über die Kriminalgesetze. Einige Mitglieder der Versammlung sagten ihre Meynungen, aber eines der Weiber stand auf, und rief laut aus: „Brod! Brod! keine so lange Reden!“ Nunmehr zeigte Mirabeau die Gewalt, welche er über den Pöbel hatte. Er stand auf und sagte: „Ich möchte wohl wissen, warum man sich hier das Ansehen giebt, Uns Gesetze vorschreiben zu wollen.“ Die Weiber klatschten ihm lauten Beyfall zu. Sonderbar genug, daß der Pöbel gegen diejenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche zu allen seinen Ausgelassenheiten stille schwiegen, aufgebracht schien; dem Grafen Mirabeau hingegen, welcher ihnen eine derbe Wahrheit sagte, Beyfall

b) Il faut avoir été à Versailles le Lundi 5 Octobre, pour se faire une idée du désordre et de la confusion qui regnoient dans toutes les démarches et dans toutes les délibérations: la consternation et la stupeur étoient générales; la Reine seule montra un grand caractére. Forfaits du 6. Oct. T. 2. p. 270.

zuklatschte! Gegen drey Uhr des Morgens ließ Herr la Fayette dem Präsidenten der Versammlung, Herrn Mounier, sagen: alles sey ruhig; alle Posten seyen besetzt und die nöthigen Befehle gegeben; er könne sich auf seine Truppen verlassen, denn diese wären nunmehr zufrieden, da sie alles erhalten hätten, was sie verlangten; er wolle sich zur Ruhe begeben; und er bitte Herrn Mounier, seinem Beyspiele zu folgen und die Sitzung aufzuheben; er stehe für Alles. a) Zu gleicher Zeit schrieb Mirabeau ein Billet an Herrn Mounier, in welchem er ihn bat, daß er die Sitzung aufheben möchte. Herr Mounier that es. Er hob die Sitzung auf, und die meisten Mitglieder der Versammlung giengen nach Hause. Als Herr Mounier nach Hause kam, erfuhr er, daß eine Bande Meuchelmörder bey ihm gewesen war, die seinen Kopf verlangt, und gedroht hatten, ihn zu ermorden. b)

Nach drey Uhr des Morgens war in Versailles die Ruhe hergestellt. Im Schloße herrschte die gröste Stille. Jedermann schlief; und in den langen, gewölbten Gängen hörte man kein Geräusch, ausgenommen das Räuspern einzelner Soldaten, und von Zeit zu Zeit die Fußtritte der Schildwachen, welche kamen, um ihre Kameraden abzulösen. Die tiefste Ruhe herrschte überall. Der König, die Königin und die königliche Familie schliefen. Sie wußten nicht, daß das Mordschwert über ihrem Haupte schwebte, und daß die Dolche, durch welche sie ermordet werden sollten, in den Händen feiger Meuchelmörder schon gezuckt waren. Sie hörten nicht die schrecklichen Drohungen und die Lästerungen, welche man so-

a) Déposition de M. Mounier.

b) Mounier exposé de sa conduite.

gar in der Nähe des Schlosses gegen ihre geheiligten Personen ausstieß. Sie schliefen ruhig und sanft — aber welch ein Erwachen!

Die Pariser Bürgermiliz, welche von dem anhaltenden Regen ganz naß geworden war, hatte sich in die Kirchen und in die Häuser der Bürger einquartirt, und ruhte nunmehr so gut, als es möglich war. Die von Paris gekommenen Weiber und Freudenmädchen trieben ihr gewöhnliches Handwerk. Einige von ihnen lagen in den Kirchen, zwischen den Bürgersoldaten; andere brachten die Nacht bey den Mitgliedern der Nationalversammlung zu;*) aber der gröste Theil blieb in dem Versammlungssaale der Nationalversammlung. Diese hatten, auf Kosten des Herzogs von Orleans, gezecht, und sich betrunken; und sie begiengen nunmehr im Rausche in dem Versammlungssaale selbst die allerabscheulichsten Ausschweifungen. a) In einem Theile von Versailles rauchte noch das Blut der ermordeten Gardes du Korps; in einem andern Theile wurde getrunken, gelacht, getanzt, und mit verworfenen Weibspersonen die niedrigsten Aus-

*) Témoin 373.

a) Aprés la derniére séance de l'Assemblée levée, on donna, autant qu'il fut possible, à boire et à manger à tous ces gens. Environ 900 ou 1000 passérent la nuit dans la salle de l'Assemblée. Comme ils étoient crottés et mouillés, les uns quittèrent des jupons qu'ils avoient sur des culottes, d'autres des culottes et des bas qu'ils avoient sous des jupons, pour les faire secher. Pendant cette nuit il se passa entre ces gens des scénes peu décentes inutiles à raconter. Tém. 61.

schweifungen begangen. a) Die mit mancherley Werkzeugen bewaffneten Meuchelmörder waren theils in dem Versammlungssaale der Nationalversammlung unter die Weiber gemischt; theils hatten sie hin und wieder auf den Strassen, vorzüglich auf dem Schloßplatze, grosse Feuer angezündet und sich um diese Feuer gelagert, wobey sie die getödteten Pferde der Gardes du Korps in Stücken hieben, brateten und verzehrten. Von Wein und Brandtewein berauscht, machte ein Haufe dieser Kannibalen, nahe am Schlosse, grossen Lärm. Herr Borg, ein Musikus von der Kapelle des Königs, stellte ihnen vor: daß es unschicklich sey, in der Nähe des Schlosses solchen Lärm zu machen, und dadurch den König und die Königin am Schlafe zu hindern. Die Mörder antworteten: „Was geht das Euch an? Wir bekümmern uns viel darum, ob wir diese . . . . . . am Schlafe verhindern oder nicht." b)

So war also, von drey Uhr des Morgens an, zu Versailles alles ruhig. Die guten und rechtschaffenen Bür-

---

a) Saeva ac deformis urbe tota facies. Alibi praelia et vulnera; alibi balineæ popinaeque. Simul cruor et strues corporum: juxta scorta et scortis similes. Quantum in luxurioso otio libidinum, quidquid in acerbissima captivitate scelerum; prorsus ut eandem civitatem et furere crederes, et lascivire . . . . . . Nunc inhumana securitas, et ne minimo quidem temporis voluptates intermissae, velut festis diebus id quoque gaudium accederet, exsultabant, fruebantur, nulla partium cura, malis publicis laeti. Tac. Hist. l. 3.

b) Ils me repondirent: Qu'est-ce que ça vous fait? Nous nous f . . . . . bien d'empêcher cette g . . . . de dormir. Tém. 346.

ger des Staates schliefen, und nur die Bösewichter und Verbrecher wachten.

Die ungeheure Menge von Menschen, welche von Paris nach Versailles gekommen war, bestand aus drey verschiedenen Klassen. Erstens, aus Unglücklichen und Armen, deren Einfalt man gemißbraucht, und die man überredet hatte, daß sie, nebst ihren Weibern und Kindern vor Hunger würden umkommen müssen, wenn sie nicht von dem Könige, welcher an der Hungersnoth Schuld sey, Brod verlangten. Zweytens, aus Schwindelköpfen und Freyheitsschwärmern, welche durch die aufwiegelnden Reden des Palais Royal erhitzt nach Versailles kamen, um sich wegen der vorgeblichen, der Nation erzeigten Beleidigung, an den Gardes du Korps zu rächen. Unter ihnen gab es mehr, als Ein Ungeheuer, welches sich durch die Ermordung der Königin auszuzeichnen wünschte, und welches seine Trophäen nur nach der Anzahl der von ihm selbst abgehackten Köpfe, oder seiner unsinnigen Wuth aufgeopferten Schlachtopfer berechnete. Unter ihnen gab es auch mehr, als Einen gedungenen Bösewicht, welcher den Auftrag hatte, diese blinden Werkzeuge des Ehrgeitzes und der Rachsucht der Verschwornen zum Morden anzutreiben. Die dritte Klasse bestand aus rechtschaffenen Männern, welche von Paris gekommen waren, um wo möglich, die Unordnungen zu verhindern, oder doch wenigstens den traurigen Folgen derselben vorzubeugen. Zu dieser Klasse gehört der größte Theil der Pariser Bürgermilitz. — Ich sage, der größte Theil dieser Militz; denn leider! gab es auch unter diesem, sonst so preiswürdigem Körper, Leute, welche die Wuth des Patriotismus irre führte; und andere, welche von persönlichen

Vortheilen geleitet wurden. Unter diese letztern kann man vorzüglich die französischen Gardisten rechnen, die ihre vormaligen Posten wiederum einzunehmen verlangten. a)

Gegen 5 Uhr des Morgens, bey dem ersten Anbruche des Tages, wird auf dem Schloßplatze getrommelt. Einige Bataillons der Bürgermiliz versammeln sich, und ein Haufe von Weibern versammelt sich auch. Einige Kerle laufen mit rasendem Geschrey durch die Strassen von Versailles, und rufen mit einem fürchterlichen Geheule: „Tödtet die Gardes du Korps! Tödtet die Garde du Korps! Verschont keinen!" Der Haufe von Weibern auf dem Schloßplatze vergrößert sich immer mehr und mehr; und viele verkleidete Männer, oder gedungene Meuchelmörder mischen sich unter sie. Die Weiber sind größtentheils betrunken; und nun erhizt man ihre Köpfe noch stärker durch die entsetzlichsten Verläumdungen gegen die Königin. Ein Unbekannter schlägt den Königsmord vor; andere stimmen ihm bey; noch andere sind unschlüssig; diese werden aber durch Zureden und durch Geld gewonnen. Nunmehr setzt sich der ganze Haufe in Bewegung; er theilt sich in verschiedene Kolonnen, von denen jede einen eigenen Anführer hat, und diese Kolonnen ziehen mit dem schnellen Schritte und mit der tiefen Stille, mit welchen alle großen Verbrechen begangen werden, nach dem Schlosse zu, in dem entsetzlichen Vorhaben, die geheiligten Personen der königlichen Familie — zu ermorden. Die Pariser Bürgermiliz sieht ihnen zu — und läßt sie ruhig nach dem Schlosse ziehen. Eine von diesen Kolonnen erscheint vor dem verschlossenen Git-

a) Forfaits du 6. Octobre. T. 1. p. 165.

terthore des ersten Schloßhofes, und verlangt, daß dasselbe geöffnet werden solle; aber die Gardes du Korps, welche inwendig Schildwache stehen, schlagen dieses ab, und kehren sich nicht an die Drohungen der Mörder. Eine andere Kolonne erscheint vor dem Thore des zweyten Schloßhofes, wo die besoldete Bürgermiliz, oder die vormalige französische Garde die Wache hat; und diese treulose Wache läßt die Mörder, ohne Widerstand, in den Pallast des Monarchen eindringen. a) Sie laufen, sobald sie im zweyten Hofe sind, nach dem ersten Schloßhofe zu, und die Gardes du Korps sehen mit Entsetzen, daß die Mörder, welche sie nicht hatten einlassen wollen, von andern sind eingelassen worden. Die Mörder nähern sich jetzt nur langsam und furchtsam den Gardes du Korps. b) Da sie aber bemerken, daß diese keinen Widerstand thun, so werden sie kühner und dreister, und werfen sich nunmehr, wie wüthende Tyger, auf alle Gardes du Korps, welche sie antreffen. Herr de Luillier, ein Offizier, begiebt sich zu dem Marquis Daguesseau, dem Major der Garde du Korps. Er erzählt ihm, was vorgeht, stellt die Gefahr vor, in welcher sich die königliche Familie befinde, wenn man die Meuchelmörder, welche nunmehr schon in dem Schloßhofe sich befänden, nicht verhindere, in das Schloß selbst einzudringen, und bittet sich endlich bestimmte Befehle aus. Der Marpuis Daguesseau befiehlt, die Wachen zu verdoppeln, und zwey Gardes du Korps, statt einem, an jeden Posten zu setzen. — Zwey Menschen gegen die ra-

a) Témoin 158.

b) J'ai remarqué que le peuple ne venoit qu'avec infiniment de crainte. Tém. 158.

schöne Menge! Ferner sagt Herr Daguessau zu den Gardes du Korps: „Der König befiehlt und verlangt von Ihnen, daß Sie nicht schiessen sollen, daß Sie Niemand schlagen sollen, daß Sie Sich gar nicht einmal vertheidigen sollen." a) Herr de Luillier antwortet: „Versichern Sie unsern unglücklichen Herrn, daß seine Befehle erfüllt werden sollen; aber wir werden ermordet werden." b)

Indessen waren die Meuchelmörder schon über die Gardes du Kops hergefallen. Die beyden Gardes, welche im Schloßhofe Schildwache standen, waren die ersten Schlachtopfer ihrer Wuth. Rasend fiel der Pöbel über sie her. Vergeblich kämpfen sie gegen den Haufen. Von tausend Stichen durchbohrt, fällt der unglückliche Des-huttes zu Boden; und diese Ungeheuer verschaffen sich die schreckliche Freude, seinen Todeskampf zu verlängern. Sie bringen ihn nicht um, sondern sie schleppen ihn in den zweyten Schloßhof, und überhäufen ihn mit Schimpfwörtern und mit Schlägen. Sie berauben ihn, ziehen ihn ganz nackt aus, streiten sich um seine Kleider, um seine noch klopfenden Glieder, und hauen ihm endlich den Kopf ab. In dem Augenblicke, in welchem der auf einen Spieß gesteckte Kopf in die Höhe gehoben wird, entsteht unter dem Haufen ein gräßliches Händeklatschen und Jubelgeschrey. c)

---

a) Le Roi ordonne et vous demande, de ne point tirer, de ne frapper personne, enfin de ne point vous défendre.

b) Monsieur, assurez nôtre malheureux maître, que ses ordres seront exécutés; mais nous allons être assassinés. Forfaits du 6. Octobre. T. 1. p. 274.

c) Tant qu'il espire, ils l'accablent d'outrages, ils

Herr Moreau, der zweyte Gardes du Korps, hatte das Glück, dem rasenden Pöbel, mit Zurücklassung seines Degengehänges, zu entrinnen. Er lief nach dem Schlosse in den grossen Saal zu seinen Kameraden. Die mit Flinten, Dolchen, auf Stöcken befestigten Messern, Pistolen, Bajonetten und Spießen bewaffneten Meuchelmörder verfolgen ihn. Die Gardes du Korps, welche das gräßliche Geheul der ankommenden Mörder hören, verschanzen sich in dem Vorzimmer der Königin. Herr Miomandre de Sainte Marie, ein Garde du Korps, geht dem Pöbel entgegen und ruft ihnen zu: „Freunde, ihr liebt euren König, und kommt doch, ihn in seinem eigenen Pallaste zu beunruhigen.“ Statt aller Antwort ergriffen sie ihn bey den Haaren und bey seinem Degengehänge, und suchten ihn wegzuschleppen, um ihn zu ermorden. Aber er wurde noch von seinen Kameraden gerettet, und zog sich mit ihnen in das Vorzimmer zurück. a) Mit gräßlichem Geschrey folgten ihnen die Mörder nach. Sie schrieen nicht, sondern sie heulten; sie spieen schreckliche Verwünschungen gegen die königliche Familie aus; sie verlangten den Kopf der Königin; sie drohten, derselben das Herz aus dem Leibe zu reißen; und sie suchten, die verschlossene Thür des Vorsaals, in welchem die Gardes du Korps befindlich waren, einzu-

---

se disputent ses membres palpitans, et lorsque sa tête est elevée sur une pique, des gris féroces se font entendre; ils applaudissent à cet horrible spectacle. Jamais l'histoire des Cannibales n'offrit l'exemple d'une pareille atrocité! Forf. du 6. Oct. T. 2. p. 276.

a) Témoin 81.

zusprengen. a) Dieses gelingt ihnen nicht, aber bald vereinigt sich mit ihnen ein anderer Haufe, welcher Beile mitbringt. Nun sprengen sie die Thüre ein; stürzen sich in den Saal, und fallen ganz rasend über die Gardes du Korps. „Gebt eure Waffen her,“ rufen sie ihnen zu, indem sie sie niederhauen. Der Garde du Korps Varicourt ist der erste, den sie umbringen. Er will sich in den innern Saal retten, aber sie verfolgen ihn, und geben ihm, in den Armen eines seiner Kameraden, den tödtlichen Stich. Er fällt zu Boden, und nun durchbohren sie ihn mit wiederholten Dolchstichen, verüben die schrecklichsten Grausamkeiten an seinem Leichname, und hacken ihm nachher den Kopf ab. Von einer andern Seite kommt noch ein neuer Haufe von Mördern, der sich mit diesen vereinigt, und bis in das zweyte Vorzimmer der Königin die Gardes du Korps verfolgt. Sie wehren sich tapfer, sie vertheidigen den Grund Schritt vor Schritt; aber endlich müssen sie der Menge weichen. Einige von ihnen, erschrocken über die Gefahr, in welcher sich die Königin befand, klopften an die Thüre ihres Schlafzimmers, und verlangten eingelassen zu werden. Die Kammerfrau der Königin, Madame Thibault, wollte nicht aufmachen. Sie hatte inwendig die Thüre verriegelt, und alles, was sie finden konnte, davor ge-

---

a) Une foule immense d'hommes et de femmes, armés de piques, lances, fusils et autres armes, est monté par le grand escalier, et tous, en montant disoient; que ces gardes du Roi étoient des Aristocrates, des gueux, qu'ils vouloient tuer; arracher l'ame, le coeur du Roi, de la Reine et du Dauphin, en faire une fricassée, et la manger. Tém. 375.

setzt. Sie weinte und schluchzte laut. Herr la Roque de Sainte Virieu, ein Garde du Korps, rief ihr leise durch das Schlüsselloch zu: „sie möchte ihnen die Thüre aufmachen; die Königin befinde sich in der größten Lebensgefahr, und werde ermordet werden, wenn man sie nicht herein lasse. Hierauf wurde die Thüre aufgemacht, die Kammerfrau warf sich vor ihnen auf die Knie nieder, und beschwor sie mit Thränen, daß sie die Königin nicht verlassen möchten. „Wir werden," antworteten sie, „die Königin auch mit Gefahr unsers eigenen Lebens vertheidigen, und es sind unserer genug, um den Mördern so lange Widerstand zu leisten, bis die Königin Zeit gehabt haben wird, sich anzuziehen und sich zu retten." a) Die Königin stand so schnell, als möglich auf, ließ sich die Strümpfe anziehen, zog einen dünnen Unterrock an und warf einen Mantel über ihre Schultern. Eilig verließ sie ihr Schlafzimmer, gieng durch ein Nebenzimmer, und klopfte an der Thüre des grossen Saales, des sogenannten Ochsenauges, an. Die in demselbigen befindlichen Gardes du Korps öffneten die Thüre, und die Königin sprach zu ihnen, unter heftigem Weinen und Schluchzen: „Freunde, lieben Freunde, rettet mich." b) Sie eilte durch den Saal, um in das Schlafzimmer des Königs zu gelangen; und in eben diesem Augenblicke geschahen im Schlosse einige Flintenschüsse und Pistolenschüsse, welche die Angst der Königin sichtbar vermehrten. c) Sie kam in das Schlafzimmer des Königs, aber sie fand ihn nicht. Der König war von dem Lärm aufge-

a) Déposition de M. la Roque de St. Virieu.
b) Mes amis, mes chers amis, sauvez-moi.
c) Tém. 387.

wacht, er hatte sich in das Fenster gelegt, und die Mörder durch den Schloßhof ankommen, und gegen das Zimmer der Königin hinziehen gesehen. Der Monarch hierüber unruhig, und wegen des Lebens seiner Gemahlin besorgt, war durch einen heimlichen Gang nach dem Schlafzimmer der Königin gegangen, zu eben der Zeit da die Königin durch den grossen Saal nach seinem Schlafzimmer gegangen war. Die Königin fand daher den König nicht, sie sank halb ohnmächtig nieder, und sagte zu dem Kammerdiener des Königs: „Thierry! ohne meine Gardes du Korps wär ich ermordet.“ a)

Als der König in das Schlafzimmer der Königin kam, fand er seine Gemahlin nicht mehr, aber wohl die Gardes du Korps, welche in demselben geblieben waren. Der König fragte diese Gardes sehr hastig und unruhig: „Wo ist die Königin?“ Sie antworteten: „Das ganze Schloß ist gestürmt, und die Königin hat sich zu Ihnen begeben, weil ihr Leben in Gefahr war.“ Sogleich kehrt der König in sein Schlafzimmer zurück, auf eben dem Wege, auf welchem die Königin dahin gegangen war. Er klopfte an der verschlossenen Thüre des Ochsenauges an. Die Gardes du Korps fragten: „Wer da“? Der König gab sich zu erkennen, wurde eingelassen, und begab sich zu seiner Gemahlin b). Kaum hatte der König das Schlafzimmer der Königin verlassen, als schon die bewaffneten Meuchelmörder in dasselbe eindrangen. Sie stürzten sich wüthend in das Zimmer der Monarchin, und rufen dabey aus: „man muß ihr den

---

a) Thierry, sans mes Gardes du Corps j'étois assassinée. Témoin 202.

b) Déposition de M. la Roque, Témoin 128. 129.

Kopf abhauen; man muß ihr das Herz aus dem Leibe reißen a).“ Herr Durepaire, ein Garde du Korps, welcher noch nicht weiß, daß sich die Königin schon gerettet hat, stellt sich dem rasenden Haufen entgegen, und ruft ihnen zu: „Nichtswürdige! was habt ihr vor?“ Sie fallen über ihn, werfen ihn nieder, schlagen und stechen ihn, und schleppen ihn weg. Einige rufen: „Bringt ihn um! Bringt ihn um!“ Andere schreyen: „Schlagt ihm den Kopf ab! Schlagt ihm den Kopf ab!“ Aber Durepaire rafft sich auf, er reißt einem von den Mördern seinen Spieß aus der Hand, und wehrt sich gegen die Menge so lange, bis er von seinen herbeyeilenden Kameraden aus den Händen der Mörder errettet wird b).

Die

a) Forfaits du 6. Octobre T. 2. p. 279. M. du Repaire dépose, qu'il a entendu des gens crier: Où est cette sacrée C...? Il faut lui manger le coeur.

b) Als im Julius 1790 die Abgesandten der Bürgermiliz der verschiedenen Provinzen, nachdem das Nationalfest vorüber war, von der königlichen Familie Abschied nahmen, hielten die Abgesandten aus Anjou eine Anrede an die Königin. Der Redner lobte den erhabenen Muth der Monarchin, den sie vorzüglich an dem schrecklichen Tage des sechsten Oktobers gezeigt hätte. Er war gerührt und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Die Königin weinte und schluchzte; alle Zuschauer zerflossen in Thränen. Endlich antwortete die Königin, und schloß ihre Rede mit folgenden Worten: „Sie sprechen von meinem Muthe, Sie erheben denselben. Hier sehen Sie einen von denen, welchen ich das Glück zu verdanken habe, Sie jetzt anhören zu können, (indem sie auf Herrn Durepaire wies, welcher neben Ihr stand), ihm bin ich das Leben schuldig; um mich zu retten, hat er sich selbst in Lebensgefahr gesetzt; seinen Muth müßt Ihr loben, nicht den meinigen.“

Die Mörder stürzten sich auf das Bette der Monarchin zu. Sie finden es leer. Einer ruft: „Der Streich ist mißlungen!“ und die übrigen, voller Wuth das Schlachtopfer ihrer Rache nicht gefunden zu haben, durchbohren das noch warme Bette der Königin mit tausend Dolchstichen. Nun kommen sie wiederum heraus, wollen in das Ochsenauge, und durch dasselbe in das Zimmer des Königs eindringen; aber die Pariser Bürgermiliz eilt herbey und jagt den Haufen der Mörder aus dem Schlosse. Die in dem sogenannten Ochsenauge eingeschlossenen Gardes du Korps hatten sich indessen so gut als möglich verschanzt, und in Vertheidigungsstand gesetzt. Sie waren alle entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, und den Mördern den Eingang in die königlichen Zimmer nicht zu gestatten. So erwarteten sie, nun schon seit einer halben Stunde, standhaft den Tod, als sie auf einmal heftig an der Thüre anklopfen hören. „Wer da?“ rufen sie. „Grenadiere,“ — „Was verlangt ihr? — „Daß ihr die Nationlkokarde auf euere Hüte setzen sollt.“ — „Wir tragen die Kokarde unserer Uniform, so wie wir von jeher gethan haben.“ — „Dann sind wir betrogen worden. Ganz Paris glaubt, daß ihr die schwarze Kokarde traget. Nunmehr öffnet Herr de Chevannes die Thüre, und sagte zu den Grenadieren: „Meine Herren, wenn Sie ein Schlachtopfer verlangen: so komme ich, um mich anzubieten. Ich bin einer von den Kommandanten dieses Postens, und mir gebührt die Ehre in der Vertheidigung meines Königs zuerst umzukommen; aber lernt von mir, Ehrfurcht für diesen guten König.“ Der Offizier der Grenadiere ergreift die Hand des Herrn de Chevannes und sagt: „Weit entfernt, euch das Leben nehmen zu wollen, sind wir gekommen,

um euch gegen eure Feinde zu vertheidigen!" Kaum hat noch der Offizier diese Worte ausgesprochen, als sich schon alle Grenadiere den Gardes du Korps in die Arme werfen, sie umarmen, ihre Grenadiermützen gegen die Hüte der Gardes du Korps und ihre Nationalkokarden gegen die weißen Kokarden vertauschen, und sich gegenseitig Beweise von Zuneigung und von Freundschaft geben a).

Eine Kolonne von Weibern und Meuchelmördern hatte sich nach den Zimmern des Dauphins begeben. Sie zeigten sich einander, unten auf der Terrasse, sein Schlafzimmer, und sagten: „Dort wohnt der Dauphin." Der Graf von St. Aulaire, der dieses hörte, gieng nach den Zimmern des Dauphins, weckte die Marquise de Tourzel, welche schlief, setzte ein brennendes Wachslicht zu den Füßen ihres Bettes, und sagte: „Madame, verlieren Sie keinen Augenblick; bringen Sie sogleich den Dauphin zum Könige." Madame de Tourzel stand auf, und eilte mit dem Dauphin auf den Armen nach dem Schlafzimmer des Königs, wo sie die Königin antraf. Auf eben diese Weise ward auch Madame, die Tochter des Königs, dahin gebracht.

Die Gardes du Korps wurden von dem wüthenden Pöbel überall verfolgt und ermordet, und ein Ungeheuer, mit einem langen Barte und einer hohen Mütze, hackte den Leichnamen, ehe sie noch ganz todt waren, die Köpfe ab, welche nachher der Pöbel auf Stangen steckte, und im Triumphe in Versailles herum trug. Die Mörder tanzten auf den nackten Leichnamen, sie tauchten ihre Hände in das noch warme Blut, sie bestrichen sich damit das Angesicht, und sangen und jauchzten. Die enthaup-

a) Forfaits du 6. Octobre T. 2. p. 284.

selten Leichname zweyer Gardes du Korps wurden wegge- tragen, in eine Ecke neben einander gelegt, und mit Stroh zugedeckt. Von Zeit zu Zeit kamen Männer und Weiber, welche das Stroh wegnahmen, mit wüthender Freude die Leichname der Ermordeten betrachteten, und ihnen Fauststöße und Fußtritte gaben a). Endlich ka- men auch zwey Offiziere der Pariser Bürgermiliz. Sie drängten sich durch den Haufen, und verlangten, daß man das Stroh wegnehmen, und ihnen die Leichname zeigen sollte. Dabey riefen sie aus: „Wie! sind dann ihrer nicht mehr als zwey! Dieß ist lange nicht hinrei- chend; wir müssen das Herz der Königinn haben!“ Der Kopfabhauer gieng herum. Er zeigte sein blutiges Beil, und seine mit Blut bespritzten Arme und Kleider; und wenn er einen Garde du Korps antraf, so drohte er mit dem Beile, daß er ihm den Kopf abhacken wolle b). Die Mörder rühmten sich ihrer Mordthaten, und Einer von ihnen sagte ganz laut: „Ich habe schon einen Garde du Korps umgebracht, und ich hoffe ihrer noch mehr umzubringen c).“ Der Pöbel plünderte das Hotel der Garde du Korps, und raubte Alles, was er darin an-



a) Témoin 346.

b) A quelques pas de la M. de Blaire a rencontré un homme, qui avoit une grande barbe, portant une hache, ou un couperet ensanglanté: ses ha- bits l'étoient pareillement. Il a fait au Déposant un signe trés-expressif, pour lui faire entendre, qu'il étoit très disposé à lui couper la tête. Té- moin 171.

c) J'ai déjà tué un Garde du Roi, et je compte en- core en tuer d'autres. Témoin 20.

traf. Die Pariser Bürgersoldaten nahmen die Pferde aus den Ställen, und sagten: „Das ist gut! zu Fuße sind wir hergekommen, und zu Pferde wollen wir zurück kehren a).“ Nachdem der Kopfabhauer dem zuerst ermordeten Garde du Korps, Deshuttes, den Kopf abgehackt hatte, rief er voller Freude aus: „Da liegt schon Einer; aber er soll nicht der letzte seyn b). Dann gieng er hin zu einem nahe dabey stehenden Schweizer, und forderte, mit seinen von Blut triefenden Händen, eine Prise Tabak. Der Schweizer legte ihm zitternd eine Prise auf seine Hand, die das Ungeheuer begierig schnupfte. Bald nachher schlug er den zweyten Kopf ab, und rief überlaut: „Was! nur zwey Köpfe; ich hatte wenigstens auf dreyhundert gerechnet!“ c). Darauf gieng dieses Ungeheuer in ein Weinhaus, ließ sich Wein geben, und sagte: „Ich bin müde, und dennoch habe ich den besten Streich verfehlt, die Königinn; man wird nicht mit mir zufrieden seyn!“ d).

Die Wuth der Mörder war so groß, daß sie sogar nach dem Hospitale der Gardes du Korps hinzogen, um die daselbst krank liegenden Gardisten zu ermorden e).

---

a) Cela est bon! Nous sommes venus de Paris à pied, nous nous en retournerons à cheval. Temoin 21. Forfaits du 6. October. T. 2. p. 302.

b) En voilà déja un; ce ne sera pas le dernier. Témoin 131.

c) Bon! je n'ai eu que deux têtes; je comptois au moins sur trois cents! Témoin 132.

d) Témoin 146.

e) Témoin 233. Les monstres n'ont pas même respectés ceux qui étoient à l'infirmerie; une foule de scélérats est arrivée pour les massacrer, et si on

Noch ehe die Mörder, wie ich erzählt habe, in das Schlafzimmer eindrangen, waren sie schon vorher einmal in dem Vorzimmer desselben gewesen, und weil damals die Königinn noch ruhig schlief, so würde sie durch die Hände dieser Meuchelmörder ihr Leben verloren haben, wenn nicht der Muth des an ihrer Thüre Wache habenden Garde du Korps das Leben ihrer geheiligten Person noch gerettet hätte. Herr Miomandre de Sainte Marie (so hieß dieser Garde Korps, dessen Namen auch die späteste Nachwelt noch mit Dank, und mit Bewunderung seines Heldenmuthes nennen wird) Herr Miomandre de Sainte Marie hielt seine Muskete inwendig im Zimmer queer über die Thüre, und verwehrte, auf diese Weise, dem eindringenden, rasenden Haufen einige Sekunden lang den Eingang. Die Kammerfrau der Königin, Mademoiselle Genet, hörte den Lärm im Vorzimmer, und machte die Thüre des königlichen Schlafzimmers auf. Sie sah den Kampf des getreuen Dieners Ihrer Majestät gegen die eindringenden Mörder. Er kehrte sich zu ihr, und sagte: „Madame, retten Sie die Königinn; ihr Leben ist in Gefahr a).“ Erschrocken sprang die Kammerfrau zurück, und schob den Riegel des Schlafzimmers vor. Die Mörder stossen die gräßlichsten Drohungen gegen die königliche Familie aus, und dringen auf Herrn Miomandre ein. Er springt zurück,

---

ne les avoit pas fait évader dans les maisons, elle exécutoit cet exécrable forfait, Cita-t-on jamais un pareil exemple de barbarie! Forfaits du 6. Octobre. T. 2. p. 302.

a) Madame, sauvez la Reine; ses jours sont en danger. Témoin 94. 86.

schlägt schnell die Thüre des Vorzimmers zu, stellt sich an die Thüre des Schlafzimmers, und ruft: „Madame, retten Sie die Königin; man will sie ermorden; ich bin allein gegen zwey tausend Tieger a).“ In demselbigen Augenblicke stürzen sich die Mörder herein, fallen über ihn her, und geben ihn einige Stiche mit ihren Spießen, gegen welche er sich wehrt. Dann ruft Einer, welcher eine Flinte in den Händen hat, den übrigen zu: „zurück! zurück!“ ergreift darauf seine Flinte vorne am Lauf, zielt auf den Kopf des unglücklichen Miomandre, und schlägt ihn mit dem Kolben zu Boden, so daß der Hahn tief durch die Hirnschale in das Gehirn eindringt. Nun liegt Miomandre ohne Besinnung. Die Mörder fallen über ihn her und berauben ihn. Sie nehmen ihm seine Uhr und sein Geld, und lassen ihn im Blute schwimmend liegen. Nunmehr aber dringen die Mörder nicht in das Schlafzimmer der Monarchin, sondern in ein Nebenzimmer, in welchem einige Gardes du Korps befindlich sind, welche sie verfolgen. Ein unwillkührlicher Schauder ergriff sie in der Nähe der Majestät, und ihre feigen Hände zitterten, da sie im Begriff waren, kaiserliches Blut zu vergießen! Die gütige Vorsehung wachte damals über das Leben der unglücklichen, und eines bessern Schicksals würdigen Monarchin.

Während die Gardes du Korps im Schlosse, sogar bis in das Innere der königlichen Zimmer verfolgt und ermordet wurden, verlangten ihre Kameraden, welche die Nacht in ihrem Hotel zugebracht hatten, sich nach dem Schlosse zu begeben. Gewissermaaßen waren sie

---

a) Madame, sauvez la Reine; on en veut à sa vie; je suis seul contre deux mille tigres. Témoin 18.

Gefangene der Pariser Bürgermiliz. Diese hatten sich um ein Uhr des Nachts die Thüre des Hotels der Gardes du Korps öffnen lassen, sich desselben bemächtigt, und alle darin vorhandenen Waffen weggenommen. Die Bürgermiliz hatte den Gardes du Korps angekündigt: ihre Dienste seyen künftig überflüßig, und der Marquis de la Fayette sey darüber mit dem Könige einverstanden, daß künftig niemand anders als die Bürgermiliz den König bewachen solle. Die Gardes du Korps behandelten die Miliz sehr höflich, und gaben derselben ein Nachtessen. Dadurch wurden sie bald Freunde, und brachten die Nacht vergnügt mit einander zu. Sie sprachen von den traurigen Begebenheiten des Tages, von der Verwirrung des Volkes, und von dem sträflichen Ehrgeize der Verschwornen, welche dasselbe in Bewegung setzten. Bey dem Anbruche des Tages wünschten die Gardes du Korps nach dem Schlosse sich zu begeben, und der kommandirende Offizier der Bürgermiliz versprach, sie dahin zu begleiten. Sie wußten damals noch nicht, was indessen im Schlosse vorgefallen war. Endlich kommt ein verkleideter Garde du Korps aus dem Schlosse nach dem Hotel, und erzählt den Herren de Luckerque, Delamotte, Desmiers, und Daubiac, seinen Kameraden, alles, was vorgefallen ist. Diese glauben, Ehre und Pflicht erforderten, daß sie sich sogleich nach dem Schlosse begäben. Sie eilen dahin. — Aber, zu welch einer Zeit! zu der Zeit, da die durch die Bürgermiliz aus dem Schlosse weggejagten Banditen, voller Wuth darüber, daß man sie verhindert hatte, ihr schreckliches Vorhaben auszuführen, sich in der Stadt zerstreuten, mit dem Vorsatze, alle Gardes du Korps, welche ihnen in die Hände fallen würden, ihrer Rache aufzuopfern.

Kaum hatten jene vier, deren Namen ich genannt habe, das Hotel verlassen, als sie sich schon von den Mördern umgeben sahen. Herr de Luckerque war der erste, den sie ergriffen. „Hängt ihn! Haut ihn nieder! rufen alle mit Einer Stimme. Er wird gestossen, geschlagen, geprügelt, niedergeworfen, beraubt, und mit einem Stricke um den Hals, schleppt ihn ein Haufe der Banditen eine Strecke weit fort. Sie lassen ihn liegen. Er sammelt seine Kräfte, und sucht sich aufzuraffen, aber tausend gegen ihn gekehrte Spieße und Bajonetter widersetzen sich diesem Vorsatze, und ein Kerl aus dem Haufen versetzt ihm mit dem Kolben seiner Flinte einen Streich auf den Kopf, der ihn leblos dahin streckt. Er liegt da im Blute und schon hebt das Ungeheuer mit dem grossen Barte sein von Blut triefendes Beil empor, um ihm den Kopf vom Rumpfe zu sondern, als ein Grenadier der Pariser Bürgermiliz sich mitten durch die Mörder durchdrängt, den scheußlichen Arm ergreift, welcher das Beil aufgehoben hat, und laut ausruft: mich selbst, ihr Ungeheuer, müßt ihr ermorden, ehe ich zugebe, daß ihr diesen Garde du Korps eurer Wuth aufopfert!“ Die feigen Mörder zitterten bey dem Anblicke eines rechtschaffenen Mannes. Der Grenadier, mit Hülfe eines seiner Kameraden, ergreift den Garde du Kops, und trägt ihn weg, an einen sichern Ort. Stumm und betäubt steht der ganze Haufe der Mörder da, und wagt es nicht, gegen einen einzigen Mann sich zu wehren, oder sich demselben zu widersetzen a).

Während dieser Zeit hatte sich Herr Delamotte und Herr Daubiac durch den Haufen gedrängt, und wa-

a) Forfaits du 6. Octobre. T. 2. p. 290.

nur einige Schritte vorwärts gegangen, aber bald fielen sie einem andern Haufen von Mördern in die Hände. Diese ergreifen Herrn Delamotte bey seinem Rocke und reissen ihn zurück. Er wehrt sich. Ein unzählbarer Haufe drängt sich auf ihn zu; rings um sich her erblickt er nichts als gezückte Dolche, Spieße und Bajonetter. Mit unglaublicher Stärke wehrt er sich lange, und parirt die Stiche mit seinen Händen aus; endlich aber ermattet er, und schon ist er im Begriff, nieder zu sinken, und den Todesstreich zu erwarten, als die Mörder unter sich selbst in Streit gerathen. Sie streiten sich, (wer schaudert nicht, der dieses liest?) sie streiten sich, ob sie ihn aufhängen oder ihm den Kopf abschlagen sollen. Dieser Streit rettete den Gefangenen. Die Parthie, welche ihn hängen wollte, schleppte ihn weg; die andere Parthie, welche ihn köpfen wollte, entriß ihn der ersten mit Gewalt; aber bald kam die erste zurück, und riß ihn der andern wüthend und schäumend abermals weg. Jede Parthie blieb hartnäckig auf ihrer Meynung; keine wollte der andern nachgeben. Endlich trat einer von ihnen hervor, und schlug ein Mittel vor, sie zu vereinigen: „Wir wollen,“ rief er, „diesen Sch.... nach Paris führen, und ihn dort auf dem Greveplatze an die Laterne hängen.“ „Nein! Nein!“ schrieen sie alle, „so lange wollen wir nicht warten! jetzt gleich, auf der Stelle, müssen wir die Hände in seinem Blute baden!“ Das Ungeheuer mit dem langen Barte kam herbey, und erwartete mit aufgehobenem Beile den Befehl, dem Unglücklichen das Leben zu rauben. Nun drängen sich aber zwey Grenadiere der Miliz durch den Haufen, und entreißen den feigen Mördern auch dieses Schlachtopfer a).

a) Forfaits du 6. Octobre. T. 2. p. 291.

Den Herrn Daubiac rettete die Pariser Bürgermiliz aus den Händen seiner Mörder; aber Herr Desmiers war nicht so glücklich. Er wurde von drey Kugeln getroffen, er fiel zu Boden und schwamm im Blute. Die Miliz entriß ihn den Händen der Banditen, welche ihm den Kopf abschlagen wollten, und brachte ihn nach dem Hospitale.

Bald, nachdem diese vier Gardes du Korps das Hotel verlassen hatten, gieng der Chevalier de Saint Georges, mit sechzehn Gardes du Korps, und einer zahlreichen Begleitung der Bürgermiliz, aus dem Hotel nach dem Schlosse zu. Sie stießen auf den ganzen versammelten Haufen der Meuchelmörder, und in einem Augenblicke war die Bürgermiliz, welche ihnen zur Beschützung diente, von ihnen getrennt. Die Mörder schlossen um diese unglücklichen Gardes du Korps einen Kreis, und berathschlagten sich untereinander, auf welche Weise sie dieselben umbringen wollten. Sie tanzten im Kreise um diese unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth. Sie freuten sich darauf, diese Gardes du Korps, rund um den Paradeplatz, an jede Laterne einen aufzuhängen. Schon im voraus lachten sie über den schönen Anblick. Sie stellten die Gardes du Korps hinter einander in eine Kolonne, den größten voran, und so nach ihrer Größe, einen hinter den andern. Schon traten diese den Todesmarsch, unter dem Jubelgeschrey des Pöbels an, als la Fayette erschien. Er war aufgewacht, und hatte erfahren, was für Greuel im Schlosse vorgegangen waren. Beschämt darüber, daß er geschlafen hatte, gedemüthigt über den Gedanken, daß er sich von den Verschwornen hätte einschläfern lassen, und daß er nicht besser für die Sicherheit der königlichen Familie gewacht

hätte, setzte er sich auf sein Pferd, und sprengte in der Stadt herum, um seine zerstreuten Truppen zusammen zu ziehen. Flehend bat er die Grenadiere, sie möchten die Mörder verjagen, und die Gardes du Korps befreyen. Er sah die siebzehn Gardes du Korps, welche von dem Volke zum Tode geführt wurden. Er sprengte herbey, und sagte: „nie werde er zugeben, daß man so tapfere Leute ermorde, welche niemand beleidigt hätten; er nähme sie unter seinen Schutz, und vorher müsse man ihn selbst umbringen, ehe er zugeben werde, daß ihnen auch nur das geringste Leid zugefügt werde.“ Durch diese Anrede an den Haufen der rasenden Mörder gewann La Fayette Zeit. Ein Pelotton Grenadiere nähert sich. La Fayette ruft ihnen zu: „tapfere Grenadiere, wollt ihr zugeben, daß tapfere Leute von feigen Meuchelmördern umgebracht werden? Schwört mir, auf Grenadiers Treue, daß ihr nicht leiden wollt, daß ihnen Leid geschehe.“ Die Grenadiere schwören, nehmen die Gardes du Korps zwischen sich, und führen sie weg. Einer von den Gardes du Korps, ein Offizier mit grauen Haaren, sagte zu dem Volke: „Unser Leben ist in euren Händen; ihr könnt uns ermorden; ihr werdet unser Leben nur um wenige Augenblicke verkürzen, und wir werden wenigstens nicht entehrt sterben.“ Diese kurze Anrede that große Wirkung. Ein Offizier der Pariser Bürgermiliz fiel diesem Garde du Korps um den Hals, und sagte: „Nein, so tapfere Leute, wie ihr seyd, wollen wir nicht umbringen.“ Alle Grenadiere folgen diesem Beyspiele, und die Gardes du Korps werden, im Triumphe, bis in den Schloßhof getragen. In demselbigen Augenblicke öffnet der König sein Fenster, kommt auf den Balkon, und bittet sich von dem Volke Pardon für seine Gardes du Korps aus. Einige Gardes du Korps, neben dem Monarchen,

legen ihre Gewehre nieder; zeigen die Nationalkokarde auf ihrem Hute, und rufen! „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!“ Die von dem Blutvergießen ermüdeten Mörder; diese Ungeheure, welche auch noch vor einer Stunde die entsetzlichsten Drohungen gegen die Königin ausgespien hatten; welche den Kopf derselben verlangten; welche sich darauf gefreut hatten, daß sie sich würden in ihrem Blute baden und ihr das Herz aus dem Leibe reißen können: diese ruften jetzo: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Das Geschrey wird allgemein; die gefangenen Gardes du Korps werden losgelassen, umarmt, und im Triumphe unter die Fenster des Königs getragen. Mitten in diesem Freudenrausche gab es doch noch Bösewichter, welche unzufrieden darüber schienen, daß die vorgehabten Greuelthaten mißlungen waren. Sie verlangten die Königin zu sehen, und stießen gräßliche Drohungen gegen die Monarchin aus a). Die Königin befand sich in ihrem Zimmer; sie stand an einem Fenster, Madame Elisabeth, die Tante des Königs, zu ihrer Rechten, und Madame ihre Tochter zur Linken. Vor ihr stand auf einem Stuhle der Dauphin. Er war munter und vergnügt, er spielte mit den Haaren seiner Schwester und sagte zu der Monarchinn: „Mama, mich hungert!“ Die Königin antwortete ihm mit Thränen in den Augen: „Sey ruhig, und warte, bis der Lärm vorüber ist.“ In demselbigen Augenblicke trat jemand in das Zimmer, und sagte der Königinn, das Volk verlange sie auf dem Balkon zu sehen. Die Monarchin zweifelte, ob sie hingehen sollte, aber Herr de la Fayette sagte, sie müßte es thun, um das Volk

a) Témoin 12. 105.

zu beruhigen. Hierauf antwortete die erhabene Tochter der Maria Theresia: „Nun so will ich gehen, und wenn es mir auch das Leben kosten sollte a). Mit ihrem Sohne an der einen, und mit ihrer Tochter an der andern Hand, gieng sie auf den Balkon, und zeigte sich dem Pöbel, welcher diese große Fürstin mit einem lauten Hohngelächter empfieng. Einige Weiber, welche anfiengen: Hoch lebe die Königin! zu rufen, wurden von dem Pöbel gemißhandelt b). Endlich schrie der ganze Haufe: „Kinder weg! Kinder weg!“ Die Königin gieng hinein, ließ ihre Kinder zurück, und erschien allein c); allein erschien sie vor dem wüthenden Haufen ihrer Mörder; vor den gezückten Dolchen, und vor den geladenen Flinten. Ein Kerl legte seine Flinte auf sie an; aber seine Hand zitterte, sein Finger versagte ihm den Dienst, er konnte nicht losdrücken d). Der Pöbel, erstaunt und bestürzt über ihren Heldenmuth, ließ die Mordgewehre aus den Händen fallen, und klatschte lauten Beyfall der unglücklichen Monarchin zu. Maria Theresia erschien mit ihrem Sohne auf den Armen vor dem Ungarischen Adel, dessen Edelmuth bekannt war: ihre erhabene Tochter zeigte sich am sechsten Oktober einem Haufen blutdürstiger Mörder, erweichte ihre Mörderherzen, und entwaffnete ihre Hände. Hätte sie nur ein einziges Wort gesprochen; so würden sie vor ihr auf das Angesicht niedergefallen seyn!

---

a) En ce cas dussé-je aller au supplice, je n'hésite plus; j'y vais. Témoin 169.

b) Témoin 82.

c) Journal politique national, Forfaits du 6. Octobre T. 2. p. 295.

d) Témoin 365.

Eine unzählbare Menge Volks war im Schloßhofe versammelt, und diese Menge verlangte, mit gräßlichem Geschrey, den König zu sehen. Der König erscheint, mit seiner Familie, auf dem Balkon. Er tritt vor, und versucht, zu dem Volke zu sprechen: aber der Anblick des vergossenen Blutes; der zerstümmelten Körper seiner Leibwache; der auf Stangen gesteckten Köpfe seiner Lieblinge, die man mit ausgesuchter Grausamkeit empor hielt; der scheußliche Anblick des mit Blut befleckten und mit Mordgewehren bewaffneten Haufens, und Alles dessen, was er um sich her erblickt, erstickt die Worte in seiner Kehle, und beklemmt seine Brust. Er öffnet den den Mund, aber seine Zunge ist gelähmt. La Fayette bemerkt es. Er spricht im Namen des unglücklichen Monarchen, und versichert, der König werde Alles thun, was in seinen Kräften stehe, um die Wünsche des Volkes zu erfüllen. Zugleich warnt la Fayette (obgleich der Herzog von Orleans in diesem Augenblicke hinter ihm sich befindet) vor Parthismachern und Verschwornen, welche durch Aufwiegelung des Volks zu unerhörten Grausamkeiten keine andere Absicht hätten, als ihre eigenen sträflichen Plane in Ausführung zu bringen; er kenne sie, fähet er fort, recht gut, und werde sie zu gehöriger Zeit entdecken a). Der König wendet sich gegen das Volk und verlangt noch einmal Gnade für seine Leibwache: „Pardon! Pardon!" ruft er dem Volke zu, „Pardon für meine Leibwache!" und das Gesindel antwortet: „Ja! Ja! Pardon!" Nun zieht sich der König mit seiner Familie in sein Zimmer zurück b). Aber bald verlangte der

---

a) Témoin 312.

b) Qu'élle affreuse déstinée! Un Roi de France,

Pöbel den König von neuem zu sehen. Der König erscheint. Der Pöbel ruft: „Hoch lebe der König!“ Ein Kerl aus dem niedrigsten Pöbel, mit zerrissenen Kleidern, mit dem Hute auf dem Kopfe, und mit einer Flinte in der Hand, ruft dem König zu: „wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen; Sie müssen nach Paris kommen a)!“ Nunmehr widerhallt von allen Seiten ein tobendes Geschrey: „Der König nach Paris! der König nach Paris!“ Die Beklemmung des Königs nimmt sichtbar zu, und er entfernt sich schluchzend. Aber bald erscheint er wieder, und stammelt mit gebrochenen Worten: „Meine Kinder! ihr verlangt mich nach Paris; ich will gehen, aber nicht anders, als in Begleitung meiner Frau und meiner Kinder b).“ Plötzlich ändert sich nun die Scene, und der wilde Haufe ruft freudetrunken aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Der König, durch dieses Geschrey, welches eine neue Beleidigung war, bis in das Innerste seiner Seele erschüttert, gebietet mit der Hand Stillschweigen, und sagt schluchzend: „Meine Kinder! ach! meine Kinder! eilt

---

entouré de sa famille, est donc obligé de s'humilier devant une populace féroce, pour obtenir la GRACE de ses Gardes, qui n'ont commis d'autre crime, que celui de lui rester fidéle! Mounier appel. p. 190.

a) Témoin 387.

b) In sua concione, Vitellius, inter suos milites, prospectantibus etiam feminis, pauca et praesenti moestitiae congruentia locutus: Cedere se, pacis et Reipublicae caussa, retinerent tantum memoriam sui, fratremque et conjugem, et innoxiam liberorum aetatem miserarentur. Tac. Histor. lib. 3.

meiner Leibwache zu Hülfe!" Sogleich geht ein Detaschement der Bürgermiliz nach dem Hotel der Gardes du Korps, und thut daselbst dem Morden Einhalt, welches wieder angefangen hatte. Die Königin versucht es, einige Worte zu dem Volke zu sprechen, aber ihre Beklemmung ist zu groß; die unglückliche Monarchin kann kein Wort vorbringen. La Fayette spricht an ihrer Stelle: „Die Königin," sagt er, „ist sehr betrübt über das, was sie vor sich sieht. Sie ist betrogen worden; sie verspricht, sich nicht mehr betrügen zu lassen, und sie verspricht, ihr Volk zu lieben, und demselben ergeben zu seyn, wie Jesus Christus seiner Kirche ergeben ist." Als einen Beweis ihrer Beystimmung, hob die Monarchin zweymal ihre Arme gen Himmel, und Thränen rollten über ihre Wangen herunter a).

Die Ruhe scheint nunmehr hergestellt. Der Pöbel lagert sich hin und wieder gruppenweise, und ruht bey angezündetem Feuer, von dem Morden aus. Züge der alleremporendsten Grausamkeit fallen auch jetzt noch nicht weniger vor. Drey Poissarden setzen sich auf den noch blutigen, nackten Leichnam eines Garde du Korps, sie zerstücken sein todtgeschossenes Pferd, das neben ihm liegt, braten die Stücke am Feuer, und essen sie, während die Pariser Bürgermiliz um das Feuer herum, bey kriegerischer Musik, einen Reihentanz tanzt b)....

Die Mitglieder der Nationalversammlung, welche zu den Verschwornen gehörten, waren indessen nicht unthätig. Einige von ihnen, **Barnave**, **Duport**, Cha-

a) Témoin 82.

b) Journal politique national. T. 2.

Chapelier, Charles, Lameth, der Marquis de Montesquiou, der Herzog von Aiguillon, und andere, hatten sich in Weiberkleidern unter die Mörder gemischt, und dieselben zum Blutvergießen angefeuert a). Auch Herr de la Clos, der Verfasser des sittenverderbenden Romans: les liaisons dangereuses, befand sich in Weiberkleidern unter den Meuchelmördern. Vorzüglich geschäftig waren aber Mirabeau und Orleans. Mit einem bloßen Degen unter dem Arme, wiegelte Mirabeau die Soldaten des Regiments Flandern zum Aufruhr auf, so wie er schon am Abend des vorigen Tages gethan hatte b); und den Mördern rief er zu: „Seyd tapfer, meine Kinder, ihr streitet für die Freyheit!" c)

Der Herzog von Orleans, dieser erste Prinz vom Geblüte, dessen Pflicht es war, sogar mit Aufopferung seines eigenen Lebens, das Leben der königlichen Familie zu vertheidigen; der führte statt dessen selbst die Mörder an. An der Spitze der Banditen stieg er die Treppe des Schlosses herauf, und zeigte ihnen mit ausgestrecktem Arme den Weg zu dem Schlafzimmer der Königin: „Dort! Dort!" d) rief er aus, und die Banditen antworteten: „Unser Vater ist bey uns, und darum gehen wir getrost!" e) Eine Menge Zeu-

a) Témoin 373. 226. 157.

b) Témoin 373.

c) Courage, mes enfants, vous combattez pour la liberté. Témoin 230. 157.

d) C'est par là! C'est par là. Témoin 100.

e) Nôtre père est avec nous, et marchons. Le Déposant demanda à un de ces

gen haben den Herzog unter den Mördern, ihnen freundlich zulächelnd und mit ihnen sprechend gesehen a). Die Mörder liefen ihm sogar auf der Strasse nach, sie klatschten ihm Beyfall zu, riefen: „Bravo! Bravo! Bravo!" hinter ihm her b), und schrieen überlaut: „Hoch lebe unser König von Orleans!" c) Die Banditen sahen ihn als ihren Vater und Anführer an; ihre von dem Blute der Gardes du Korps noch triefenden Hände, klatschten ihm lauten Beyfall zu; ihr unreiner Mund rief ihn zum Könige aus. — Und Er; er lächelte. — Er schauderte nicht vor Entsetzen; er stieß nicht die ihn umgebenden Mörder mit Unwillen von sich. Er lächelte. Der erste Prinz vom Geblüte lächelte den Mördern seiner eigenen Familie Beyfall zu. O! über das Jahrhundert, in welchem wir leben!

Die Mitglieder der Nationalversammlung fiengen jetzt an, sich zu versammeln, um ihre Berathschlagungen fortzusetzen; aber der König schickte eine Bothschaft an die Versammlung, und ließ sie ersuchen, sich nach dem Schlosse zu begeben, damit er sich ihren Rath bey so schreckenvollen Umständen ausbitten könne. Der Präsident, Herr Mounier, forderte die Mitglieder auf, ihn zum Könige hin zu begleiten, und alle schienen bereit dazu, als Mirabeau aufstand, und sagte: „es sey gegen die Würde der Versammlung zum Könige hinzugehen; man

---

hommes, quel étoit ce père? Cet homme lui repondit: Ah! sacredieu, est-ce que vous ne le connoissez pas? C'est le Duc d'Orleans! Témoin 226. 157.

a) Témoin 256. 365. 132. 135. 136. 177. 381. 254. 195. 146. b) Témoin 204. 127. 133.

c) Témoin 88. 127.

solle einige Abgesandte dahin senden." — Gegen die Würde der Versammlung, einen König zu trösten, den man hatte ermorden wollen! Wie tief läßt nicht dieser Ausdruck in das Herz des Bösewichts sehen, welcher die Frechheit hatte, sich desselben zu bedienen! Aber die Nationalversammlung stimmte dem Vorschlage bey; sie beschloß: „es sey unter ihrer Würde den so unglücklichen König, die so muthvolle Königinn, und das gute Kind zu beschützen, welches lächelte, während das Mordschwert ihm so nahe war." a) Doch dieses war noch nicht alles. Mirabeau stand noch einmal auf und schlug vor, eine Proklamation an die Provinzen ergehen zu lassen, in Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitumstände, und in dieser Proklamation solle man sagen: „das Schiff der Republik werde nunmehr schneller als jemals fortsegeln." b) Es macht

---

a) Mémoires de Lally-Tolendal p. 166. Quand on dit aux Députés, qui se trouvoient dans la salle, que le Roi désiroit qu'ils voulussent se rendre auprès de lui, et l'aider de leurs conseils, le Comte de Mirabeau fut le premier qui osa se montrer insensible aux malheurs du Monarque, et proposer de repondre à ses vœux par un refus. Lorsque je vins moi-même les presser de remplir ce devoir, l'homme qui osa dire, qu'il étoit contraire à la dignité de l'Assemblée de se transporter chez le Roi fut le Comte de Mirabeau. Il consentit seulement à lui envoyer une députation, qui n'ayant pas le droit de délibérer, ne pouvoit protéger sa liberté, et qui n'eut d'autre but, que de communiquer au Roi la résolution prise par l'Assemblée, de le suivre par-tout, où l'on voudroit le conduire. Mounier ap. p. 315.

b) Que le vaisseau de la chose publique va s'élancer plus rapidement que jamais.

der Nationalversammlung Ehre, daß sie diesen schändlichen Vorschlag ausschlug!

Als der König sahe, daß die Nationalversammlung nicht ankam, und da das Volk in ihn drang, daß er die Stunde seiner Abreise bestimmen möchte; so entschloß er sich um Mittag abzureisen. Die Nachricht von diesem gefaßten Entschlusse gieng, wie ein Lauffeuer, von einem Munde zum andern. Die Kanonen werden zum Zeichen der Freude abgefeuert, und mit dem kleinen Geschütze werden wiederholte Salven geschossen. Die Nationalversammlung beschließt, dem Könige eine Begleitung von hundert Mitgliedern nach Paris mitzugeben. Dem Präsidenten wird aufgetragen, diese Mitglieder zu ernennen. Er läßt ihre Namen aufschreiben, befiehlt aber ausdrücklich, Mirabeau's Namen nicht auf die Liste zu setzen. Mirabeau, welcher sich das Vergnügen machen will, ein Zeuge dieses traurigen Zuges zu seyn, läßt seinen Namen dennoch zusetzen. Herr Mounier streicht den Namen aus. Nun kommt Mirabeau zu dem Präsidenten, und sagt: „Herr Präsident, Sie wollen nicht, daß ich nach Paris gehen solle. Sie haben Recht, wenn Sie es deswegen thun, weil Sie glauben, ich habe keine Neigung diese Reise zu unternehmen. Aber, Sie wissen, wie sehr ich bey dem Volke beliebt bin, und vielleicht kann meine Popularität auf dieser Reise dem Könige oder der Königin nützlich werden; ich verlange nur mitzugehen, um das Volk zu besänftigen, im Falle ein Tumult entstehen sollte.“ Herr Mounier antwortete: „Mein Herr, diejenigen, welche über das Volk so viel vermögen, daß sie es besänftigen können, sind auch im Stande dasselbe aufzuwiegeln.“ — „Ich folge Ihnen, Herr Präsident,“ antwortete Mirabeau; aber dessen ungeachtet ließ er sei-

hen Namen dennoch aufschreiben, und begleitete den König nach Paris a).

Obschon der König versprochen hatte, um Mittag abzureisen, so verließ er doch seinen Pallast erst um Ein Uhr, und schon wurde der Pöbel ungeduldig, und murrte, daß der König in Befolgung seiner Befehle so saumselig sich bezeigte. In dem Wagen des Königs saßen mit dem Monarchen: die Königin; Madame Royale, ihre Tochter; Madame Elisabeth; der Dauphin; Monsieur, der Bruder des Königs; Madame, die Gemahlinn Monsieurs; und Madame de Tourzel. Nach dem königlichen Wagen kamen die Wagen seines Gefolges; und die Wagen der Mitglieder der Nationalversammlung.

Jetzt reiste die königliche Familie von Versailles ab. Waren die des Morgens vorgefallenen Auftritte schon schrecklich gewesen, so war es nun die Reise nach Paris noch weit mehr. Der Zug gieng langsam fort, und dauerte sechs volle Stunden. Voran giengen die gefangenen Gardes du Korps, ein Haufe von Banditen, und ein Theil der Parisermiliz. Weiber, mit Bändern und Baumzweigen, welche sie in der königlichen Orangerie abgerissen hatten, in der Hand, umgaben den Wagen, in welchem die königliche Familie saß. Vor dem Wagen her wurden, auf Stangen gesteckt, die abgehackten Köpfe der ermordeten Gardes du Korps getragen, und zwischen denen, die sie trugen, gieng ein großer Kerl, mit einer hohen Mütze und einem langen Barte. Dieser zeigte dem Pöbel seine mit Menschenblut befleckten Arme.

---

a) Mounier appel. p. 316. Forfaits du 6 Octobre. T. 2. p. 298.

Von Zeit zu Zeit kehrte er das noch blutige Beil, welches er auf seiner Schulter trug, dem Volke zu, und rief dabey aus: „Seht! Seht hieher! Dies ist die wahre Nationalkokarde a)!“ Um die Köpfe und um diesen Kerl herum tanzten Weiber in Gruppen, mit wildem Freudengeschrey. Nach den Wagen folgte der übrige Theil der Miliz, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Zum Zeichen der Freude wurden, von Zeit zu Zeit, wie nach einer gewonnenen Schlacht, die Gewehre abgefeuert, worauf die Artillerie zu Versailles antwortete. Bey dem Abzuge der königlichen Familie fiengen die Einwohner von Versailles auf einmal an betrübt zu werden. Sie sahen nun, aber zu spät, ein, daß sie zwar für die Pariser gestritten hatten, aber daß sie die Kriegskosten wohl allein würden bezahlen müssen. Um sie zu trösten, riefen die Pariser ihnen zu: „gebt euch zufrieden; er kommt wieder!“ Mirabeau lachte und sagte überlaut zu einem Freunde, welcher neben ihm stand: „Dieses Volk bedarf, daß man es von Zeit zu Zeit einen Hauptsprung thun lasse b).“

So zog der gute König von Versailles ab; umringt von den Mördern seiner treuen Diener; umgeben mit einer Miliz, welche, durch Verschworne verführt, das Panier des Aufruhrs aufgesteckt, und ihren Anführer

---

a) Præfixa contis capita gestabantur, inter signa cohortium, juxta Aquilam legionis, certatim ostentantibus cruentas manus, qui occiderant, qui interfuerant, qui vere, qui falso, ut pulchrum et memorabile facinus jactabant. Tacitus Histor. lib. 1.

b) Ce peuple a besoin, qu'on lui fasse faire de tems en tems le saut du tremplain. Témoin 2.

gezwungen hätte, sie gegen den König und gegen die Nationalversammlung in den Krieg zu führen; einer Miliz, welche selbst alle vorgegangenen Greuel mit hatte verüben helfen; welche die noch blutenden Köpfe mit Wohlgefallen unter sich tragen sah, und mit den Mördern in Freundschaft lebte; welche, obgleich bewaffnet, beynahe nichts gethan hatte, um Ordnung und Ruhe herzustellen, oder die königliche Familie zu beschützen. So zog der gute König ab. Er verließ sein mit Blut beflecktes Schloß, und die Nationalversammlung, welche es unter ihrer Würde hielt, ihn zu begleiten; welche zu allen Verbrechen, die unter ihren Augen vorgiengen, nicht nur schwieg, sondern dieselben sogar zu billigen schien. Wohl niemals hat sich ein König in einer so bemitleidenswürdigen Lage befunden! und welch ein König! ein König, der aufrichtig sein Volk liebte, und der dem Wunsche dasselbe glücklich zu sehen Alles aufgeopfert hatte c)!

„Man muß diesen schrecklichen Zug selbst gesehen haben," sagt ein Augenzeuge „um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können. Ich habe ihn vorbey gehen gesehen, diesen gräßlichen Zug. Die Königin

---

c) Nec quisquam adeo rerum humanarum immemor, quem non commoveret illa facies, Romanum principem et generis humani paulo ante Dominum, relicta fortunæ suæ sede, per populum, per urbem exire de Imperio. Nihil tale viderant, nihil audierant. . . Audita defectione legionis cohortiumque, palatio degreditur, mœsta circum familia. . . . . Simul ferebatur lecticulo parvulus filius, velut in funebrem pompam. **Tacitus** Histor. lib. 3.

behielt, mitten unter den Mördern, eine Ruhe der Seele, und einen Muth, welcher beynahe übernatürlich schien. Sie hörte das lärmende Geschrey und die entsetzlichsten Drohungen dieser Horde von Kannibalen; sie hörte die wiederholten Salven des kleinen Geschützes, durch welche dieser gräßliche Triumph gefeyert wurde. Es war möglich, daß sie den König, oder ihre Kinder, in ihre Arme fallen sah; es war möglich, daß sie selbst von dem Todesstreiche getroffen wurde. Die Waffen dieser Banditen waren in sehr schlechtem Zustande, und ein Ungeheuer konnte seine Flinte laden, sich die Finsterniß der Nacht zu Nutze machen, und einen Königsmord begehen. . . . . Man schaudert, wenn man nur daran denkt d)!“

Während des Zuges, welcher sich bis tief in die Nacht hinein erstreckte, spie der Pöbel, und vorzüglich die Weiber, die gräßlichsten Verwünschungen, Drohungen und den bittersten Spott gegen die Königin aus. Einige gedungene Bösewichter wagten es, sogar neben dem Wagen des Königs auszurufen: „Hoch lebe Ludwig der Siebzehnte!“ Andere riefen der unglücklichen Königin zu: „O! welch ein schöner Ball zum Spielen würde Dein Kopf nicht seyn!“ und noch andere riefen aus: „Kokarden von den Eingeweiden der Königin sind die wahren Nationalkokarden; verschafft euch welche!“ Bey jedem Wirthshause hielt der Zug an, und die königliche Familie mußte warten, bis es dem Pöbel gefiel, nachdem er getrunken hatte, wiederum aufzubrechen. Zu Sèvres hielt der Zug lange an; die Mörder nahmen die Köpfe der getödteten Gardes du Korps von den Stangen, und zwangen einen Friseur — dieselben zu frisiren, wor-

d) Forfaits du 6 Octobre. T. 2. p. 300.

nachdem sie diese Köpfe wieder auf die Stangen stecken, und vor dem Wagen des Königs hertragen e)."

Sechs schreckliche Stunden saß die königliche Familie im Wagen, ohne es zu wagen sich nur zu rühren; ohne einen Bissen Brod oder einen Tropfen Wasser fordern zu dürfen, aus Furcht, vergiftet zu werden. Der Herzog von Orleans, mit seinen Kindern, stand auf der Terrasse eines Hauses zu Passy, und machte sich das grausame Vergnügen, den schrecklichen Zug vorbey ziehen zu sehen f). Die königliche Familie saß da, betäubt von dem Lermen, welchen das Jauchzen des Volkes; das Freudengeschrey der Miliz; die wiederholten Ausrufungen: „Hoch lebe die Nation!“ das Donnern der Kanonen; die Flintenschüsse; der Lerm der Trommeln; das Sprechen eines unzählbaren Haufens; das Klingen der Waffen und das Traben der Pferde, nebst den Spottgesängen der Fischweiber machte. Alle Augenblicke erwarteten sie, in der dicken Finsterniß, den Schuß oder den Dolch, welcher einem Leben, das keinen Werth mehr für sie hatte, ein erwünschtes Ende machen werde.

Von Paris aus kam ein großer Haufe dem Zuge entgegen, um den König und seine Familie zu empfangen; aber sie kamen nicht, wie sonst gewöhnlich war, mit Freudengeschrey, sondern mit wildem Jauchzen und

---

e) Les brigands, qui portoient en triomphe les horribles trophées de leur victoire, s'arretèrent à Sever; ils forcèrent un perruquier à friser les deux têtes sanglantes; imagina-t-on jamais rien de plus atroce! Peut-on en parler sans frissonner d'horreur! Forfaits du 6 Octobre. T. 2. p. 304.

f) Témoin, 211. 344.

Mordgeschrey. Finsterniß, anhaltender Regen, und das dämmernde Licht der Fackeln, machten den Anblick noch scheußlicher und schreckenvoller. Um das Volk aufzuwiegeln, und, wo möglich, jetzo noch den Streich auszuführen, welcher ihnen am Vormittage nicht gelungen war, ließen die Verschwornen, zwey Stunden ehe der Zug ankam, vor demselben her, fünfzig bis sechzig mit Getreide beladene Wagen, von der Seite von Versailles her, in Paris einführen; und die neben dem königlichen Wagen her gehenden Fischweiber riefen, sobald sie nach Paris kamen, aus: „Wir bringen den Becker und die Beckerinn und den kleinen Beckerjungen g)!“ Die ganze Stadt wurde erleuchtet. Endlich kamen die königlichen Wagen, auf dem Greveplatze, vor dem Rathhause an. Als der König aus dem Wagen stieg, drängte sich das Volk auf eine höchst verdächtige Weise auf ihn zu, und seine Wache hatte große Mühe den Pöbel zurück zu treiben h). In dem Augenblicke, als der König aus dem Wagen stieg, waren sogar einige Ungeheure — mit Entsetzen schreibe ich es nieder — frech genug, zu fünf verschiedenen malen auszurufen: „an die Laterne i)!“ Der König, welcher diese gräßlichen Worte hörte, zitterte und schwankte, als er die Treppe des Rathhauses hinauf stieg; aber bald erholte er sich wieder. Herr la Fayette, welcher neben ihm gieng, bat den Monarchen, zu verschiedenen malen, er möchte doch sagen, daß er künftig in der Hauptstadt wohnen

g) Nous tenons le boulanger, et la boulangère, et le petit mitron; ils nous donneront du pain, ou ils verront. Témoin 182. 349.

h) Témoin 182. i) Témoin 349.

wolle; aber er möchte wenigstens ihm erlauben, dieses in seinem Namen zu sagen. Der König antwortete standhaft: „Ich weigere mich nicht, künftig zu Paris zu wohnen; aber ich bin über diesen Punkt noch unentschlossen, und ich will nicht etwas versprechen, ehe ich weiß, ob ich es werde halten können k).“ Der König trat, mit einem heitern Angesichte, in den Versammlungssaal des Bürgerrathes. Ihm folgte die Königin, mit ihren Kindern, von denen Sie an jeder Hand Eines führte. Ihr folgten der Graf von Provenze und seine Gemahlinn nach. Sie setzten sich auf den für sie zubereiteten Thron. Herr Moreau de St. Mery hielt hierauf an die königliche Familie eine Anrede, welche eine wahre Beleidigung war, weil sie so viele Komplimente und Glückwünschungen enthielt, die unter solchen Umständen wenig Eindruck machen konnten. Herr Bailly hielt, als Maire von Paris, auch eine Rede, worinn er dieses einen schönen Tag nannte, welcher den König mit seiner Familie nach Paris brächte. Der König antwortete eben so unwahr: „Er komme nach Paris mit Freude und Zuversicht.“ Die königliche Familie begab sich nun nach den Thuillerien, in die ihr bestimmte, aber noch uneingerichtete Wohnung, und ein Detaschement der Bürgermiliz bewachte hier, auf seinem eigenen Schlosse, den guten König, seine Gemahlinn und seine Kinder. Das Volk, sich immer gleich, immer unbeständig, immer nur von den Eindrücken des gegenwärtigen Augen-

k) Je ne refuse pas, de fixer mon séjour dans ma ville de Paris; mais je n'ai encore pris à ce sujet aucune résolution, et je ne veux pas faire une promesse que je ne suis pas décidé à remplir.

blickes glelet, verfolgte den König, von dem Rathhause bis nach den Thuillerien, mit Vivatrufen und Freudengeschrey: „Hoch lebe der König! Lange lebe die Königin!“ ertönten in der Luft, aus dem Munde derer, welche noch vor einer Stunde gegen eben diesen König und gegen eben diese Königin die gräßlichsten Drohungen und Verwünschungen ausgestoßen hatten. Des andern Tages drängte sich ganz Paris nach den Thuillerien, um den unglücklichen, gefangenen Monarchen zu betrachten. Und der König und die Königin, sich in die traurigen Umstände schickend, zeigten sich dem Volke, und besteckten sich und auch ihre Kinder über und über mit Nationalbändern und mit Nationalkokarden. Wer konnte sich enthalten, hiebey auszurufen:

Etre heureux comme un Roi, dit le peuple hébeté.
Hélas! pour le bonheur que sert la Majesté!

VOLTAIRE.

Sogleich nach der Ankunft des Königs in der Hauptstadt war Brod im Ueberflusse vorhanden: ein deutlicher Beweis, daß die Theurung der vorigen Tage durch die Verschwornen bewirkt worden war.

Der Bürgerrath der Stadt Paris theilte unter die Weiber, welche sich zu Versailles am meisten ausgezeichnet hatten, Medaillen an Nationalbändern aus, und der Abbe Mulot sagte, indem er den Weibern die Medaillen öffentlich überreichte: „Empfangt die Belohnung, welche das Vaterland euerer Tugend, euerer Weisheit, und euerem Patriotismus zuerkannt hat!“

Herr Bailly, an der Spitze der Abgesandten der Hauptstadt, erschien am folgenden Tage vor dem Könige und der Königin. Er hielt eine wohlgesetzte Rede, welche

abermals ein empörendes Possenspiel war. Er versicherte den König „der Hochachtung und der Liebe der Einwohner von Paris." Eben derselben Einwohner, welche, vier und zwanzig Stunden vorher, die königliche Familie hatten ermorden wollen. Er sagte: „ihm sey von den Pariserbürgern aufgetragen, dem Könige für die gütigen Gesinnungen zu danken, welche ihn bewogen hätten mit seiner Gemahlinn, und mit seinen Kindern nach Paris zu kommen." Und er wußte doch, daß man den guten König, wie einen Gefangenen, mit Gewalt nach Paris gebracht hatte. Er sagte ferner zu dem Könige: „Zufolge eines alten Vorrechts (obgleich alle alten Vorrechte waren abgeschäfft und aufgehoben worden) wünsche die Hauptstadt ihn nun auf immer zu besitzen." Das heißt: er befahl dem Könige, künftig hier im Arreste zu bleiben. Der König antwortete: „Er wolle gerne in der Hauptstadt bleiben, wenn Er hoffen dürfe, Friede und Ruhe wiederum hergestellt zu sehen." Dann wandte sich Herr Bailly an die Königin, versicherte auch Sie der Hochachtung und der Liebe der Hauptstadt, und endigte mit einem zierlichen Komplimente, wie es sich für eine Dame schickte a). Wahrlich, eine Nation, welche so handelt und so spricht, ist der Freyheit ganz unwürdig, und beweist, daß sie unter die Zahl derjenigen Nationen gehöre, von denen Rousseau sagt: „daß sie, das Herz voll von allen Diensten der Sklaven, sich einbilden, um frey zu seyn, brauche man nur aufrührisch sich zu bezeigen!"

a) Lorsque le Roi accorde cette grace à sa bonne ville de Paris, lorsqu'il daigne lui en donner l'assurance, elle est heureuse de penser, que Vôtre Majesté a contribué à la lui faire obtenir.

„Die Verschwörung, deren Geschichte ich so eben erzählt habe, gleicht keiner von denen, welche die Geschichte uns aufbehalten hat. Lesen wir die Verschwörung von Venedig; die Verschwörung von Genua; diejenige, welche den Herzog von Braganza auf den Portugiesischen Thron setzte; oder auch die Verschwörung des Katilina (welche mit der Orleanschen die größte Aehnlichkeit hat) so finden wir überall Männer, welche einen festen Plan haben, und welche die Ausführung desselben selbst übernehmen. Ihr seht Männer, die entschlossen sind, den Plan durchzusetzen oder umzukommen. Wenigen unter ihnen ist das eigentliche Geheimniß bekannt, aber alle sind entschlossen; sie gründen die Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf weiter nichts, als ihren eigenen Muth: sie regieren nicht einen verirrten Pöbel, sie machen nicht diesen Pöbel in ihren Händen zu einem blinden Werkzeuge, das sie nach Gefallen in Bewegung setzen. Alles ist kombinirt; die Stunde, der Augenblick, das Signal zum Losschlagen, alles ist bestimmt. Auf eine Minute kommt es an, ob der Plan gelingen oder nicht gelingen soll. Aber hier, was sehen wir? Partheygänger vielmehr als Verschworne; feige Bösewichter, ohne Kraft und ohne Muth, die im Finstern wirken; die, um ein einfältiges und leichtgläubiges Volk zu verführen, ihre sträflichen Plane mit dem Firnisse des Patriotismus übertünchen. Sie gründen den ganzen Erfolg ihrer Plane auf die Verirrungen oder auf die Wuth des Pöbels, den sie zwar wohl aufwiegeln können, aber den sie nicht nach Gefallen zu leiten, und dem sie noch viel weniger zu gehöriger Zeit Einhalt zu thun im Stande sind. In einem solchen Komplotte wird alles dem Zufalle überlassen; die glücklichsten Augenblicke zur Ausführung verstreichen unge-

nutzt; die günstigsten Gelegenheiten werden verfehlt. Man verliert die kostbarste Zeit, ehe man diese Menge von Automaten versammelt hat, und, wenn sie endlich bey einander sind, ehe man sie in Bewegung gesetzt hat. Gewöhnlich wird es zu spät. So gieng es auch hier. Die Verschwornen wollten ihren Plan in der Nacht ausführen, aber sie konnten ihre Kohorten erst gegen sechs Uhr des Morgens in Bewegung bringen, und die Vorsehung, welche über menschliche Dinge wacht, hat das Leben des Königs und seiner Familie gerettet, und die französische Nation vor der entsetzlichsten Greuelthat verschont." a)

Je mehr ich über das, was am fünften Oktober, und an den folgenden Tagen vorfiel, nachdenke: desto mehr sehe ich in der französischen Nation ein weichliches, durch Wollüste aller Art entnervtes, der Knechtschaft gewohntes, und sich über dieselbe zu erheben gänzlich unfähiges Volk. Ganz anders lauten die Jahrbücher eines freyen Volkes, und eines Volkes, welches seine Freyheit verdient. Aufopferung, Standhaftigkeit, Muth in Gefahr, Geringschätzung des Lebens, und Großmuth gegen gefangene Feinde, sind karakteristische Züge eines solchen Volkes. Leonidas mit seinen Spartanern, bey Thermopylä; die Schweizer, gegen Karl den Kühnen, bey Murten und Grandson; ein kleiner Haufe Schweizer, gegen die ganze französische Armee bey Basel, die alle umkamen, aber, wie Aeneas Sylvius sagt: nicht überwunden, sondern durch Ueberwinden abgemattet dahin fielen. b) Der Krieg der amerika-

a) Forfaits du 6 Octobre. T. 1.

b) Non tam victi, quam vincendo fessi Helvetii.

„Die Verschwörung, deren Geschichte ich so eben erzählt habe, gleicht keiner von denen, welche die Geschichte uns aufbehalten hat. Lesen wir die Verschwörung von Venedig; die Verschwörung von Genua; diejenige, welche den Herzog von Braganza auf den Portugiesischen Thron setzte; oder auch die Verschwörung des Katilina (welche mit der Orleanschen die größte Aehnlichkeit hat), so finden wir überall Männer, welche einen festen Plan haben, und welche die Ausführung desselben selbst übernehmen. Ihr seht Männer, die entschlossen sind, den Plan durchzusetzen oder umzukommen. Wenigen unter ihnen ist das eigentliche Geheimniß bekannt, aber alle sind entschlossen; sie gründen die Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf weiter nichts, als ihren eigenen Muth: sie regieren nicht einen verirrten Pöbel, sie machen nicht diesen Pöbel in ihren Händen zu einem blinden Werkzeuge, das sie nach Gefallen in Bewegung setzen. Alles ist kombinirt; die Stunde, der Augenblick, das Signal zum Losschlagen, alles ist bestimmt. Auf eine Minute kommt es an, ob der Plan gelingen oder nicht gelingen soll. Aber hier, was sehen wir? Partheygänger vielmehr als Verschworne; feige Bösewichter, ohne Kraft und ohne Muth, die im Finstern wirken; die, um ein einfältiges und leichtgläubiges Volk zu verführen, ihre sträflichen Plane mit dem Firnisse des Patriotismus übertünchen. Sie gründen den ganzen Erfolg ihrer Plane auf die Verirrungen oder auf die Wuth des Pöbels, den sie zwar wohl aufwiegeln können, aber den sie nicht nach Gefallen zu leiten, und dem sie noch viel weniger zu gehöriger Zeit Einhalt zu thun im Stande sind. In einem solchen Komplotte wird alles dem Zufalle überlassen; die glücklichsten Augenblicke zur Ausführung verstreichen unge-

nutzt; die günstigsten Gelegenheiten werden verfehlt. Man verliert die kostbarste Zeit, ehe man diese Menge von Automaten versammelt hat, und, wenn sie endlich bey einander sind, ehe man sie in Bewegung gesetzt hat. Gewöhnlich wird es zu spät. So gieng es auch hier. Die Verschwornen wollten ihren Plan in der Nacht ausführen, aber sie konnten ihre Kohorten erst gegen sechs Uhr des Morgens in Bewegung bringen, und die Vorsehung, welche über menschliche Dinge wacht, hat das Leben des Königs und seiner Familie gerettet, und die französische Nation vor der entsetzlichsten Greuelthat verschont." a)

Je mehr ich über das, was am fünften Oktober, und an den folgenden Tagen vorfiel, nachdenke: desto mehr sehe ich in der französischen Nation ein weichliches, durch Wollüste aller Art entnervtes, der Knechtschaft gewohntes, und sich über dieselbe zu erheben gänzlich unfähiges Volk. Ganz anders lauten die Jahrbücher eines freyen Volkes, und eines Volkes, welches seine Freyheit verdient. Aufopferung, Standhaftigkeit, Muth in Gefahr, Geringschätzung des Lebens, und Großmuth gegen gefangene Feinde, sind karakteristische Züge eines solchen Volkes. Leonidas mit seinen Spartanern, bey Thermopylä; die Schweizer, gegen Karl den Kühnen, bey Murten und Grandson; ein kleiner Haufe Schweizer, gegen die ganze französische Armee bey Basel, die alle umkamen, aber, wie Aeneas Sylvius sagt: nicht überwunden, sondern durch Ueberwinden abgemattet dahin fielen. b) Der Krieg der amerika-

a) Forfaits du 6 Octobre. T. 1.

b) Non tam victi, quam vincendo fessi Helvetii.

„Die Verschwörung, deren Geschichte ich so eben erzählt habe, gleicht keiner von denen, welche die Geschichte uns aufbehalten hat. Lesen wir die Verschwörung von Venedig; die Verschwörung von Genua; diejenige, welche den Herzog von Braganza auf den Portugiesischen Thron setzte; oder auch die Verschwörung des Katilina (welche mit der Orleanschen die größte Aehnlichkeit hat) so finden wir überall Männer, welche einen festen Plan haben, und welche die Ausführung desselben selbst übernehmen. Ihr seht Männer, die entschlossen sind, den Plan durchzusetzen oder umzukommen. Wenigen unter ihnen ist das eigentliche Geheimniß bekannt, aber alle sind entschlossen; sie gründen die Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf weiter nichts, als ihren eigenen Muth: sie regieren nicht einen verirrten Pöbel, sie machen nicht diesen Pöbel in ihren Händen zu einem blinden Werkzeuge, das sie nach Gefallen in Bewegung setzen. Alles ist kombinirt; die Stunde, der Augenblick, das Signal zum Losschlagen, alles ist bestimmt. Auf eine Minute kommt es an, ob der Plan gelingen oder nicht gelingen soll. Aber hier, was sehen wir? Partheygänger vielmehr als Verschworne; feige Bösewichter, ohne Kraft und ohne Muth, die im Finstern wirken; die, um ein einfältiges und leichtgläubiges Volk zu verführen, ihre sträflichen Plane mit dem Firnisse des Patriotismus übertünchen. Sie gründen den ganzen Erfolg ihrer Plane auf die Verirrungen oder auf die Wuth des Pöbels, den sie zwar wohl aufwiegeln können, aber den sie nicht nach Gefallen zu leiten, und dem sie noch viel weniger zu gehöriger Zeit Einhalt zu thun im Stande sind. In einem solchen Komplotte wird alles dem Zufalle überlassen; die glücklichsten Augenblicke zur Ausführung verstreichen unge-

